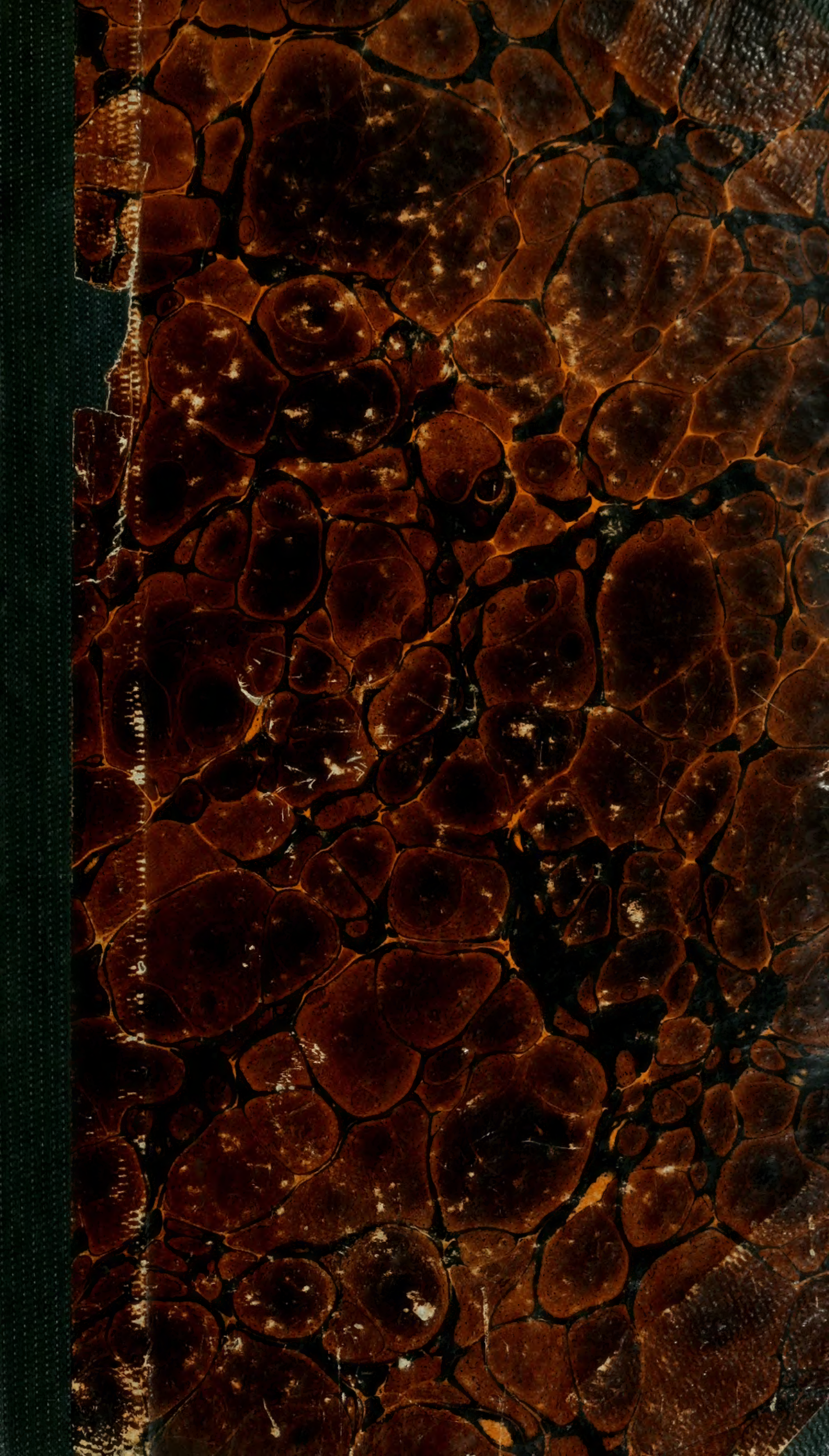


Anton Palme
1895.

Kurze
Encyklopädie der Philosophie

aus

praktischen Gesichtspuncten

entworfen

von

Herbart.

Halle,
bey C. A. Schwetschke und Sohn.
1831.

Vorrede.

Encyklopädische Darstellung der Philosophie ist ein sehr allgemeines Bedürfniß; zwar nicht für Jünglinge, denen Vorlesungen zur Einleitung in die Wissenschaft offen stehn, aber desto mehr für Männer, die nicht von vorn an ihre Schule machen, jedoch auch die Philosophie nicht aus den Augen verlieren wollen. Ob indessen eine streng geformte Encyklopädie, vollends wenn sie nur abgekürzten Vortrag des Systems enthält, dem Bedürfnisse hinreichend entgegenkomme? mag bezweifelt werden. Ueber künstliche Formen läßt sich viel streiten; sie gelten den praktisch gebildeten Männern für Systemfesseln; und den Gegenständen selbst wird dadurch ein Theil der Aufmerksamkeit entzogen. Man wird sich also nicht sehr wundern, wenn hier eine Encyklopädie erscheint, die von der Sache ausgeht, zur Form nur allmählig fortschreitet, auf frühere systematische Schriften sich stützt, und soviel möglich dem praktischen Interesse zu entsprechen beabsichtigt.

Um jedoch dem Plane dieses Buches mehr Licht zu geben, muß angezeigt werden, daß mancherley Aufforderungen vorausgingen, die sich im Wesentlichen auf zwey Richtungen zurückführen lassen. Theils nämlich verlangte man einen populären Vortrag; theils erleichterte Uebersicht der Art, wie die ethischen, metaphysischen, naturphilosophischen, psychologischen Untersuchungen in einander greifen. Jenes Begehren konnte zur Erweiterung früherer Darstellungen veranlassen; dieses im Gegentheil schien engeres Zusammenziehen nöthig zu machen.

Beides auf einmal zu leisten ist innerhalb gewisser Grenzen wohl möglich, wenn man bedenkt, daß jede philosophische Schrift für den Leser das wird, was er sich daraus macht.

Denjenigen, welche Uebersicht verlangen, liegen ohne Zweifel die häufig citirten frühern Werke vor Augen. Sie werden also nachschlagen. Ihnen genügen Winke; und es mag ihnen nicht beschwerlich seyn, dieselben noch mehr in den spätern, als in den vordern Capiteln aufzusuchen.

Andere, für welche der Vortrag populär seyn soll, lieben darum gleichwohl nicht die Weitläuftigkeit; sie lassen sich Abkürzungen bey solchen Gegenständen gefallen, die mehr Schwierigkeit als allgemeines Interesse haben. So durfte manches beynahe ganz wegbleiben, was am gehörigen Orte schon früher seine völlig hinreichende Ausführung erhalten hatte.

Elementar-Unterricht ist hier nicht zu suchen.*) Die gewöhnlichen Kenntnisse des Gelehrten jedes Faches, der mit der Zeit fortschreitend auch nach der Philosophie sich zuweilen umsieht, — werden hier vorausgesetzt. Auch die folgenden vier Hauptsätze:

die Grundbegriffe der praktischen Philosophie sind ästhetisch;

die Grundbegriffe der Metaphysik sind widersprechend;

die Grundbegriffe der Psychologie sind mathematisch;

zur Begründung der Naturphilosophie gehört Synechologie,

sollen wenigstens historisch bekannt, und das Befremden, welches sie wohl pflegen den Kantianern und den modernen Spinozisten beym ersten Hören zu verursachen, soll vorüber seyn.

Zu dem ersten dieser Sätze, der zahllose Anhänger hat, wenn gleich sie ihn nicht auszusprechen verstehen, wird man den Beweis, und mancherley Erläuterung im Buche finden. Er deutet auf das wohlbekannte honestum et turpe, dessen stoische Entwickelung zwar beym Cicero wie ein gerollter Kiesel erscheint, doch für geübte Augen fast so kenntlich, wie die wahre Logik beym Aristoteles. Für den

*) Ungeachtet des Kunstworts: Elementarlehre, dessen auch Kant in der Kritik der reinen Vernunft sich zur Ueberschrift bediente.

zweyten Satz mag einstweilen Hegel als Gewährsmann gelten. Zwar, wem die Widersprüche unter den Füßen brennen, der sollte sich aufmachen, und herausschreiten. Hegel besitzt eine, nicht eben beneidenswerthe, Uebung sie zu ertragen: doch hat er sie erblickt, anerkannt, laut ausgesprochen, mit allem Nachdruck darauf hingewiesen; ein Verdienst, das weit höher anzuschlagen ist, als seine Gegner ihm einzuräumen pflegen. Was den dritten Satz anlangt, so findet man in diesem Buche Psychologie fast überall, aber ohne Mathematik. Die Früchte sind abgepflückt. Das Aehnliche gilt von dem vierten Satze in Ansehung der kurzen Capitel vom Leben und von der Materie. Synechologie ist zu schwer für den encyklopädischen Vortrag.

In Vorreden pflegt von Recensionen die Rede zu seyn. Durch solche haben neuerlich einige treffliche Männer sich im hohen Grade um den Verfasser verdient gemacht. Diejenigen unter ihnen, welche Philosophie öffentlich lehren, werden sich vermuthlich noch weiter äußern; daher Alles, was vorgreifend scheinen könnte, hier vermieden wird. Von Andern wird wenigstens Herr Professor Drobisch erlauben, hier genannt zu werden, da die Feder, welche die Recension der Metaphysik im Augusthefte der Jenaischen Literaturzeitung von 1830 schreiben konnte, Allen denen kenntlich seyn wird, welche die Stücke der Leipziger Literaturzeitung vom 10ten und 11ten November 1828 nicht übersehen haben. Wer nun jene Metaphysik lesen will, der beraube sich nicht der Uebersicht, welche ihm für einen gro-

ßen, und vielleicht für den schwersten Theil des Buches, in lichtvoller Kürze, ausgestattet mit belehrenden Bemerkungen, durch die angeführte Recension dargeboten wird. Wer aber die Metaphysik von Seiten ihrer Verständlichkeit möchte angreifen wollen, dem würde sich die nämliche Recension in eine warnende Thatsache verwandeln; gerade so, wie es früher in Ansehung der mathematisch-psychologischen Untersuchungen der Fall war. Denn von der Psychologie ausgehend hat sich die gütige Aufmerksamkeit des Herrn Professor Drobisch ausgedehnt bis auf die Metaphysik; so, daß schon der bloße Aufwand der Zeit, welche bekanntlich die Mathematiker gar sehr zu schätzen wissen, ein Geschenk ist, welches dem Lehrer eines fremden Faches nicht genugsam kann verdankt werden. Sollte indessen Jemand Lust haben, aus der Mücke den Elephanten zu machen: so fände ein solcher vielleicht Stoff dazu in einigen kleinen Differenzen; über welche beyspielsweise (jedoch nicht, um mit dem Mathematiker über Darstellung mathematischer Gegenstände zu streiten,) hier ein Wort muß beygefügt werden. Nach richtiger Darstellung der Methode der Beziehungen findet Hr. D. ganz am Ende noch eine unklare Stelle. Natürlich müßte man erwarten, daß nun bald umgekehrt, wo es zur Anwendung der Methode auf das Problem der Inhärenz kommt, der Verfasser einen unklaren Bericht finden würde. Das Misverständniß müßte wachsen bey der darauf gebauten Untersuchung der Hauptsache, nämlich des Unterschiedes zwischen wirklichem und scheinbarem Geschehen. Vollends aber bey der hievon abhängenden Lehre von der

Materie würde durch Anhäufung der Fehler die Finsterniß so arg werden, daß in dieser Gegend die Recension nun endlich wohl so aussehn konnte, wie manche frühere Recensionen der Psychologie (um nicht noch weiter zurückzugehen) wirklich aussahen. Nichts von dem Allen! Der Bericht bleibt treu; der Faden vestgehalten; die Auswahl treffend; die Präcision so ausgezeichnet, daß man fragen möchte, ob jemals ein metaphysisches Buch zuvor das Glück gehabt habe, von seinem Beurtheiler so dargestellt zu werden? Aber das Urtheil — überläßt Herr Professor Drobisch den Männern vom Fache. Er will nicht eine Lehre darum, weil er sie verstanden hat, auch schon für wahr halten. Nur um dieselbe zu weiterer Prüfung zu empfehlen, hat er so sorgfältig darüber Bericht erstattet. Daß durch solche Behutsamkeit das Gewicht der Recension nur konnte vermehrt werden, wird unmittelbar einleuchten. Möge die allgemeine Anerkennung so schöne Bemühungen lohnen! Dieser Wunsch darf hier ausgesprochen werden; denn der Scharfsinn des trefflichen Mannes gehört rücksichtlos der Wissenschaft, und wenn sein Beyspiel auf andre Mathematiker wirkt, so hat die Metaphysik viel Licht, aber keine Partheygunst zu erwarten.

Inhalt.

Erster Abschnitt. Elementarlehre.

Zweyter Abschnitt. Methodenlehre.

Erster Abschnitt.

Elementarlehre.

Erstes Capitel.

Vom praktischen Bedürfnisse der Philosophie.

1. Wie den Naturforscher jede Erweiterung seines Wissens durch's Erfahren und Beobachten erfreut: so giebt es auch für den Denker ein Interesse an der bloßen Zusammenordnung und vollendeten Bestimmung seiner Begriffe. Aus diesem Interesse quillt das speculative Bedürfniß der Philosophie. Aber oftmals ereignet sich's, daß die Befriedigung eines Bedürfnisses um etwas abweicht von den Erwartungen, mit denen es Anfangs verbunden war. Das speculative Bedürfniß des Denkers veranlaßt gewöhnlich die Meinung, aus der Zusammenordnung aller Hauptbegriffe werde ein ungetheiltes Ganzes hervorgehn; dieses Ganze wird unter dem Namen der Philosophie gesucht. Hingegen findet man nach gehöriger Arbeit anstatt des gesuchten Ganzen drey völlig verschiedene Wissenschaften. Nur eine derselben, die Metaphysik, welche, das Wort im weitesten Sinne genommen, die Betrachtung über uns selbst, über die Außenwelt, und über das höchste Wesen in sich faßt, gewährt, theilweise wenigstens, ein Wissen.. Es sondert sich aber von ihr, unter dem Namen der Logik, eine Reihe von Bestimmungen über Begriffe als solche, über deren Verhältniß und Verknüpfung, ohne Rücksicht auf die Frage, welche Gültigkeit die Begriffe haben mögen. Es sondern sich ferner mancherley Klassen von solchen Bestimmungen, die bloß einen Werth oder Unwerth anzeigen, ohne Rücksicht auf zufällige Neigung und Liebhaberey; die wichtigsten dieser Werthbestimmungen beziehen sich auf das Wollen und Handeln; das System derselben heißt Ethik

oder praktische Philosophie, und begreift das Naturrecht sowohl als die Politik in sich. Will man aber alle Werthbestimmungen, ohne Rücksicht auf den Unterschied der Klassen und der Gegenstände, zusammenfassen, so findet sich für die hieraus entspringende Gesammtheit kein andrer Name, als der, der Aesthetik, welcher im wissenschaftlichen Sinne auch die praktische Philosophie angehört. Schon die Alten, indem sie Logik, Physik und Ethik unterschieden, hatten die drey Theile der Philosophie gefunden; und die Sonderung muß bleiben, weil sonst die verschiedenen Methoden der Untersuchung sich vermischen und verwirren.

2. In so fern man aber die Untersuchung als schon geschehen voraussetzt, ist die Sonderung, wodurch die genannten drey Wissenschaften die Form von drey getrennten Lehrgebäuden annehmen, nicht weiter nöthig. Für jeden willkührlichen Zweck pflegt man die verschiedensten Mittel und Werkzeuge an Einen Ort zusammenzubringen; dasselbe können auch die verschiedenen Lehren der Philosophie, sobald jede an ihrem Orte fertig geworden ist, sich gefallen lassen; wobei sich jedoch die Bedingung von selbst versteht, daß, wenn man irgend eine dieser Lehren einer neuen Prüfung unterwerfen will, sie zuvor an ihren rechten, wissenschaftlichen Ort zurückgetragen, und dort im gehörigen Zusammenhange untersucht werden muß.

3. Nicht bloß können verschiedene philosophische Lehren in eine Verbindung gebracht werden, die von ihrer systematischen Stellung abweicht: sondern es giebt Motive, um derentwillen dieses geschehen soll; und die praktische Philosophie selbst zeigt die Motive bestimmt an, indem sich an mehrern Stellen im Laufe ihrer Untersuchungen ein praktisches Bedürfniß der gesammten Philosophie zu erkennen giebt, welches durch bloß systematische Kenntniß derselben nicht würde befriedigt werden.

4. Zuvörderst findet sich in der Ethik die Idee eines allgemeinen Cultursystems, zu welchem alle Arten von Kraft-

äußerung gesellig vereinigt seyn sollen*). „Wie ein einziges, durchaus vielseitig ausgebildetes Vernunftwesen sich in diesen oder jenen Gegenstand vertiefen, wie es aber auch aus einer und der andern Vertiefung zurückkommend sich besinnen, und seine mannigfaltigen Begriffe, auf welche Weise sie es nur immer gestatten, von einander durchdringen lassen würde: so sollen auch die Mehrern einander geistig durchdringen können, ohne durch die Geschiedenheit der Individualitäten daran gehindert zu werden. Es muß also Jeder den Gedankenkreis jedes Andern in sich aufzunehmen, und in denselben hinüberzutreten fähig seyn." Man erkennt auf den ersten Blick, daß Gemeinschaft der Sprache die erste Bedingung eines solchen Culturſystems ist; daher auch für die sogenannte Gelehrten-Republik, welche bey uns die kenntlichsten Spuren des Cultursystems in der Wirklichkeit darbietet, die Sprachstudien als Grundlage aller Gelehrsamkeit betrachtet werden, indem ohne sie keine Verbindung derer, welche durch Ort und Zeit getrennt sind, möglich wäre. Allein gerade aus dem nämlichen Grunde muß die Philosophie noch zu den Sprachen hinzukommen. Denn in ihr werden die Hauptbegriffe aller Wissenschaften und die Mittelpuncte aller Meinungskreise zur Untersuchung gezogen; daher auch die Sprachen selbst großentheils durch Philosophen sind ausgebildet worden. Die Worte sind nichts anderes als Zeichen von Gedanken; die Gemeinschaft der Gedanken, und die Leichtigkeit in der Mittheilung derselben, ist es, welche eigentlich gesucht wird. Wie nun bis jetzt die unerwünschte Mehrheit der Sprachen zwar ein Uebel ist, dennoch aber keineswegs das Sprachstudium aufgegeben, sondern vielmehr erweitert wird: so ist auch die Mehrheit und der Streit der philosophischen Systeme zwar ein großes Ungemach; aber eben diese Systeme bezeichnen die Hauptpuncte, um welche auch der Streit der Meinungen in der menschlichen Gesellschaft sich dreht; und so gewiß der gesellige Mensch sich in diesem Meinungsstreite muß orientiren lernen, eben so nöthig ist das

*) Praktische Philosophie, im elften Capitel des ersten Buchs.

Studium der Philosophie. Offenbar jedoch können hier die vesten Lehrgebäude nicht allein ausreichen. Geläufigkeit im philosophischen Denken (so wie im Sprechen) muß hinzukommen; auf jede philosophische Lehre muß man sich schnell zu besinnen wissen; darauf gründet sich das erste praktische Bedürfniß einer solchen Darstellung der Philosophie, wobey die systematischen Verknüpfungen aufgelöset werden, um eine große Mannigfaltigkeit anderer Verbindungen unter den einzelnen Lehren zu veranlassen.

Man kann hiebey bemerken, daß, wenn bey einer gebildeten Nation die Philosophie in Verfall geräth, dies ein Zeichen ist, sie betrachte den Streit der Meinungen als unbedeutend, und lasse den bösartigen Streit der Factionen an die Stelle treten. Vor solcher Schlechtigkeit ist hoffentlich Deutschland noch sicher!

5. Während nun das gesellige Bedürfniß, wie eben gezeigt, zwar auf Philosophie, aber nicht auf deren systematische Gestalt gerichtet ist: läßt sich ein ganz ähnliches Bedürfniß auch für den einzelnen Menschen, sofern er mitten im Laufe des Lebens und der Geschäffte begriffen ist, leicht nachweisen. An der Stelle der Ethik, wo dieselbe den Begriff der Tugend erklärt*), erblickt man als erste Grundlage der Tugend ein Verhältniß zwischen Einsicht und Wille, welche beide Glieder des Verhältnisses in Einer Person nicht bloß beysammen seyn, sondern auch im Laufe des Handelns und Leidens stets verbunden und einstimmend bleiben müssen. Aber der Wille wird von der Welt mannigfaltig umhergelenkt; und jeder moralische Mensch wird aus eigner Erfahrung wissen, wie schwer es ist, sich im Gedränge der Umstände stets der ursprünglichen Vorsätze und Grundsätze dergestalt bewußt zu bleiben, daß man über den ganzen Zusammenhang seines Thuns und Lassens sich eine genügende Rechenschaft geben könne. Diejenige Einsicht, welche dem Willen vorleuchten soll, besteht zwar zu-

*) Praktische Philosophie, im ersten Capitel des zweiten Buchs; man vergleiche auch die beiden folgenden Capitel.

nächst aus Bestimmungen des Werths und Unwerths, des Edeln und Unedeln, des Erlaubten und der Schuldigkeit, wornach der Wille sich richten muß, um innerhalb der Gränzen der Pflicht sich anständig zu bewegen; aber bey den einzelnen Handlungen kommt noch das Zweckmäßige, es kommen die Mittel und Hindernisse, es kommt die Kenntniß der Welt und der Natur in Anschlag, damit nicht ein thörichtes Verfahren die besten Absichten entstelle. Hier braucht man die theoretische und praktische Philosophie fortdauernd zugleich; und wer in Einem Buche Ethik, im andern aber Metaphysik gelernt hat, dem wird manchmal der Wunsch rege werden, die einzelnen Lehren dieser Wissenschaften möchten aus ihrem Gefüge heraustreten, um eine ganz andere Verbindung einzugehn, welche mehr für den Dienst des Tages, um nicht zu sagen des Augenblicks, eingerichtet wäre.

6. Mit wenigen Worten gedenken wir schon hier der Religion und der Geschichte, weil von diesen beiden hauptsächlich die Bildung des praktischen Menschen pflegt erwartet zu werden. Beide bedürfen der Auslegung; und die Erfahrung selbst kann lehren, wie sehr mit dem Wechsel der philosophischen Systeme sich diese Auslegung zu ändern pflegt. Uebrigens ist Philosophie nicht für unruhige Köpfe, noch auch für unruhige Gemüther. Jene mögen sich an Geschichte und Erfahrung halten; diese müssen sich der Kirche darbieten. Wenn die Rede von der Sünde einen solchen Eindruck macht, daß sich im Gemüthe ein wunder Fleck durch einen stechenden Schmerz verräth: der muß sich bessern, und um es zu können, durch die Buße hindurchgehn. Theorien können ihm nicht helfen, welche Gestalt sie auch annehmen.

7. Das Vorstehende läßt schon erkennen, das praktische Bedürfniß der Philosophie werde nicht einfach seyn, sondern aus verschiedenen Bedürfnissen zusammengesetzt. Um es zergliedern zu können, müssen wir zuerst den praktischen Menschen mehr anschaulich vergegenwärtigen.

Jeder Mensch in reifen Jahren hat zuvörderst eine gewisse Weise der täglichen Beschäfftigung angenommen. Er findet

sich ferner durch Andre, mit denen er lebt, theils angezogen, theils abgestoßen; daher entstehn für ihn mancherley Verhältnisse der Gesinnungen. Dazu kommen noch Verhältnisse der Familie und des Dienstes. Die weitern Unterabtheilungen, welche zu diesen vier Hauptpuncten gehören, zeigt folgende Tafel:

Die Lebensweise wird bestimmt durch

Beschäfftigungen:
Arbeit,
erhebende Erhohlung,
abspannende Erhohlung.

Gesinnungen
des Verkehrs,
des Beyfalls,
der Liebe,
} sammt den Gegentheilen.

Familienverhältniß
der Ehegatten,
der Eltern,
der Seitenverwandten.

Dienstverhältniß:
Zwangsdienst,
Lohndienst,
Ehrendienst.

Diese Hauptquellen der Motive für den praktischen Menschen sind allgemein; in besondern Fällen verlängert sich die Reihe*). Hier ist das Nöthigste, zu bemerken, daß die vier Hauptpuncte sich gegenseitig bestimmen.

Meistentheils sind die Arbeiten vorgeschrieben durch den Dienst, es sey nun Staatsdienst oder Lohndienst der Gewerbetreibenden; wobey der Unterschied nur darin liegt, daß der Staatsdiener gebunden ist an Befehle, der Gewerbsmann hingegen an die Natur der Waare und des Geschäffts. Nun folgt zwar auf Arbeit Erhohlung, und hiemit freye Wahl; aber die Wahl ist gewöhnlich bald entschieden. Die Menschen mögen gar selten allein seyn; sie überliefern sich dem Strome

*) Praktische Philosophie, 2. Buch, 7. Cap. u. folg., wo das Verhältniß der aufgestellten Begriffe und ihre sittliche Bedeutsamkeit erklärt ist.

des Umgangs, sammt allen den Aufmerksamkeiten und Rücksichten, die er fordert. Hier fangen die Gesinnungen der Personen gegen einander ihre Einwirkung an. Nicht Alle passen in einerley Conversation. Es giebt Gesinnungen des Verkehrs; nach diesen ordnen sich die Gruppen; hiernach richtet sich die gemeinsame Erhohlung. Rückwärts wird der Umgang gewählt, um besondere Arten der Erhohlung, bestimmte Vergnügungen mit einander zu theilen. Allein es tritt nun ein großer Unterschied der Gesinnungsverhältnisse hervor. Es giebt etwas Höheres als den Verkehr. Wo Achtung, und vollends wo Liebe die Menschen zusammenführt, oder umgekehrt, wo Geringschätzung, Widerwille, Haß, sie auseinander hält: da wird nach bloßer Beschäfftigung und geselliger Erhohlung nicht viel gefragt. Die Liebhabereyen an solchen oder andern Hülfsmitteln der Abspannung (etwa Spielkarten oder Zeitungen) treten von selbst in den Hintergrund, wo ächte Freundschaft statt der Abspannung ihre erhebende Erhohlung darbietet. Aber nicht alle Gesinnungsverhältnisse sind so mächtig; auch ist ihr Unterschied oftmals undeutlich und verwischt. Derjenige, welcher sich die Frage, ob in seinem geselligen Leben die Gesinnung gegen Personen oder das Bedürfniß nach Erhohlung mehr vorherrsche? genau beantworten will, wird Mühe haben, sich darüber Rechenschaft zu geben. Dies ist aber nur der Anfang einer Betrachtung, welche viel weiter geht. Denn eben so fragt sich wohl Mancher, ob er den Dienst gewählt habe, weil ihm die damit verbundene Arbeit behagte? oder ob er umgekehrt sich die Arbeit gefallen läßt, weil der Dienst Lohn und Ehre einbringt? Und in dies Alles greifen nun noch die mancherley Familienverhältnisse so tief ein, daß oft alles Andre nur ihrentwegen und durch sie vorhanden zu seyn scheint.

Es ist zwar anzunehmen, daß jeder verständige und wohldenkende Mann nicht bloß für sich selbst, sondern auch für Andre, die ihn angehn, die mancherley Rücksichten, welche das Amt, die Familie, der Umgang, das Geschick zur Arbeit, das Bedürfniß der Erhohlung, unter gegebenen Umständen

erfordern, erwäge und in das ihnen gebührende Gleichgewicht zu bringen suche; — wiewohl oft genug dabey zu sehr nach Außen geschaut, und die Rückwirkung des Aeußern auf die Person, welche sich im Gedränge aller dieser Rücksichten befindet, meist vergessen oder vernachlässigt wird; so lange wenigstens, bis irgend ein bedeutendes Uebel in ihr selbst hervortritt, welchem zu helfen vielleicht schon zu spät ist. Jedenfalls aber wird man bekennen müssen, daß es Mühe koste, zu einer vollständigen Ueberlegung hierüber zu gelangen; und abermals Mühe, das Leben selbst nach den Ergebnissen der Ueberlegung einzurichten. Wer dies vollbringt: von dem darf man rühmen, er habe sich über sich selbst erhoben. Wer es nicht vollbringt: der wird den Grund, warum es mislingt, zum Theil in sich, sehr oft aber auch großentheils außer sich finden.

8. Wir denken uns zuvörderst einen Mann, der für seine Lebensweise die angegebenen vier Puncte (sammt den dazu gehörigen Unterabtheilungen) vollkommen an die rechte Stelle gesetzt hat. In den Arbeitsstunden steht ihm das Ganze der Arbeit und deren Zweck stets unverrückt vor Augen; während er von den Einzelnheiten seines Geschäffts in jedem Augenblick gerade nur diejenige in Gedanken hat, welche so eben sein Thun und Denken erfordert. Dagegen vergißt er alle Arbeit zu der Zeit, welche der Erhohlung gewidmet ist; es ist ihm leicht, sich zum Höhern aufzuschwingen in dem edlern Theile der Erhohlung, welche der Sabbathfeyer entspricht; es kostet ihn auch keine Ueberwindung, zum Geringfügigen sich herabzulassen; und er hütet sich wohl, in Gesellschaft etwa nur heiter zu *scheinen*, weil alsdann die Scherze eines muntern Gesprächs im Grunde nur eine neue Arbeit wären; vielweniger gestattet er den Sorgen, hinter dem Reiter zu sitzen. Ueberdies paßt sein Umgang, sofern nicht gerade eine hohe Achtung, eine innige Liebe ihn beseelen, ganz zu denjenigen Erhohlungen, die ihm die liebsten und erquickendsten sind; und dabey ist das Glück so groß, (denn wir wagen nicht, es ein Verdienst zu nennen!) daß hiemit auch kein *solcher* Umgang, welchen einerseits der Dienst, andrerseits die Familienlage vorschreibt,

vernachlässigt wird. Sollen wir ihm nicht auch noch einige edle Freunde und eine würdige Geliebte zugesellen? Warum nicht? Er verdient sie; er lebt für sie; und was sich von selbst versteht — sie gehören zu seinem Hause. Mag dieses Haus nach allen Richtungen, in auf- und absteigender Linie, auch nach den Seitenlinien hin, so groß gedacht werden wie man will: unsre ideale Person trägt aufs genaueste den Stempel dieser Familie in deren würdevollster Art, und repräsentirt mithin die Ehre des Stammes; nicht bloß durch geistige Fähigkeit, um alle ruhmvollen Erzählungen, die von den Ahnen überliefert worden, auf gegebenen Anlaß von neuem zu verwirklichen, sondern (was dabey sehr wesentlich ist) auch durch Wuchs und Haltung und Kraft des Leibes; denn der ganze Mensch ist keine bloße Seele! Endlich aber kommen noch Dienste hinzu, welche eben so viele Verdienste sind: um die Stadt, die Provinz, den Staat, die Menschheit; und diese Dienste (wiederum ein sehr wesentlicher Punct) finden nicht bloß Anerkennung, sondern auch Lohn, und zwar solchen Lohn, daß für die Familie nicht weiter nöthig ist, zu sorgen; daß also die Pflichten gegen das Haus und die gegen den Staat einander keinen Abbruch thun! Dürften wir etwa diese Grundzüge zur fernern Ausmalung einem — Romanschriftsteller empfehlen? Wohl schwerlich! Denn selbst die Dichtung sucht sich dem wirklichen Leben näher zu stellen. Wir aber können von unsrer idealen Person noch Eins rühmen: für sie giebt es — zwar wohl ein speculatives, — aber kein praktisches Bedürfniß der Philosophie; denn was man ihr bieten könnte, das hat sie schon.

9. Um das praktische Bedürfniß der Philosophie zu finden, werden wir uns den praktischen Menschen etwas bedürftiger denken müssen. Schon längst hat man durch das Wort Philosophie eine Kunst bezeichnen wollen, mit Ruhe und Anstand zu entbehren. Eine gewisse Stärke des Geistes soll wie ein Gewicht in die Wagschale gelegt werden, um bey der Unstetigkeit des Lebens den Gleichmuth zu erhalten. Wer

so etwas Philosophie des Lebens nennen will, dem steht die Wahl des Ausdrucks frey; nur muß er, um mit den Worten einen Sinn zu verbinden, auch das Leben sammt dessen Verwickelungen dabey vor Augen haben; sonst fehlt die Wagschale, in welche ein neues Gewicht deswegen soll gelegt werden, weil schon andre Gewichte vorhanden sind und wirken, indem sie das gesuchte Gleichgewicht stören. Es wäre freylich hier viel zu weitläuftig, alle möglichen und selbst gewöhnlichen Abweichungen von jenem idealen Bilde des vollständig geordneten Lebens, welche bey einiger Erfahrung und Lebensklugheit nicht weit zu suchen sind, anzugeben; wenn aber der Leser sich aus eignem Vorrathe nur einigermaßen die Gegensätze zu jenem Bilde als bekannte Thatsachen vergegenwärtigen will, so wird er bereit seyn einzuräumen: fast jeder Mensch, der sich über den Zusammenhang seiner Beschäfftigungen, seines Dienstes, seiner Familienlage, seiner Zuneigungen und Abneigungen gegen Andre, ernstlich Rechenschaft gebe, der finde auch Ursache zu bekennen, daß ihn etwas drücke; und dieser Druck werde durch eine gewisse Anstrengung des Denkens zwar erträglicher, aber nicht gehoben; indem vielmehr ein fehlerhafter Cirkel dabey zum Grunde liege, worin (weil die angegebenen vier Puncte sich immer gegenseitig bestimmen) mehrere Uebel sich dergestalt herumdrehen, daß jedes derselben sich allenfalls heilen ließe, wenn nur erst das andre weggeschafft wäre, in der That aber keins zum Weichen zu bringen sey, weil keins das erste sey, was man angreifen könne. Oder wäre ja Einer, der sich selbst in jenem idealen Bilde zu erkennen meinte, so würde sein Glück durch die Frage nach der Dauer desselben gestört werden, weil hiebey zuviel von äußern, veränderlichen Umständen abhängt. Und endlich: was er für sich nicht zu fürchten hätte, das würde er für Andre besorgen müssen. Theils schon für Einzelne, besonders aber für das Ganze der Gesellschaft; an deren Zustand zu erinnern um desto nöthiger ist, je öfter auch das, was den Einzelnen klemmt, von der Gesellschaft herrührt und durch sie unüberwindlich vestgehalten wird.

10. Bekanntlich läßt sich jede Gesellschaft als eine Person betrachten, und desto besser, je enger ihr Band geknüpft ist. Ohne aber hier mehrere Staaten als Personen gegen einander zu stellen, welches zu weit führen würde, können wir im einzelnen Staate sehr leicht die erwähnte Verwickelung wieder erkennen, und zwar nach vergrößertem Maßstabe. Die Grundlage jedes Staats macht das System von Beschäfftigungen seiner Glieder. Die Fähigkeit einer Nation bestimmt ihre Arbeiten; der Geschmack der Nation zeigt sich in der Art, wie sie ihre Feyertage theils zur Erhebung, theils zur Abspannung benutzt. Gesinnungen des Umgangs oder der Entfernung, der Ehrerbietung oder Geringschätzung, der Liebe oder des Hasses finden sich nicht bloß unter Einzelnen, sondern unter ganzen Massen und Ständen; worauf Unterschiede der ursprünglichen Volksstämme, der Sprache, des Cultus, des Vermögens, der Lebensgewohnheiten, der Studien, — also auch der Beschäfftigungen, bedeutenden Einfluß haben. Familienverhältnisse werden ein mächtiges Band, das, indem es ganze Klassen enger verknüpft, dagegen andre durch den Begriff der Misheirathen trennt; die Gesetzgebung selbst thut das Ihrige, um die Eigenheiten der Sitte in diesem Puncte recht merklich zu machen und zu bevestigen. Dienstverhältnisse bilden im Staate ein großes Gebäude, wodurch den Einzelnen die Wahl des Platzes in der Gesellschaft bezeichnet und beschränkt wird.

Für jeden Zeitpunct in der Geschichte einer jeden Nation soll uns zwar der Historiker nicht bloß von der Lage dieser vier Puncte, sondern auch von deren gegenseitiger Wirkung auf einander, ein deutliches Bild vor Augen stellen. Aber gesetzt, dies wäre geschehen: wo ist der Gesetzgeber, der es wagte, aus solchem Unterricht der Geschichte den praktischen Nutzen zu ziehen? — Hier zeigt sich bey der Vergleichung des öffentlichen mit dem Privatleben ein merkwürdiger Unterschied. Der Einzelne ordnet mit aller Kraft die vier Puncte so, daß sie möglichst in Harmonie treten; darin beweiset er, wieviel er von praktischer Lebensweisheit und wieviel von den wichtigsten

Geschenken des Glücks besitzt. Was er nicht erreichen kann, wird bey ihm Gegenstand einer Resignation, deren Ausbildung zu seinen wesentlichen Charakterzügen gehört. Die Gesellschaft dagegen möchte umfassende Betrachtungen dieser Art wohl eher scheuen, als für brauchbar halten. Sie bleibt in ihrem Geleise, und nimmt die fernere Entwickelung ihres Zustandes für eine Art von Natur-Nothwendigkeit, über welche viel zu grübeln nicht helfen könne. Fehlt es ihr vielleicht an einer hinreichend sichern, hinreichend anerkannten, ächt praktischen Philosophie? Zu verwundern wäre das nicht; denn die Speculationen der neuern Zeit, so ernst gemeint sie auch waren, hatten wesentlich nur speculative Triebfedern; und selbst diese gelangten in ihnen noch nicht zur vollen Wirksamkeit.

11. Wer sich an die Form der jetzt gangbaren philosophischen Systeme gewöhnt hat, der wird sich wundern, wie man darauf komme, in der engen Sphäre des täglichen Lebens die Anlage zu solchen Untersuchungen zu machen, welche das Ganze der Welt und die Tiefe des Bewußtseyns betreffen. Handeln denn nicht die Systeme vom Seyn und Werden; construiren sie nicht Natur und Geist aus einem gemeinsamen Mittelpuncte; beginnen sie nicht mit der Frage nach der Möglichkeit alles Wissens überhaupt; ist nicht die Einheit und der Gegensatz der Objecte und des Subjects ihr erstes Thema? Wer vernimmt denn da etwas von der Philosophie als einer allgemeinen Sprache zur Verständigung verschiedener Gelehrten? (4.) Wer kümmert sich um die kleinen Motive der einzelnen Handlungen, in welchen Klugheit und Sittlichkeit durch einander laufen? (5.) Was für Hoffnung geben uns Betrachtungen über Arbeit und Erhohlung, Gespräch und Verkehr, Haus und Dienst (7, 8 u. s. w.), von den großen Gesetzen, wornach Natur und Geschichte sich entfalten, etwas verstehen zu lernen? In der That: das Nächste, was wir von Stunde zu Stunde thun oder leiden, ist das Letzte, Unterste für den, welcher von den höchsten Abstractionen auszugehn sich geübt hat. Aber die abstractesten Begriffe sind an sich die leersten; und die Kunst, durch sie das Bestimmte,

das Untergeordnete, das Wirkliche des Lebens zu erkennen, ist weit seltener, als die in den Systemen vertieften Philosophen glauben mögen. Das übliche Beginnen von den abstractesten Begriffen setzt die Schüler in Gefahr, Hohlköpfe zu werden; und wer auch in der Gefahr nicht gerade umkommt, der leidet dennoch oft einen beträchtlichen Schaden, dessen Größe zu schätzen ihm selbst schwerer ist, als seinen Beobachtern. Unsre Absicht ist nun in diesem Buche, die Sache umzukehren; und recht geflissentlich haben wir in der Niederung des täglichen Lebens einen breiten Boden erwählt, ohne uns um entfernte Bergspitzen, die freylich weite Aussichten für scharfe Augen gewähren, für's erste zu bekümmern. Indem wir anscheinend ganz gemächlich fortschlendern, wird uns der Zusammenhang der Gegenstände allmählig höher und höher hinaufführen; man wird sehen, daß sich die Philosophie von dem übrigen Wissen nicht trennen läßt. Von künstlichen Systemen ermüdet, sucht man das natürliche, und mit Recht; denn jene verdunkeln, was sie nicht erhellen; sie beschatten das Gewebe, indem sie einzelne Fäden desselben in ein blendendes Licht hervorheben. Aber es werden bald einige auffallende Gegenstände wie aus einem Nebel auftauchen; man hüte sich alsdann, sie sogleich als Bekannte zu begrüßen. Einige Naturphilosophen haben die schlimme Gewohnheit, alles, was sie in Begriffen als ein solches oder anderes vestgestellt glauben, nun sogleich für dies oder jenes zu erklären, welches in der Erfahrung vorkomme, und von der Sprache schon mit Namen belegt sey; dabey gehen arge Verwechselungen vor; und am Ende findet sich Misdeutung der Erfahrung sowohl als der Sprache, ja sogar eine seltsame Misdeutung der eignen Theorie. Wenn also gleich weiterhin bald Etwas, das man durch Kant, bald Anderes, das man durch Fichte schon zu kennen meint, aufgefunden werden sollte: so muß verhütet werden, darauf die Kantischen oder Fichteschen Begriffe zu übertragen. In der Geschichte der Philosophie zeigt sich eine fehlerhafte Vegetation; dem Wuchern derselben muß ein selbstständiges Denken vorbeugen.

12. Unter den besondern Arten des praktischen, auf Philosophie gerichteten, Bedürfnisses, die wir jetzt näher zu bestimmen haben, ist die erste Art ohne Frage dasjenige Bedürfniß, welches der moralische Mensch unmittelbar empfindet. Mitten unter Geschäfften und Erhohlungen nimmt der sittliche Mensch eine Stellung gegen sich selbst an, die ihm bey näherer Betrachtung zum Räthsel wird; und zwar zu einem solchen Räthsel, dessen Auflösung ihm nicht gleichzeitig seyn kann und darf. Sein eigenes Ich spaltet sich vor seinen Augen (denn Er selbst beschaut dieses Ich) in zwey Theile, deren einen man das Object, den andern das Subject nennt. Er findet, daß er sich über sich selbst erhoben hat (7.), indem er Ordnung hält und wacht, damit in der gegenseitigen Bestimmung seiner Beschäfftigungen, Gesinnungen, Familien- und Dienst-Verhältnisse so wenig Mißhelliges als möglich vorkomme. Aber es kommt dennoch vor; er tadelt nun bald seinen Mangel an Klugheit, bald die Einseitigkeit seines Strebens, bald sogar seine Gemüths-Regungen und deren verborgene Keime. Woher kommt (so fragt er sich) dieser Widerwille, diese Schlaffheit, diese Lüsternheit, diese Selbstsucht? Indem er mit solchen Fragen in die Falten seines Herzens eindringen will: hört er die Kirche reden von der Sünde mit Sündern. Redet sie auch zu ihm? Wer mag es läugnen? — Wer wird nicht fürchten, daß hinter dem Gemeinen noch mehr Schlechtes lauere, als dem gewöhnlichen Bewußtseyn sich offen darlegt? Aber die Kirche redet weiter von der Vergebung der Sünden. Wenn nun Gott vergiebt: kann ich darum mir selbst vergeben? — Gesetzt, darauf erfolge die Antwort: Was Gott verzeiht, sollst Du auch verzeihen! — so mag wohl der Fromme gehorchen, aber das Andenken an wirklich begangene Fehler ist damit nicht ausgelöscht, die Sorge wegen der fortdauernden Schwäche ist noch nicht gehoben. Soll man im Voraus wegen künftiger Sünden sich damit trösten: sündige nur! Du wirst auch in der Zukunft abermals, und immer von neuem Vergebung erlangen? Ein schlechter Trost in jeder Hinsicht. Die Reue wegen des Vergangenen muß blei-

ben; sie ist noch am ersten fähig, gegen künftige Fehltritte, ja gegen tieferes Versinken der Sitten und Gesinnungen einige, wiewohl unzuverlässige, Bürgschaft zu leisten.

Hier tritt Spinoza hervor, mit mancher seltsamen Rede. Reue, sagt er, ist keine Tugend, stammt nicht aus der Vernunft; wer bereut, ist doppelt elend, doppelt ohnmächtig. Nur darum, weil die Menschen selten nach der Vernunft leben, bringen Demuth und Reue mehr Nutzen als Schaden. Daher freylich: quandoquidem peccandum est, in istam partem potius peccandum!*) Aber Demuth ist Traurigkeit, welche daher rührt, daß der Mensch seine Ohnmacht betrachtet. Wiefern hingegen der Mensch sich selbst der Wahrheit gemäß erkennt, in so fern erkennt er sein Wesen, das ist, seine Macht. Wenn also der Mensch irgend etwas Kraftloses an sich bemerkt, so kommt das nicht daher, daß er sich selbst erkenne. — Wiewohl wir nun hier auf den Zusammenhang der Lehre des Spinoza nicht eingehn können, so erinnert doch dieser ermunternde Zuruf an die eben vorhin bemerkte Spaltung im Ich. Das objective Ich, — dasjenige, als welches der Mensch sich findet, und was ihm als Gegenstand vorschwebt, mag schwach und schlecht seyn; aber ist denn dies das ganze — ist dies vorgestellte Ich das wahre Wesen des Ich? Der Mensch wird ja nicht bloß gefunden, sondern Er selbst findet sich. Der Gefundene erscheint schwach; darum tadelt ihn der Findende; dieser Tadler ist also der Herr und Meister, welcher stark zum Meistern nur auch stark genug seyn sollte zum Handeln! Ist er denn das, oder nicht?

Neue, und gar viele Stimmen lassen sich hören. Der Mensch ist frey (so rufen sie), er kann was er will. — Aber weder Spinoza noch die Kirche stimmen damit überein.

Spinoza redet zwar auch von Freyheit; er meint aber nicht Freyheit zum Handeln, sondern Befreyung von Affecten. Auch hier noch bleibt, seinem eignen Geständnisse zufolge, eine

*) Ethicae Pars IV, propos. 54.

Schwäche zurück; wir haben keine volle Herrschaft über die Affecten *). Der Weise gewinnt nur Ruhe, indem er die ewige Nothwendigkeit der Dinge betrachtet **), das heißt, indem er aufhört, ein praktischer Mensch zu seyn.

Die Kirche rechnet gar wenig auf die Freyheit; sie rechnet überhaupt nicht auf die Werke des Menschen, sondern auf den Glauben. Durch diesen, spricht sie, sollt ihr selig werden.

Lassen wir nun den moralischen Menschen in sich selbst einkehren. Was diesen beschäfftigt, das ist nicht zunächst, und nicht ganz, die Sorge um Ruhe und Trost; sey es auch die Ruhe des weltbeschauenden Weisen, oder sey es der Trost des Glaubens. Er sucht zu allererst die Richtigkeit seiner Lebensführung; und hiezu findet er sich schwach und stark zugleich. Fortwährend erzeugt er aus dem Tadel des Mangelhaften in seinem Thun eine neue Stärke des Entschlusses, es besser zu machen; und wiederum leistet die also gewonnene Kraft niemals vollständig was sie sollte. So hat also das subjective und das objective Ich sich zwar getrennt, aber stets läuft über die Scheidungslinie zwischen beiden ein Thun und Leiden hin und her; eine geistige Wechselwirkung in und mit uns selbst. Etwas derselben Aehnliches kommt auch in sehr ausgebildeten Staaten vor, wo unablässig die Regierung beobachtet, tadelt und bessert, indem sie Befehle und Erinnerungen und Strafen nicht spart.

Das erste besondere Bedürfniß, welches den praktischen Menschen zur Philosophie hintreibt, liegt nun vor Augen. Es kommt darauf an, von jener Wechselwirkung richtige und deutliche Begriffe zu fassen. Aber dies Bedürfniß ist noch nicht einfach; vielmehr liegen ihm zwey Fragen zum Grunde:

Erstlich: Was tadelt oder lobt eigentlich das betrachtende, subjective Ich an dem objectiven?

Zweytens: Welche Möglichkeit des Wirkens und Leidens verknüpft die beiden Theile des Ich dergestalt, daß, wenn

*) Spinozae ethica, in praefatione partis V.

**) l. c. propos. 42 Schol.

man dieselbe genau genug kennte, alsdann mit Absicht und Kunst dieser Wechselwirkung die gehörige Richtung könnte gegeben werden?

Drittens darf nicht vergessen werden, daß beide Fragen auch nach vergrößertem Maaßstabe auf die Gesellschaft, die sich selbst beobachtet und leitet, können übertragen werden.

13. Die so eben aufgestellten Fragen sind nur zu sehr geeignet, den Menschen in die Betrachtung seiner Selbst zu versenken; hiemit aber durch gewöhnliche Fehler das Nachdenken in leere Abstractionen zu verleiten; um dies zu vermeiden, betreten wir von neuem den bekannten Grund und Boden des praktischen Lebens. Da steht nun keinesweges bloß ein subjectives Ich oben und ein objectives unten; nicht einmal den Staat würde man durch das Verhältniß zwischen der Regierung und den Unterthanen richtig auffassen: sondern was unten steht, das ist ein Mannigfaltiges, nach vielerley Seitenrichtungen sich Ausbreitendes. Beschäfftigungen, Gesinnungen, Familien, Dienste, für den Einzelnen und in der Gesellschaft! Hier liegen die Schwierigkeiten, die Verwickelungen. Eine tüchtige Regierung begnügt sich nicht, zu befehlen und zu strafen, sondern sie hilft, sie erleichtert, sie ordnet, sie schafft durch neue Einrichtungen neue Hülfsmittel. Und der einzelne Mensch, wenn er nichts Aehnliches thut, wird sich selbst allemal schlecht regieren, wie sehr moralisch er auch seyn mag. Wer nun dies einsieht: wird er nicht, vom stärksten praktischen Bedürfnisse getrieben, sich an die Philosophie um Belehrung wenden?

Es ist zwar schon oben (7 und 9.) anerkannt, daß wir verständigen und wohldenkenden Männern im Allgemeinen die Voraussetzung schuldig sind, sie werden theils ihre Lebensverhältnisse ins Gleichgewicht zu bringen, anderntheils, was daran fehlt, durch eine Resignation, die wenigstens den Gleichmuth sichert, zu ersetzen suchen. Allein wenn wir auf das Privatleben der Menschen genauer hinblicken: so sehn wir zuerst — daß Niemand gern ein Sonderling heißen mag.

Jeder fügt sich den Sitten, — also vollends den Umständen, die ihn zwischen Gewinn und Verlust stellen, wenn sie nicht ganz unmittelbar das Gewissen rege machen. Der Einzelne wird demnach gar selten die Philosophie um Rath fragen, wie er den Tag und das Jahr eintheilen solle, um für sich und Andre auf's zweckmäßigste zu leben. Erst wenn in größern Kreisen irgend ein Motiv auf die Mehrzahl wirkt: dann pflegt sich das Löbliche und das Bequeme gelten zu machen; doch auch nur in Form einzeln stehender Reflexionen. Und wieviel wirken denn diese Reflexionen? Was haben denn, um nur Ein Beyspiel anzuführen, die Betrachtungen der Philosophen über das Theater vermocht? Ist darum eins mehr oder weniger errichtet; hat man sich irgendwo entschlossen, den kostbaren Opern-Pomp zu entbehren, um für den ächten dramatischen Dichter und Schauspieler Platz zu gewinnen? Oder, um aus des Verfassers Erfahrung etwas zu erwähnen, was hat es geholfen, daß seit einem Vierteljahrhundert öfter die einfache Bemerkung ausgesprochen wurde, der anerkannte Vorzug der griechischen Auctoren vor den römischen, und schon die historische Priorität der Griechen, müsse im Jugendunterricht Latein und Griechisch in umgekehrte Reihenfolge stellen; weil die jetzt übliche Folge an sich die verkehrte ist, und der frühern Jugend gerade die besten Eindrücke, welche das Alterthum den empfänglichen Gemüthern darbieten kann, unzugänglich macht —? Und doch ist der Jugendunterricht noch bey weitem leichter abzuändern, als dies in den Lebens-Verhältnissen des reifen Alters möglich ist. Vom Duell — dem sogar die Gesetze entgegentreten, — wollen wir lieber schweigen. Die einzelnen Fehler haben ihre vesten Wurzeln im Ganzen der Sitten und Gewohnheiten.

Wenn nun die Frage, was eigentlich in Ansehung der wichtigsten Lebens-Verhältnisse die Philosophie dem praktischen Bedürfnisse zu leisten habe, und wirklich leiste? noch nicht im Zusammenhange kann beantwortet werden; — wenn z. B. die Tauglichkeit zum Staatsdienst noch bloß durch Prü-

fung der Kenntnisse ausgemittelt, die Wirkung der vorgeschriebenen Arbeit auf den Arbeiter selbst aber nicht überlegt, sondern ihm soviel als möglich aufgebürdet, und sein Geschäfft dabey so einseitig, wie es der bloße Begriff desselben mit sich bringt, zugeschnitten wird; wenn die Staatsdiener auch selbst, ohne viel dabey nachzudenken, so viel Last übernehmen, als bezahlt wird, und daneben Erhohlung suchen, wo sie zunächst Gelegenheit finden; — wenn der Ton und die Form des geselligen Umgangs zwar überall in Reiseberichten und Journalen, wenn die mancherley Motive bey Schließung der Ehen zwar überall in Romanen und Novellen, wenn das wichtige Capitel von der Freundschaft zwar in der Regel bey den alten Philosophen zur Sprache kommt, die neuern philosophischen Werke aber davon wenig oder nichts zu wissen scheinen; — wenn höchst selten einer von den großen Denkern sich um die, in alle Lebensverhältnisse so tief eingreifende National-Oekonomie bekümmert hat, wenn die damit so eng verbundene Lehre von den Erbschaften und Testamenten fast ganz den Juristen überlassen wird: so darf man aus dieser Unreife der Philosophie nicht auf Unvermögen schließen, sondern die Philosophie hat sich zurückgezogen, weil man auf sie nicht hören wollte; sie hat diejenigen Untersuchungen liegen lassen, von denen für die Praxis nichts zu erwarten war; sie hat dem Reize des theoretischen Denkens nachgegeben, weil sie diesem Interesse ungestört folgen konnte. Man wird aber wohl nicht glauben, das Bisherige gebe den Maaßstab fürs Künftige. Vieles wird Europa von Nord-Amerika lernen, sobald dort die Philosophie zur Blüthe gelangt. Vieles wird sich in Deutschland selbst verändern, sobald man erst einsehn wird, daß die Speculationen, die im engen Kreise der allgemeinsten metaphysischen Grundbegriffe möglich waren, jetzt durchlaufen sind, und die Wahl zwischen den gemachten Versuchen sich bald entscheiden muß; daher auch der Streit der Systeme nicht gar lange mehr so wie bisher, zum Nachtheil der Auctorität, welche der Philosophie gebührt, unentschieden schweben kann. Gesetzt aber, man wolle das Gegentheil glauben: so

weiß man wenigstens, daß manche Ereignisse, welche in neuerer Zeit auf die Philosophie gewirkt haben, sich nicht leicht in ähnlicher Art wiederhohlen können. Jener Taumel der Völker, da man von papiernen Constitutionen Heil erwartete, ist vorüber. Auch die Philosophen werden nun nicht mehr die Frage von der Staatsverfassung herausreißen aus dem Zusammenhange, wohin sie gehört. Sie werden einsehn, daß einzelne Fragepuncte über eine große Verkettung von Ursachen und Wirkungen nicht einmal richtig beurtheilt, vielweniger einzelne Uebel in der Wirklichkeit mit Erfolg bekämpft werden können. Als Resultat der Betrachtung können wir wenigstens dies veststellen:

> Das praktische Bedürfniß der Philosophie in Ansehung der Lebensverhältnisse geht dahin, die einzelnen Reflexionen darüber, welche für sich eben so unwirksam als unbestimmt und schwankend bleiben würden, zu einem System zu verknüpfen, welches dem wirklichen Ineinandergreifen dieser Lebensverhältnisse entspreche, und sie so vollständig als möglich beleuchte.

14. Es wird scheinen, hier geschehe ein Sprung im Schließen; welches andeutet, daß die Betrachtung muß fortgesetzt werden.

Die Unwirksamkeit einzelner Reflexionen über praktisch-wichtige Lebensverhältnisse zeigt zwar ihre Schwäche; der Schluß, welcher sich zunächst darbot, war alsdann dieser: man muß die Ueberzeugungskraft der nämlichen Reflexionen verstärken, indem man sie verknüpft, und gegenseitig durch einander bewährt oder berichtigt. Der Sprung im Schließen aber scheint sich zu verrathen, indem an den Widerstand gedacht wird, den die philosophischen Anweisungen finden. Es ist nämlich die Kraft des Widerstandes keine bestimmte Größe, die man zu überwinden hätte, sondern sie wächst, je mehr sie gespannt wird*).

*) Der Leser beliebe, sich diesen Satz vest einzuprägen. Es ist mannigfaltiger Gebrauch davon in höhern Untersuchungen zu machen.

Jemehr Ansprüche, desto stärker die Zurückweisung. Wenn die Argumente systematisch anrücken, so wird der Sturm des wirklichen Lebens sie desto sicherer fassen und zerstreuen. Wollen die Philosophen sich noch lauter als bisher gelten machen, und zwar außerhalb ihrer Schulen: so wird nur desto sicherer von dem Geschrey, das sich erhebt, ihre Stimme übertönt werden. Es wäre vergeblich, und es heißt bloß die Welt nicht kennen, — von einem Systeme größere Ueberzeugungskraft zu erwarten, als von einzelnen Reflexionen.

In der That also bedarf das vorhin Festgestellte einer nähern Bestimmung, von der es sich muß beschränken lassen.

Obgleich die Philosophie ihren Beruf, dem praktischen Menschen zu dienen, anerkennt: so zieht sie dennoch sich vor einem Widerstande, den sie nicht überwinden kann, zurück, — und überlegt nun weiter die Stellung, in welche sie dadurch geräth.

Praktisches Bedürfniß nach Lehre und Warnung würde für uns vorhanden seyn, wenn wir Theil hätten an den Ereignissen fremder Länder; während wir aber etwa in der Zeitung die Erzählung lesen von Dingen, bey denen wir nichts thun können, gerathen wir in einen Mittelzustand zwischen Bedürfniß und Gleichgültigkeit; wir bleiben aufmerksame Zuschauer, unser Interesse hat noch immer einen praktischen Grund, denn wir denken uns in die fremden Angelegenheiten hinein, jedoch dies Interesse läßt sich von einem theoretischen nicht mehr scharf unterscheiden. Und wie die Natur uns weniger im Einzelnen, mehr durch ihren großen Zusammenhang interessirt: so auch lassen wir bey Angelegenheiten des Lebens, die wir nicht lenken können, los von dem Augenblicklichen, und fragen nur: was wird daraus werden? Wie konnte es werden? Unser Denken richtet sich auf Zukunft, auf Vergangenheit, auf die Verbindung zwischen beiden.

Mit Einem Worte: das praktische Bedürfniß der Philosophie geht über in das Interesse für die Philosophie der Geschichte. Müssen wir uns abwenden von den Lebensverhält=

nissen, die sich keine Abänderung durch guten Rath wollen gefallen lassen; kann es wenigstens für jetzt nicht lohnen, in Ansehung ihrer ein eigentliches System der Wissenschaft aufzustellen; sind vielleicht im Gebiete des Wissens selbst manche Gedanken noch nicht reif genug dazu; muß vielleicht die Philosophie selbst ihre Würdigkeit, als öffentliche Rathgeberin geehrt zu werden, vollständiger darthun; muß sie die Streitigkeiten ihrer Schulen erst zu Ende bringen, bevor sie nach Außen wirken kann: so verschwindet zwar darum ihre Theilnahme an den menschlichen Angelegenheiten nicht; aber dieselbe dehnt sich weiter aus, kümmert sich weniger um den Augenblick, betrachtet das Ganze mehr aus der Ferne, umfaßt einen größern Gesichtskreis, sucht die Gesetze des Fortgangs und Rückgangs der menschlichen Dinge im Allgemeinen aufzufassen; und benutzt dazu die Thatsachen, welche die Geschichte ihr darbietet.

15. Die Geschichte hat das Eigne, daß sie die Handlungen der Menschen, welche einzeln genommen für frey gelten, als Tropfen in einem Strome darstellt, der ihnen seine Bewegung ertheilt und sie mit sich fort zieht. Diejenigen z. B., welche der Philosophie den Zutritt zu praktischen Dingen versperren, machen eben dadurch ihrer Freyheit Bahn; sie wollen nur gehorchen wo sie müssen, nicht aber den machtlosen Ansprüchen ungebetener Rathgeber sich fügen. Indem sie nun frey handeln, um möglichst frey zu bleiben: sieht der Philosoph in ihrem Thun nichts anderes, als einen bleibenden Widerstand der Vorurtheile, die zu einem größern Kreise von Meinungen, Partheyungen, Privat-Interessen gehören, wie man dergleichen überall in der Geschichte wiederfindet. An den Ausspruch: Sie wissen nicht was sie thun! wird man oft genug auch von Solchen erinnert, welche meinen, sehr genau zu wissen was sie thun.

Es zeigt sich aber hier ein merkwürdiger Unterschied der Ansicht bey verschiedenen großen Denkern. Kant überließ alles Zeitliche, mithin auch das Treiben der Menschen, so fern

es in jenem Strome schwimmt, der Natur-Nothwendigkeit; er fand die Freyheit, worauf die menschlichen Handlungen Anspruch machen, nicht in dem Handeln, sondern im Willen; nicht im Sinnlichen, sondern im Uebersinnlichen. Die Zeit selbst war in seinen Augen bloße Erscheinungsform; das wahrhaft-Seyende, unerreichbar nicht bloß unsern Sinnen, sondern auch unserm Verstande, sollte als der Sitz der Freyheit von allem Grübeln unangetastet bleiben, damit die Begriffe von Schuld und Verdienst, die Voraussetzungen der Zurechnung, nicht von der Natur-Nothwendigkeit möchten verschlungen werden.

Was Kant zum Obersten machte, das stellt Hegel in den untern Rang. Bey ihm giebt es vier welthistorische Reiche: das orientalische, griechische, römische und germanische; es giebt ein Heroenrecht zur Stiftung von Staaten; dies ist das absolute Recht der Idee, die sich verwirklicht, sey es nun, daß die Form dieser Verwirklichung als göttliche Gesetzgebung und Wohlthat, oder als Gewalt und Unrecht erscheine. Die Völkergeister haben ihre Wahrheit und Bestimmung in dem Weltgeiste, um dessen Thron sie als Vollbringer und als Zeugen seiner Herrlichkeit stehen. Staaten, Völker und Individuen haben zwar ihre Art von Wirklichkeit, deren sie sich bewußt, und in deren Interesse sie vertieft sind; allein zugleich sind sie unbewußte Werkzeuge des innern Geschäffts, wodurch der Weltgeist fortschreitet, indem er bey jedem Uebergange sich seine nächst höhere Stufe vorbereitet und erarbeitet. — Wo bleiben denn hier Verdienst und Schuld? „Gerechtigkeit und Tugend, Unrecht, Gewalt und „Laster, Talente und ihre Thaten, die kleinen und die großen „Leidenschaften, Schuld und Unschuld, Herrlichkeit des indi„viduellen und des Volkslebens, Selbstständigkeit, Glück „und Unglück der Staaten und der Einzelnen, haben in der „Sphäre der bewußten Wirklichkeit ihre Bedeutung und ihren „Werth, und finden darin ihr Urtheil und ihre, jedoch un„vollkommene Gerechtigkeit. Die Weltgeschichte fällt außer „diesen Gesichtspuncten; in ihr erhält dasjenige nothwendige

„Moment der Idee des Weltgeistes, welches gegenwärtig „seine Stufe ist, sein absolutes Recht; und das darin le„bende Volk und dessen Thaten erhalten ihre Vollführung, „und Glück und Ruhm."*)

Man sieht, Freyheit der Einzelnen, Zurechnung der Handlungen, wird hier untergeordnet, die Naturnothwendigkeit aber, welcher die Menschen dienen ohne es zu wissen, ist zum Weltgeiste verklärt.

Wir haben nun zwar hier nicht nöthig, uns für Hegel oder für Kant zu erklären; allein wir erblicken hier Versuche, Freyheit und Natur zu vereinigen; diese Versuche entstehen, indem die menschlichen Handlungen als historische Gegenstände sollen betrachtet werden; denn dadurch verwandelt sich vor unsern Augen das Freye ins Natürliche; und das Bewußtseyn, worin der Wille sich selbst anschaut und bestimmt, wird ein Gegenstand, der sich und seinen Platz nicht kennt, nicht weiß wie ihm geschieht, wem er dient, was er bedeutet und werth ist. Gerade wie Menschen, die, ohne es zu merken, von unsichtbaren Obern gelenkt werden.

So hat sich demnach unser voriger Gesichtskreis sehr verändert und erweitert. Das praktische Bedürfniß der Philosophie wollten wir zergliedern. In dem Augenblick, wo auf dem Schauplatze des menschlichen Lebens die Philosophie sich recht thätig zeigen sollte, fanden wir, sie habe sich zurückgezogen. Warum? weil sie Widerstand erleidet. Hiedurch trat an die Stelle des Bedürfnisses ein bloßes Interesse, es fand sich ein Schauen statt des Wirkens; zugleich aber erweitert sich der Blick; er dehnt sein Gesichtsfeld so aus, daß die Natur mit hinein gehört.

Hier geschieht ein Schritt, der sich nicht halb thun läßt. Es gehört zu den Abstractionen, die als nächste Anlässe zu mancherley Irrthum sollen gemieden werden, wenn man das Zeitliche losreißen will vom Räumlichen. Alle Geschichte hat

*) Hegels Naturrecht, §. 344, 345, 352 u. s. w.

ihren Schauplatz; alles menschliche Leben ist leiblich und geistig zugleich; Familien- und Dienstverhältnisse könnten ohne den Leib, und ohne den Boden, auf dem er wandelt, nicht einmal gedacht werden. Mag also immerhin die Naturphilosophie dem praktischen Bedürfnisse fremdartig scheinen: wer keine zerrissene Philosophie will, der muß auch dahinein schauen.

16. Die naturphilosophischen Fragen hängen nun wieder unter sich zusammen. Man kann von dem menschlichen Leibe nichts Gründliches wissen, wenn man nicht zuvor weiß, was ein starrer Körper ist, und was in ihm vorgeht, wenn er flüssig wird; man kann die Flüssigkeit nicht erklären, wenn nicht die Begriffe von der Wärme gehörig bestimmt, und die Streitigkeiten hierüber wenigstens mit Wahrscheinlichkeit entschieden sind, u. s. w. Allein hiemit soll nicht gesagt seyn, daß alle Puncte der Naturphilosophie für das praktische Interesse in den gleichen Rang treten könnten. Sie stehn vielmehr demselben theils näher theils ferner, und müssen in dieser Stellung gehalten bleiben, wenn nicht der Zweck dieses Buches soll verrückt werden.

Das leibliche Leben des Menschen ist der Punct, von wo aus das praktische Interesse (um nicht mehr zu sagen: das praktische Bedürfniß,) in die Naturlehre hinübergreift. Schon dann geschieht eine beträchliche Erweiterung dieses Anfangs, wenn wir den menschlichen Leib als einen Thierleib im Allgemeinen, und wiederum das Thier neben der Pflanze als Organismus überhaupt ins Auge fassen. Damit jedoch bis hieher wenigstens das praktische Interesse willig folge, dazu wirkt ein starker Grund, der nur braucht genannt zu werden: die Zweckmäßigkeit der Organismen, und die Aehnlichkeit in ihrem Bau, worin Jedermann sogleich auf den Gedanken Eines Schöpfers würde geführt werden, wenn ihm auch von Gott nie etwas gesagt wäre. Allein die Philosophie hat in dieser Sphäre, wo sie vor dem Unbegreiflichen still steht, mehr ein negatives, als ein positives Geschäfft. Sie muß Irrthümer falscher Systeme abwehren.

17. Bisher hatten wir das allgemeine praktische Bedürfniß der Philosophie im Auge (7.); welches Statt finden wird, wo irgend Menschen zusammen ein geordnetes Leben führen wollen. Wir hielten uns auf einem Standpuncte der Abstraction von den besondern Verhältnissen der jetzigen Zeit, und dem daraus entspringenden Bedürfnisse. Allein das Besondere enthält neue, oft stärkere, oft auch entgegengesetzte Motive, als das Allgemeine. Das am meisten Besondere, nämlich das Individuelle, enthält die stärksten von allen. Ob philosophisches Talent bey Diesem oder Jenem in hohem Grade vorhanden ist oder fehlt: darin liegt für den Einen und den Andern der stärkste Antrieb und die stärkste Abmahnung.

Hievon schweigend, heben wir aus dem Besondern des heutigen wissenschaftlichen Zustandes das Nöthigste heraus; indem wir die Philosophie als Facultätswissenschaft neben andern betrachten, mit Rücksicht auf die sogenannten obern Facultäten, der Theologie, Jurisprudenz, und Medicin, und mit Erinnerung an den, in der That sehr besondern Umstand, daß die Philosophie meist von den Kathedern ausgeht.

Jünglinge werden ermahnt, in die philosophischen Hörsäle zu gehen. Was ist der ursprüngliche Zweck? Sollen sie etwa dort Theologie, Jurisprudenz, und Medicin lernen? Gewiß nicht; und wenn irgend ein philosophischer Vortrag sich davon die Miene giebt, so entfernt er die Zuhörer von ihrem Zwecke. Aber ein gewisses Geschick, eine gewisse Vorübung für jene Studien sollen sie dort erlangen; ein allgemeines Geschick für alle, und zwar zunächst ohne Rücksicht auf den Unterschied und auf die Verbindung derselben unter einander. Welches Geschick? Das des abstracten Denkens auf dessen verschiedenen, höhern und niedern Stufen. Begriffe als solche sollen sie behandeln lernen: sonst kommen sie in die Hörsäle der obern Facultäten mit dem rohen psychologischen Mechanismus, welcher, vom Einzelnen nicht loslassend, überall das Bedeutende ins Zufällige versinken läßt, und an Beyspielen klebend, die Hauptpuncte nicht vestzuhalten ver-

mag. Gesetzt einmal, die Theologen, Juristen, Aerzte, führten unter sich keine gelehrten Streitigkeiten, und zerfielen nicht in Partheyen: dann möchte das Bedürfniß der Philosophie weniger merklich seyn; um aber diese Streitigkeiten auch nur zu verstehen, dazu ist nöthig, die Puncte, worauf es ankommt, herausheben zu können; anderes aber bey Seite zu setzen; die verschiedenen Meinungen in gehörige Entfernung gegen einander zu stellen; und nun den Spielraum, welcher für eine jede noch übrig bleibt, ja die Bewegungen, welche innerhalb dieses Spielraums noch möglich sind, zu bestimmen; damit man sehe, ob die Partheyen sich, ohne etwas Wesentliches aufopfern zu müssen, vereinigen lassen, oder auch, welche Aufopferungen des zuvor Behaupteten die kleinsten seyen, damit die Vereinigung mit dem geringsten Verluste zu Stande komme. — Dies ist die Ansicht der Philosophie, welche sich den obern Facultäten stets von neuem aufdringen wird, wenn sie ja aus übler Laune versuchen sollten, die Philosophie für entbehrlich zu erklären.

Aber, möchte man sagen, warum sollen die Schüler der Theologen, Juristen, und Mediciner, alle aus einer gemeinsamen Vorschule kommen? Mag doch jede Facultät sich selbst ihre Vorschule einrichten; und, weil alsdann drey Philosophien neben einander entstehen würden, so mag zur Vermeidung des zu besorgenden Streites der philosophische Boden im Voraus getheilt werden! Dann bekommen die Theologen das Uebersinnliche, die Juristen die Gesellschaft, die Aerzte die Materie und das irdische Leben. — Offenbar hätten solchergestalt die Aerzte nicht bloß den reichhaltigsten Stoff, sondern auch das Uebergewicht. Denn über Materie und leibliches Leben, mit Inbegriff des zeitlichen Seelenlebens, lassen sich die weitläufigsten Untersuchungen, gegründet auf Erfahrung, und eben durch sie auch zu unsinnlichen Dingen fortgeführt, anstellen; während die Juristen lediglich unter Voraussetzung des leiblichen Lebens eine Gesellschaft vor sich sehn. Diese Voraussetzung, sammt den zu ihr gehörigen Kenntnissen und Nachforschungen müßten also die Juristen

von den Aerzten entlehnen; der Weg zu ihrem Grundstück ginge dann durch einen fremden Garten. Die Theologen vollends sprechen nur von dem Verhältniß zwischen Gott und den Menschen; die Menschen aber wohnen auf der Erde; die Erde aber ist ein Planet, der früher da war, als die Menschen; das Planetensystem unserer Sonne aber gehört zum Fixsternhimmel; welche Anordnungen aber die Gottheit auf andern Sternen getroffen habe, das wissen die Theologen nicht; ihr Wissen von dem Wirken Gottes ist demnach so außerordentlich beschränkt, daß, wenn sie die Seele des Menschen im zeitlichen Leben an die Aerzte, und überdies die geselligen Verhältnisse der Menschen an die Juristen zur Betrachtung abgeben wollten, ihre Philosophie in jedem Betracht zu kurz kommen dürfte! Die Theilung des Bodens der Philosophie gelingt also nicht; und wer die Schwierigkeiten, diesen Boden zu bearbeiten, nur einigermaßen aus der Geschichte der Philosophie kennt, dem kann es nicht einfallen, solche Arbeit als ein Nebengeschäfft denen anheim zu stellen, die ohnehin genug zu thun haben.

18. Aus diesen Gründen würde von einer übeln Laune der obern Facultäten gegen die Philosophie gar kein Gedanke entstehen können, wenn nicht die Philosophen Manches verschuldet hätten, was aus ihrer Stellung leichter zu erklären, als zu entschuldigen ist. Beschäfftigung mit abstracten Begriffen macht dieselben zu Objecten des Denkens. Durch die Vertiefung des Denkens gerathen nun diese Objecte scheinbar in Eine Reihe mit den gegebenen Objecten. Die ganze Geschichte der Philosophie bezeugt, welche eingebildete Erkenntniß daraus entspringt, daß man die Beziehung des Abstracten auf das Gegebene aus den Augen verliert. So bekamen Platons Ideen den Schein von Realität; so gerieth Aristoteles auf die Frage, welche Stelle den mathematischen Gegenständen neben den Ideen und den Sinnendingen gebühre; so kam eine reine Vernunft und ein reines Ich zum Vorschein, und so mußte ein berühmtes Buch, die Kritik der reinen Ver-

nunft, geschrieben werden, um zu zeigen, das Seelen-Vermögen, genannt reine Vernunft, sey kein Erkenntniß-Vermögen; — anstatt zu sagen, die eingebildete reine Vernunft sey nichts anderes, als Abstractum, dessen Beziehungen die Psychologie vergessen habe. Friedrich Schlegel, der zwar die ganze Philosophie für eine Art von angewandter Theologie hielt*), machte gegen das Abstractum, welches man das Absolute nennt, die sehr richtige Bemerkung: „Ich wäre „begierig zu sehen, wie man aus dem metaphysischen Lieblings-Begriff des Absoluten irgend eine positive Eigenschaft „Gottes, z. B. die Geduld oder Langmuth herleiten wollte. „Wir dürfen hoffen, daß seine Gerechtigkeit, die erste aller „seiner Eigenschaften, nicht unbedingt ist, sondern ganz „überaus bedingt, durch seine Vaterliebe, Nachsicht und „Güte." **)

Aus dem Vergessen der Beziehungen, wodurch das Abstracte allein Bedeutung hat, entsteht nun eine Losreißung des vermeintlich selbstständig-zulänglichen philosophischen Wissens, wie wenn die nähern Bestimmungen, welche von den obern Facultäten hinzu gethan werden sollten, nicht mehr nöthig wären. Daher eine Vorspiegelung von einstiger Herrschaft der Philosophie; und auch eine Furcht vor solcher Herrschaft, und ein Widerstreben gegen dieselbe. Aber die Theologen werden ihre Scheu, sie möchten über der Philosophie ihre Theologie, die Juristen, sie möchten das positive Recht und dessen historische Entwickelung, die Aerzte, sie möchten die empirische Kenntniß der Heilmittel aus den Augen verlieren, — von selbst aufgeben, sobald die Philosophie die mancherley Irrthümer berichtigt, welche dem Allgemeinen einen Werth beylegen, der ihm nicht zukommt.

19. Man würde zwar von einem philosophischen Vortrage aus praktischen Gesichtspuncten wohl erwarten, daß der-

*) Fr Schlegels Philosophie des Lebens, neunte Vorlesung, S. 263.

**) Ebendaselbst, dritte Vorlesung, S. 78.

selbe mit den allgemeinsten Principien der praktischen Philosophie beginnen solle, um von diesen allmählig herabsteigend die menschlichen Angelegenheiten ihnen unterzuordnen, und daran die nothwendigsten Naturbegriffe zu knüpfen. Allein theils liegt selbst bey den allgemeinsten Principien der Werth nicht in der Allgemeinheit; theils ist es die schon erklärte Absicht dieses Buchs, der Gewöhnung an Abstractionen entgegenzuarbeiten. Ueberdies redet in diesem Buche nicht die Wissenschaft, sondern mit dem gelehrten Publicum spricht der Verfasser über die Wissenschaft; und der geneigte Leser, welchem Fache er auch angehören möge, wolle gefälligst bemerken, daß Er es ist, zu welchem geredet wird. Wir stellen daher die Philosophie den Wissenschaften der sämmtlichen drey obern Facultäten zugleich dadurch gegenüber, daß wir den Menschen in einer dreyfachen Abhängigkeit betrachten; hiebey aber werden uns die Zielpuncte vorschweben, welche wir nach den obigen Entwickelunger (12—16.) im Auge behalten sollen. Es ist zu wünschen, daß man zum nächsten Capitel einige Geduld mitbringe, denn wir müssen auf einen Augenblick ins Dunkel führen; bloß um einige Versuche, sich herauszufinden, und einige Anspannung des eignen Denkens zu veranlassen. Auf bloßes gemächliches Lesen wird ja doch Keiner, der ein philosophisches Buch in die Hand nimmt, sich verlassen wollen.

Zweytes Capitel.

Vom Menschen in seiner Gebundenheit an die Natur, den Staat und die Kirche.

20. Es wäre sehr unzeitig, hier das bekannte Gemälde der Abhängigkeit des Menschen von der Natur aufzustellen. Jeder Staatsbürger hat im Staate einen, theilweise wenigstens, bequemen Platz, und findet Schutz gegen die Natur, welche vor alter Zeit der Gesellschaft noch nicht so dienstbar geworden war, wie heute. Nur freylich, Mangel, Krankheit und Tod bedrohen aus der Ferne, — der letztere gewiß — auch den Glücklichen; und wer ist denn glücklich, so lange es neben ihm Leidende giebt? — Die Abhängigkeit von der Natur bleibt also, jedoch schon sehr gemildert durch eine andre, in gewöhnlichen Fällen weit eher erträgliche Abhängigkeit, nämlich die von der Gesellschaft.

Es könnte nöthig scheinen, diese zweyte Abhängigkeit mehr hervorzuheben; denn sie pflegt, wie gelinde sie auch seyn mag, weit unwilliger geduldet zu werden, als jene erste. Doch hier genügt eine kurze Erinnerung: erstlich an die Lehre, die Staaten seyen auf einen Vertrag gegründet; zweytens daran, daß eben hiegegen neuerlich stark protestirt wird, und daß die Jurisprudenz sich von der Philosophie hinweg, zur Geschichte gewendet hat. Man sieht nämlich auf den ersten Blick, daß die Nothwendigkeit, sich in die Ordnung und den Zwang des Staats zu fügen, zuerst durch die Vorstellung eines willkührlichen Vertrags sollte entfernt oder doch verhüllt werden; daß sie aber nackt wieder hervortrat, weil man durch

ein verkehrtes Streben nach Freyheit nicht freyer geworden war. Bey historischer Betrachtung verwandelt sich das Freye ins Natürliche (15.), und die historische Jurisprudenz hat gerade die nämliche Richtung, wie die Philosophie, wenn das Nothwendige, der Widerstand der Welt, ihr entgegenwirkt; daher man jene Jurisprudenz im Grunde wohl als Philosophie, die sich zurückzieht, betrachten könnte. In der wirklichen Welt aber ist ungeachtet aller veränderten Staatslehre doch ein trauriges Denkzeichen von der Ansicht, ein Vertrag sey der Grund des Staats, und dieser Vertrag könne mit beiderseitiger Genehmigung aufgehoben werden, — übriggeblieben, oder vielmehr erst neuerlich recht zum Vorschein gekommen: nämlich die häufigen Auswanderungen, gegen welche selbst die ungünstigsten Nachrichten von dem, was man in fernen Ländern zu erwarten habe, nicht viel vermögen. Der Auswanderer verläßt nicht bloß den Boden, wo er wohnte; er löset auch das gesellschaftliche Band auf, durch welches seine Person mit andern Personen verknüpft war.

Fast eben so verhält sich's mit den kirchlichen Auswanderungen, den Uebertritten aus einer Confession in eine andere. Die Kirche wird zwar eben so wenig, als der Staat, einräumen: sie sey das Werk eines Vertrages; im Gegentheil, sie allein wagt, was selbst dem Staate nicht einfällt, jedem einzelnen Menschen nicht etwa mit dem Satze: quilibet praesumitur bonus, donec probetur contrarium, sondern mit dem harten Vorwurfe: du bist ein Sünder, entgegenzutreten. Sie setzt also eine unläugbare Nothwendigkeit voraus, vermöge deren der Mensch sich eine solche Rede müsse gefallen lassen. Noch mehr: wer seine Kirche verläßt, um in eine andre einzutreten, der entweicht damit keineswegs der Demüthigung durch jenen Vorwurf; vielmehr alle Kirchen rufen mit einer Stimme: du bist ein Sünder! Nur die eine verzeiht leichter, als die andre. Allein abgesehen hievon, bleibt es immer merkwürdig, daß die Natur eines Vertrags sich selbst bey der kirchlichen Gemeinschaft, die das Ein- und Austreten erlaubt, nicht ganz verläugnen läßt, wo es doch so deutlich hervorspringt, daß,

wer von dem Begriffe eines Vertrags ausgehn wollte, dieser nimmermehr auf den Gedanken einer Kirche würde kommen können. Bekanntlich ist bey der Ehe ein ähnlicher Fall; der Versuch, sie als bloßen Vertrag zu behandeln, ergab Unsinn und Schande; gleichwohl ist sie ganz ohne Vertrag eben so wenig zu verstehn.

An welcher Stelle in der Philosophie soll nun die Lehre vom Staate, von der Kirche, von der Ehe, abgehandelt werden? Im Naturrechte? Da würde der Begriff des Vertrags vorherrschen. In der Sittenlehre? Da fehlt noch immer die Naturnothwendigkeit, welche den ersten Grund enthält, daß der Mensch in bindende Verhältnisse sich einlassen und fügen muß; es fehlt das Geschichtliche, wodurch jene Naturnothwendigkeit gerade auf die heutigen Menschen ihre bestimmte Wirkung erlangt hat. — Für einen richtigen Vorblick jedoch wird schon Etwas gewonnen seyn, wenn in Ansehung der Verträge soviel klar ist, daß in den Fällen, wo sie vorkommen, noch lange kein Raum für eine bloße Willkühr geöffnet wird. Darum weisen wir hin auf die dreyfache Abhängigkeit des Menschen von der Natur, dem Staate, und der Kirche.

21. Noch ein andrer Grund veranlaßt uns, jene dreyfache Abhängigkeit ins Auge zu fassen. Wir stellen dadurch die Philosophie den drey obern Facultäten, den Lehrern von der Kirche, dem Staate, und der Natur, gegenüber. Sie mag deren Dienerin wohl in so fern seyn, als sie ihnen die Hauptbegriffe vorarbeitet (4 und 17.); und sie wird sich ihnen desto besser anschließen, je sorgfältiger sie vermeidet, das Abstracte als zum Gebrauche schon hinlänglich bestimmt darzustellen (18.); allein dieses ihr Anschließen muß auch von der andern Seite gehörig benutzt werden, wenn es zu etwas dienen soll; ja es hätte sollen gefordert werden; dann wäre die Philosophie an ihre Schuldigkeit erinnert worden.

Auf den ersten Blick nun dringt sich hier eine Bemerkung in Ansehung der akademischen Studien auf, die seltsam lauten

mag, und doch schwerlich kann geläugnet werden. Die Natur scheint am meisten, der Staat aber am wenigsten Gewalt zu haben oder doch zu üben, um den Fleiß der Menschen zu spannen. Denn am längsten dauern die Studien der künftigen Aerzte; am kürzesten und leichtesten scheinen juristische Studien abgethan. Der Staat bietet aber den Aerzten am wenigsten Lohn, hingegen für Juristen hat er hohe Ehrenstellen in Bereitschaft.

Und welche Facultät führt die allgemeinen Begriffe der Philosophie am weitesten im Einzelnen aus; welche benutzt sie am vollständigsten? Auch hier sehen wir die Aerzte vorantreten. Bey ihnen wird nicht nach leeren Allgemein-Begriffen von Krankheiten und Heilmitteln überhaupt verfahren: sondern der Kranke und die Krankheit ist für sie ein Individuum, das jedesmal nach allen Rücksichten zugleich behandelt werden muß; der Heilplan ist nicht eine allgemeine Formel, sondern ein bestimmt abgemessenes Wirken, das nach den Umständen abgeändert wird. Und dabey ist es die ganze, jedesmalige Abhängigkeit des Kranken von der Natur, so weit sie auf ihn wirkt, was berücksichtigt wird; und um diese Rücksicht vollständig finden zu können, werden Studien der Naturwissenschaften nach allen Richtungen hin, so weit sich das erreichen läßt, verlangt. Ob die gerichtlichen Verhandlungen auch so sorgfältig nach den Eigenheiten der einzelnen Fälle abgemessen zu werden pflegen? das mögen die Juristen wissen. Auffallend aber ist, daß, während in der Arzneykunst die ganze Abhängigkeit des Menschen von der Natur, so weit sie Einfluß haben kann, durchforscht wird, dagegen keinesweges das ganze Verhältniß des Menschen zum Staate durch die juristischen Studien zu Tage kommt, sondern diese und jene einzelnen Verhältnisse, die sich etwa zufällig hier oder dort ereignen mögen. Vielleicht läßt der Grund davon sich finden. Römisches Recht steht im Mittelpuncte der juristischen Studien, und giebt dafür den Ton an. Aber vom römischen Rechte ist das Personenrecht größtentheils Antiquität geworden; während vom Sachenrecht und vom Rechte der Forderungen das

Meiste stehen blieb. Gleichwohl muß gerade durch das Personenrecht klar werden, welche Stellung der Staat dem Einzelnen giebt oder gestattet. Bleibt dieser Fragepunct im Dunkeln: so fällt das Sachenrecht gleichsam aus der Luft; und das Recht der Forderungen erscheint als Folge von ganz zufälligen Handlungen, deren Ursprung in der Willkühr lag. Kann man erwarten, daß ein solches Studium philosophischen Geist belebe? Diesen Mangel soll nun wohl der Vortrag des Naturrechts decken. Aber das Naturrecht war zu sehr Liebhaberey der Revolutionszeit; eine anerkannte, wissenschaftliche Haltbarkeit hat seine Begründung weder damals, noch früherhin, noch seitdem gewonnen. Weshalb es in seiner Abgerissenheit dazu nicht gelangte, wird bald ins Licht treten, wenn wir die Verbindung, in der es hätte behandelt werden sollen, nachweisen.

22. Durch die Theologie soll die Abhängigkeit des Menschen von der Kirche offenbar werden. Hier kann man nicht, wie bey den Juristen, das Treffen des Hauptpuncts vermissen; sogar mit der größten Energie halten die Theologen dem Menschen seine moralische Schwäche vor; auch sind die Stufen der Heilsordnung genau bestimmt. Aber dürfen sie sich den Aerzten vergleichen? Um die Vergleichung bequemer zu machen, nehmen wir an, es gäbe statt vieler Heilmittel nur ein Einziges für alle Krankheiten. Dann würden die Aerzte erwägen, daß dies Eine Mittel sich der Wirkung nach in so viele verschiedene verwandeln müsse, als wie vielfach die Uebel seyen; demnach würden sie nicht einerley Aneignung des Mittels einem Jeden für möglich halten; vielmehr würden sie in die Art, es darzureichen, die größte Verschiedenheit der Formen hineinlegen, zwar nicht nach dem Geschmacke eines Jeden, sondern nach den Eigenheiten jedes Uebels; und die Mannigfaltigkeit der Krankheiten, ihrer Stufen und Verbindungen, bliebe so wie jetzt das Hauptstudium der Aerzte. Wenn dagegen die Theologen mit stets gleicher Donnerstimme, stets einerley Posaunenschall den singularis der Sünde und der Gnade ver-

kündigen, so ist nicht zu läugnen, daß sie dadurch einen, in vielen Fällen sehr heilsamen Schrecken erregen. Die Aerzte thun ja zuweilen dasselbe; nur freylich nicht bey allen Kranken, sondern bey Wahnsinnigen. Wie man aber dazu kommen könne, von dem Bösen absichtlich mit Ruhe und Gelassenheit zu reden, und es von verschiedenen Seiten zu besehen, das scheinen gerade die Theologen, denen es am nöthigsten wäre, am wenigsten zu begreifen. Mit einigen psychologischen Fabeln von der Sinnlichkeit, dem Verstande und der Vernunft, ist, ihrer Meinung nach, die Sache abgethan, so weit die Philosophie sich drein zu mischen hat; höchstens nehmen sie noch die Phantasie zu Hülfe. Friedrich Schlegel ist auf das merkwürdige Resultat gekommen, daß Vernunft und Phantasie, in ihrem jetzigen feindlichen Gegensatze, nicht als ursprüngliche Vermögen des menschlichen Bewußtseyns betrachtet werden können*). In der That ein Schritt zur Wahrheit!

Von allen Stufen der Heilsordnung aber wird wohl immer die Besserung diejenige bleiben, welche am schwersten zu erklimmen ist. Hören wir Kant und Fichte: so wird sie durch einen Sprung erreicht, nämlich durch eine Anstrengung, die man der Freyheit zuschreibt. Die Einförmigkeit dieser Theorie mag wohl nicht gerade geeignet seyn, dem verwickelten Gegenstande hinlängliches Licht zu geben; indessen wo eine große Mannigfaltigkeit von Ansichten nöthig ist und fehlt, da können zwey verschiedene Einförmigkeiten neben einander schon besser seyn, als eine allein**).

---

*) Fr. Schlegels Philos. des Lebens, S. 307. Die kleine Zahl von Theologen, welche sich zum Spinozismus hinneigt, verräth mehr Scharfsinn, und ein rühmliches Streben; aber Spinoza ist unfähig, es zu belohnen. Man vergleiche den ersten Band der Metaphysik.

**) In den Gesprächen über das Böse findet man die Lehren des Spinoza, Kant und Fichte über diesen Punct einander gegenüber gestellt. Und diese Gegenüberstellung ist der eigentliche Zweck jener

23. Wenn nun die Philosophie den höhern Facultäten zwar als eine Dienerin, aber als eine viel zu geschäfftige und deshalb unwillkommene Dienerin erscheint: so liegt von der Schuld ein großer Theil an der Zudringlichkeit mancher Philosophen, die sich das Ansehen gaben, als müßten sie die Religion, das Recht, und die Natur erst erfinden; jedoch ein anderer Theil liegt auch in mangelhafter Benutzung dessen, was die Philosophie vorzuarbeiten nicht umhin konnte.

Möchten für's erste doch die Theologen und Juristen unter einander in nähere Gemeinschaft treten; die Gründe dazu liegen ihnen nicht fern. Die Kirche ist zwar höher, ausgedehnter, dauerhafter, als der Staat; sie vereinigt in sich Bürger der verschiedenen Staaten; allein bestehen kann sie doch nur in jedem einzelnen Bezirk, worin alle Individuen, also auch alle Gemeinden, die Regierung des Staats anerkennen müssen. (Von einem Kirchenstaate wird man uns zu reden wohl erlassen, denn Niemand wird ihn als Muster eines Staats betrachten.) Der Staat hinwiederum ist zwar mächtiger als die Kirche; aber seine ganze Würde, seine sittliche Vollendung kann er ohne sie nicht erreichen. Wenn nun diese, Jedem bekannten, Verhältnisse dennoch weder auf die Juristen, noch auf die Theologen einen starken Eindruck machen: so kommt die Beschränktheit auf beiden Seiten zum Vorschein. Der Jurist sieht im Staate nur ein System von Rechtsverhältnissen; der Theologe betrachtet die Kirche nur als Heils-Anstalt für Individuen; die ganze Gesellschaft, von welcher die Individuen Bestandtheile, die Rechtsverhältnisse einzelne Bestimmungen sind, — die Gesellschaft als Ganzes hat keiner von beiden im Auge. Soll denn etwa darum auch die Philosophie die Augen zudrücken? Hofft man, sie werde es jemals thun?

Gespräche. Es muß wohl endlich einmal ausdrücklich gesagt werden, daß die Gesprächsform keine Lehrform ist; sondern dient, vielseitige Ueberlegung zu veranlassen.

Man hofft es gewiß nicht: denn man hat sogar Politik, Statistik, Staatswirthschaft, als besondre Fächer der philosophischen Facultät zugewiesen. Aber eben dies erinnert an den Gegensatz zwischen der facultas artium, und den obern Facultäten, die Alles, was nicht unmittelbar praktisch ist, von sich abgesondert haben. Wenn sie freylich dafür sorgen, das Gesonderte dennoch in gehöriger Gemeinschaft mit sich zu erhalten, dann wird daraus kein Fehler entstehn. Diese Gemeinschaft ist der Punct, worauf es ankommt.

24. Angenommen nun, die obern Facultäten seyen wirklich unter sich und mit der philosophischen darüber einverstanden, daß es ihnen gemeinschaftlich zukomme, den Menschen seine ganze Gebundenheit an Natur, Staat, Kirche, vollständig empfinden zu lassen: dann würden nicht nur solche Meinungen, wie jene: Staat, und Kirche, und Ehe, seyen Werke von willkührlichen, auf größern Vortheil berechneten Verträgen, von selbst verschwinden; sondern es würde jeder Art von Leichtsinn der stärkste Damm entgegengesetzt seyn, den die Wissenschaften hervorbringen können. Auch den Schwärmereyen, den übergroßen Empfindsamkeiten, den genialen Verirrungen würde der Raum gar sehr beengt; denn in jeder Lage, in jedem Augenblicke würden dem Menschen die sämmtlichen Motive seines Handelns mit einer so dringenden Bestimmtheit vorschweben, daß er ihnen auszuweichen kaum noch wagen möchte.

Wenn nun auch die ächte Wirkung einer vollständigen Besinnung an alle Motive zugleich, nicht mehr Einförmigkeit hervorbringen würde, als durch die Gleichheit wiederkehrender Verhältnisse bedingt wäre, — wenn also auch die Verschiedenheit der Umstände und der Naturen immer noch ihr Recht behielte: so würde doch jedes vergebliche Widerstreben gegen die gezogenen Gränzen verschwinden; und ein Jeder würde sich in den möglichst treuen Ausdruck der gesammten Nothwendigkeit verwandeln, die auf ihn wirkte. Er würde nicht bloß

seinen Platz unter den Zeitgenossen sehr genau kennen, sondern sich auch die Zeit selbst historisch erklären; ja wir mögen wohl freygebig seyn mit der Annahme, daß ihm die fernern Zeiten schon jetzt richtig vorschweben könnten. Demnach würde er nichts übereilen, sondern das nothwendig Kommende ruhig erwarten, das langsam Werdende nicht ungeduldig herbeywünschen, aufs Unerreichbare aber verzichten. Sollte wohl Jemand einen solchen Zustand der Dinge für langweilig erklären? Unmöglich; denn selbst die Nothwendigkeit, der Langenweile zuvorzukommen (welche man bey genauer Kenntniß der menschlichen Natur voraussähe), würde sich unter den Motiven des Handelns einen angemessenen Platz schaffen. Oder sollte wohl Jemand über ein maschinenmäßiges Daseyn klagen, worin kein Lüftchen der Freyheit mehr wehete? Eben so unmöglich; denn die Handlungen würden nur von dem Willen ausgehn; der Wille würde durch die Einsicht, es müsse so seyn, gelenkt werden; demnach wäre bloß die zügellose Willkühr, welche durch richtig erkannte Motive soll beschränkt werden, eben durch diese Motive auch beschränkt worden. Wer etwas Anderes an die Stelle zu setzen Lust hätte, der würde eben damit etwas Unvernünftiges wollen. Am wenigsten dürfte Jemand behaupten, es fehle bey aller Klugheit die Sittlichkeit, es fehle den Motiven die Reinheit. Denn unsre Voraussetzung ist, der Mensch empfinde (unter Mitwirkung und Zusammenwirkung aller vier Facultäten) keinesweges bloß seine Abhängigkeit von den Naturkräften, sondern auch eben so seine Gebundenheit an Staat und Kirche.

25. Gleichwohl ist zu erwarten, man werde mit unserer Darstellung unzufrieden seyn; und das ist sehr gut; denn der Zweck derselben liegt darin, etwas Künftiges vorzubereiten, welches, wenn man es geradezu ausspricht, nicht richtig pflegt verstanden, zum mindesten nicht seiner wahren Bedeutung nach gewürdigt zu werden. Wir wollen demnach verschiedene mögliche Meinungen über den vorliegenden Punct hervortreten lassen, jedoch nicht in der Ausführlichkeit, wozu der Gegenstand

einladet, denn dazu ist hier kein Raum: sondern in solcher Kürze, daß es dem Leser überlassen bleibe, sich jede einzelne Ansicht weiter auszumalen.

Kenntniß der Nothwendigkeit, so nahmen wir an, sey das treibende Princip, wonach der seiner Abhängigkeit sich völlig bewußte, und darüber gehörig unterrichtete Mensch, sich in seinem Thun und Lassen richte. Die Frage ist, ob das so recht und gut, oder was daran auszusetzen sey?

Um die Frage deutlich hervortreten zu machen, wollen wir die gewöhnlichen Schranken wegnehmen, und ein Ideal zeichnen. Die Nothwendigkeit der Natur ist unter allen Nothwendigkeiten die, welche sich am unmittelbarsten aufdringt; jeder Mensch weiß, daß er nicht durch die Mauer gehn, nicht nach Belieben aus Krankheit in Gesundheit überspringen könne, u. dergl. m. Darum wollen wir den Menschen in Gedanken zuerst mit der genauesten Naturkenntniß begaben. Von der Astronomie bis zur Physiologie soll ihm alles Wissen zu Gebote stehn; seinen eignen Leib völlig durchschauend, und alle möglichen äußern Einflüsse darauf richtig voraussehend, soll er keines Arztes bedürfen, sondern aus eignem Wissen seine Diät auf's allerzweckmäßigste einrichten. Ist man nun zufrieden?

Unnütze Mühe! werden die Staatsmänner sprechen. Diejenige Nothwendigkeit, welche das bürgerliche Leben beherrscht, sollte er kennen. Will man schon idealisiren, so begabe man den Menschen mit der genauen Kenntniß aller Gewerbe, aller Stände, aller Behörden; damit ihm die Lust vergehe, sich zu fragen, ob er in einem solchen Staate leben wolle oder nicht. Uebrigens genügt schon tüchtige Kenntniß der Geschichte.

Audiatur et altera pars! Die Vertheidiger des Staatsvertrages werden an die Verschiedenheit der Staaten erinnern. In Berlin, werden sie sagen, merkt man den Staatsvertrag nicht, denn da macht er sich stillschweigend von selbst, und wird durch schuldige Gesinnungen der Ehrfurcht und Dankbar-

keit völlig bedeckt; anderwärts würde er schon in Frage kommen, wo der Staat in der Mitte der Partheyen nicht so leicht zu erkennen ist; in Lissabon — ist freylich an keinen Staatsvertrag zu denken. Was aber die Belehrung durch Geschichte anlangt: ist es denn unter allen Umständen ein Unglück, wenn Einer seinem Zeitalter voraus eilt? Will man nicht etwan auch die Erfindungen und die Künste auf die langsa Gleichförmigkeit des gewöhnlichen Zeitverlaufs beschränken Will man das Genie verbieten? Soll die Menge, um ja nicht lebhaft angeregt zu werden, in einem chinesischen Stillstande vestgehalten beharren?

Hinweg mit der Eitelkeit Eures irdischen Wissens, spricht etwa ein Theologe. Keine andre Nothwendigkeit, — einzig die Furcht des Herrn soll Euch regieren.

Durch Furcht und Liebe und Glauben — spricht etwa ein Stoiker — regiert man die Kinder. Die Kunst aber, den Erwachsenen im buchstäblichen Sinne des Worts wieder zum Kinde zu machen, ist noch nicht erfunden. Naturkenntniß ist das Rechte; denn man soll der Natur getreu leben.

So verschiedene Meinungen waren schon vorhanden, als Kant auftrat. Vor ihm unser aufgestelltes Princip zu rechtfertigen, wäre scheinbar schwer; in der That aber leicht, und nur gar zu leicht. Zuerst würde er uns fragen: Wo bleibt der gute Wille, der einzig und allein einen Werth hat? Wo das Handeln aus Pflicht, welches durch ein bloß pflichtmäßiges Handeln niemals zu ersetzen ist? Wo bleibt die schon von den Stoikern und von Platon geforderte Hinwegsetzung über Nutzen und Schaden? Die kluge Nachgiebigkeit gegen ein Gewebe aus allerley Nothwendigkeiten ist davon das gerade Widerspiel. Was bleibt überhaupt vom Menschen noch übrig, wenn ihm der frische Muth des Willens gebrochen ist? Nichts, als ein Schatten, bleibt übrig, von dessen Werth oder Unwerth zu reden, keinen Sinn haben würde. Nehmt den Willen hinweg, so verschwindet allerdings das Böse; zugleich aber mit ihm das Gute. Erstickt

den Geist durch den Druck der Nothwendigkeit: so habt ihr keinen Willen, kein Böses, kein Gutes.

Wenn nun Kant sich mit diesen Worten unwillig abwendete: so möchten weder Aerzte, noch Staatsmänner, noch Theologen, im Stande seyn, ihn zurückzurufen. Keine der drey obern Facultäten, welches Gewicht sie wohl sonst ihren Worten zu geben verstehn, möchte für jenen zürnenden Geist die rechte Beschwörungsformel finden.

Aber er selbst redet fort; er selbst giebt uns die Formel. „Handle so, daß du wollen könnest, die Maxime deines Handelns sey ein allgemeines Gesetz."

Und woher, fragen wir nun unsererseits, nehmen wir denn wohl die Maximen? Denn die Maximen sind hier vorausgesetzt; ihre Bestimmung ist, den Willen zu lenken; auf Gegenstände ohne Zweifel, denn ohne Gegenstände giebt es kein Wollen. Ehe nun an Maximen konnte gedacht werden, hatten schon die Gegenstände dieser Welt den Geist zu mancherley Neigungen und Abneigungen aufgeregt; als die Maximen entstanden, da war von der mannigfaltigen Noth, die den Menschen drückt, schon Vieles bekannt; und man hatte versucht, sie zu bekämpfen, zu ertragen, sich über sie hinwegzusetzen. Die Motive des Willens nun, welche, sofern sie gleichförmig wiederkehren, in Maximen ausgesprochen werden, — diese Motive waren nicht durch den bloßen Willen, sondern durch sein Verhältniß zur mannigfaltigen Nothwendigkeit, solche und keine andern geworden. Und jetzt, da ihr Werth soll bestimmt werden, welches ist das angegebene Kennzeichen dieses ihres Werths? Die mögliche Allgemeinheit? — In welchem Sinne? Doch nicht so, daß Alle ohne Unterschied der Lage einerley Lebensweise annehmen! Auch nicht so, daß Jeder dem Andern unter Voraussetzung der gleichen Lage Gleiches, wie sich selbst, erlaube? Denn mit seiner Lage entschuldigt sich Jeder, und die Schlechten setzen ohnehin voraus, Andre seyen nicht besser wie sie; darum gerade

möge nun Jeder sein Glück versuchen. Die Allgemeinheit kann also nur allgemeine Ordnung bezeichnen. Nun muß man bekennen, daß eine genaue Kenntniß der ganzen Abhängigkeit des Menschen ihn vor gewagten Schritten, durch die er mit Andern zusammenstoßen könnte, am besten hüten wird; und daß mit eben dieser Kenntniß, wenn sie nur vollständig wäre, auch der innere Widerstreit der Motive gedämpft seyn würde, indem für das Unthunliche kein Platz in den Gedanken, also auch nicht im Wollen und Wünschen übrig bliebe. Solche allgemeine Ordnung suchen nun auch der geordnete Staat und die geordnete Kirche, indem sie eben dafür die individuellen Aufopferungen fordern. Freylich — wenn aus dem Staate und der Kirche die Ordnung entweicht: dann widersprechen sich die Antriebe, welche auf Einzelne wirken; doch möchte auch hier noch Einsicht in das Nothwendige zuerst und am sichersten die Ordnung herstellen.

Wir haben bey dieser Kantischen Allgemeinheit etwas länger als nöthig verweilt, weil das Vorurtheil für dieselbe neuerlich noch in verschiedenen Gestalten wieder auftaucht; so sichtbar es auch ist, daß hinter ihr, da sie gar nichts mit Bestigkeit zu bestimmen vermag, mancherley andre Voraussetzungen und Forderungen verborgen liegen, welche ans Licht zu ziehn nicht ganz leicht seyn muß; an mislungenen Versuchen dazu hat es nicht gefehlt. Der Geist Kants ist ganz ein andrer, als dies bloße Bestreben, das ganze Leben zu einer flachen Ebene zu machen. Er suchte den Werth des Willens; aber dieser Werth ist nicht einfach, sondern vielfach; und liegt eben so wenig in der Allgemeinheit, als in der Kenntniß des Nothwendigen.

26. Aller Gebundenheit stellt der Mensch, so lange er sich von ihr nicht völlig eingeschlossen fühlt, seinen Wunsch entgegen; wäre es auch nur der Muth, womit die Maus entschlüpft, oder womit der Gefangene an seinen Ketten feilt. Der volle Muth der Jugend, welcher dem Alter fehlt, beruht auf Gewandtheit und Kraft. Die muthige That entspringt im

Augenblicke, wo sie geschieht, aus dem Hervorstreben einer Vorstellung von dem, was als Ausweg aus einer Verlegenheit dienen wird. Wo keine solche Vorstellung ist, etwa in ganz neuen und unbekannten Verhältnissen, oder wo sie am Hervortreten gehindert ist, in Abspannung und Krankheit, da fehlt der Muth. Die natürliche Muthlosigkeit der Kinder ist Furcht im Dunkeln; ihr ähnlich ist die Deisidämonie der Alten.

Jeder Muth will Freyheit gewinnen oder behaupten; wäre es auch nur freyes Bewußtseyn, freyes Spiel der Gedanken.

Es giebt nun auch einen moralischen Muth, welcher sich gegen die Vorstellung sträubt, man könne den Willen durch bloße Kenntniß des Nothwendigen einengen, ja wohl gar ihn durch die hieraus entspringenden Motive völlig bestimmen. Dieser Muth ist es hauptsächlich, welcher die Freyheit des Willens mit einem Nachdruck vertheidigt, zu welcher die Lehre von der Zurechnung mehr den Vorwand als den wahren Grund hergiebt.

Der moralische Muth ist sehr achtungswerth; die Vorstellungen von der Freyheit führen leicht in gefährliche Misdeutung; aus beiden Gründen ist es wichtig, den eigentlichen Ursprung des moralischen Muthes zu erkennen, und hiemit zugleich zu erklären, worin das Anstößige unserer obigen Darstellung (24.) liegen möge?

Daß im Menschen Etwas lebe, was über alle Furcht sich erheben könne, was alle Motive, sofern sie von außen kommen, verschmähe, und sie nur gelten lasse, wenn im Innern die Bestätigung erfolge: diese unendlich oft gepriesene und nie genug zu preisende Eigenschaft des Menschen kann nur daher rühren, daß er sich selbst Motive schafft, die keinem fremden Motive nachgeben, und sich kein Stillschweigen auferlegen lassen. Hierauf gestützt, erklärt sich der Mensch für frey, das heißt, für einen solchen, den man niemals ganz binden, ganz einschließen könne, wie deutlich man ihm auch

seine ganze Abhängigkeit von der Natur, vom Staate, von der Kirche, vor Augen stelle. Hingegen beruft man sich vergeblich darauf, daß vom schlechten Staate und von der falschen Kirche nicht die Rede sey; denn auch der wahren Kirche und dem besten Staate räumt der Mensch nur unter Vorbehalt seines eignen Anerkennens die Herrschaft ein. Daß nun, wenn kein Misverständniß dazwischen tritt, hiemit der vollkommene Gehorsam gegen Staat und Kirche bestehen könne, liegt am Tage, da sogar die noch strengere Herrschaft der Natur das Freyheitsgefühl in dem Verständigen nicht bis zum Ungehorsam gegen sich aufreizt. Aber der Mensch will erst gewonnen seyn; dann will er folgen.

Wir sollten nun, im geraden Gegensatze gegen das Vorige, von den Motiven reden, welche der Mensch sich selber schafft. Wären diese von jeher deutlich ausgesprochen, verstanden und beobachtet worden, so hätte die Lehre von der Freyheit des Willens eben so wenig im Dunkeln gelegen, als die Anerkennung des wahren Staats und der wahren Kirche Bedenken erregt. Und alsdann möchte wohl auch die innige Verbindung der obern Facultäten mit der philosophischen weniger zweifelhaft geworden seyn. Aber die praktische Philosophie stellt sich gewöhnlich unter der Form einer Lehre von Gütern, Tugenden und Pflichten dar; hiemit verdunkelt sie ihren eignen Ursprung; daher sind wir genöthigt, einigen Begriffen nachzugehn, die man durch leere Abstraction verdarb, indem man ihre Beziehungen zerriß, und sie in eine falsche Stellung gegen einander brachte.

Drittes Capitel.

Von den Begriffen der Güter, Tugenden, und Pflichten.

27. Schleiermacher bemerkte, daß man die Tugend als Anfangspunct, die Güter als Zielpuncte, die Pflichten als vorgeschriebene Wege zum Ziel betrachten könne; er glaubte, daß jeder dieser Begriffe ganz bezeichne, was im sittlichen Gebiete enthalten sey; aber auf andre und andre Weise zur Uebersicht und Abtheilung desselben diene; wie wenn ein Geometer einerley Kreisfläche bald in concentrische Kreise, bald in Sectoren theile.*) Auf diese Weise würde die ganze Ethik in drey verschiedenen Formen erscheinen können; nämlich als Güterlehre, als Pflichtenlehre, und als Tugendlehre; zu ihrer vollständigen Kenntniß aber würde nun eine „Reduction der Formeln" nöthig seyn, um die Ausdrücke jener drey Lehren gegenseitig in einander zu übersetzen.

Dieser Gedanke ist nicht bloß scheinbar, sondern es ist auch soviel wahr, daß zum praktischen Gebrauche jede dieser Formen theils oftmals versucht, theils der Ausbildung, so weit sie gelingen kann, würdig ist. Aber allen diesen Formen liegt etwas zum Grunde, das man durch keine von ihnen, auch eben so wenig durch den Begriff der Freyheit, der bloß die leere Negation der obigen Abhängigkeit enthält, oder durch jenen Kantischen Imperativ, oder durch irgend ein anderes einfaches Princip darstellen kann. Es ist die Reihe der zehn

*) Schleiermacher's Kritik der Sittenlehre, gleich vorn im ersten Abschnitte des zweyten Buchs.

praktischen Ideen, die wir von jetzt an wenigstens als oberflächlich bekannt voraussetzen müssen, ohne uns um die Art, wie diese Reihe gefunden, noch wie deren Vollständigkeit verbürgt wird, hier schon zu bekümmern. Wir stellen sie für's erste absichtlich ganz nackt hin.

Ursprüngliche Ideen.	Abgeleitete Ideen.
Innere Freyheit,	Beseelte Gesellschaft,
Vollkommenheit,	Cultursystem,
Wohlwollen,	Verwaltungssystem,
Recht,	Rechtsgesellschaft,
Billigkeit.	Lohnsystem.

Ueber den Begriff der Güter bemerke man nun zunächst, daß er ein Verhältniß zwischen Sachen und Personen, — über den Pflichtbegriff, daß er ein Band zwischen einer Person und einer andern, — über den Tugendbegriff, daß er eine innere Beschaffenheit einer einzigen Person ursprünglich anzeigt; wobey jedoch Uebertragungen nicht ausgeschlossen sind. Denn wir nennen als Güter, die wir besitzen oder wünschen, nicht bloß Sachen, sondern auch Geld, Zeit, Kenntniß, Geschick; wir reden überdies von Pflichten gegen uns selbst; ja das Wort Tugend bezeichnet eigentlich ein Taugen, eine Tüchtigkeit, die selbst bey einem Werkzeuge, einem Heilmittel vorkommen könnte. Ferner bietet sich hier überall der Begriff des Mittelbaren und Unmittelbaren dar. Geld und Muße sind nicht an sich, sondern nur als brauchbare Mittel, hingegen Genießungen sind unmittelbare Güter. Die Pflicht, eine Schuld zu bezahlen, ist unmittelbar da; aber mittelbar ist es Pflicht, durch Arbeit zu erwerben was man zahlen soll. Kraft und Milde gehören unmittelbar zur Tugend; hingegen Mäßigkeit und Sparsamkeit dienen ihr als Mittel.

Ein Blick auf die praktischen Ideen wird erinnern, daß die Sachen, welche man Güter nennt, in der Rechtsgesellschaft sich getheilt zeigen, und zwar sehr ungleich getheilt. In Perioden der politischen Gährung erhebt sich dagegen die Stimme der Billigkeit, welche gleiche Theilung fordert.

Aber die wohlwollende Verwaltung zeigt ein andres Ziel, nämlich das Gemeinwohl, welchem man, unter Voraussetzung allgemein verbreiteten Wohlwollens — das heißt, einer ächt christlichen Gesinnung, sich nähert, so weit die Berechtigten es gestatten.

Ferner werde sogleich von der Pflicht bemerkt, daß der Verpflichtete allemal als untergeordnet einem Höhern erscheint; daher Staat und Kirche uns an unsre Pflichten mahnen, jener als Rechtsgesellschaft, diese als die weiteste und höchste beseelte Gesellschaft. Inwiefern aber der Mensch den Anspruch macht, durch eigne Zustimmung jene Mahnung erst anzuerkennen (26.), erscheint er im Verhältniß zu sich selbst als ein höheres Ich (12.), nämlich als sein eigner Gebieter.

Von der Tugend ist sichtbar genug, daß zu ihr, als Beschaffenheit einer Person, alle fünf ursprünglichen Ideen gehören, inwiefern sie die Gesinnung dieser Person zusammengenommen bezeichnen.

Schon diese vorläufigen Betrachtungen, die man leicht fortsetzen kann, werden den Verdacht erregen, daß wohl schwerlich die drey Lehren von Gütern, Tugenden, und Pflichten, einander nebengeordnet werden, und sich gegenseitig genau entsprechen dürften.

28. Der praktische Mensch, den wir überall im Auge behalten müssen, ist beschäfftigt mit den Angelegenheiten des Lebens; er ist nicht, wie der Denker, vertieft in die Betrachtung seiner eignen Person. Die Folge hievon ergiebt sich in Ansehung dessen, wohin wir zuerst uns zu wenden haben, sehr leicht. Nicht die Tugend ist unser nächster Gegenstand; diese legen wir zurück, um später, wo es nöthig seyn wird, von ihr zu reden; denn sie ist Eigenschaft der Person. Hingegen Pflichten und Güter schweben dem handelnden Menschen stets vor Augen; da wir nun hier nicht Beruf empfinden zu predigen: so setzen wir lieber als bekannt und zugestanden voraus, daß die Bestrebungen nach Gütern untergeordnet seyn sollen der Beobachtung der Pflicht; daß aber auch die Pflicht kein leerer

Begriff, sondern eine Nöthigung ist, die sich mitten im Verkehr mit Gütern am dringendsten zu erkennen und zu fühlen giebt; daher wir, um stets vesten Boden unter den Füßen zu behalten, und schwärmerische Abstraction zu entfernen, von der Güterlehre zuerst sprechen. Und zwar in vollem Ernste! Nicht umschaffen wollen wir den Begriff der Güter, als ob es etwa nur Werke des Weisen wären, die einen solchen Namen verdienten; denn wir würden uns dadurch nur in eine philosophische Gedankenwelt verlieren, ohne die wirkliche Welt umschaffen zu können, und das nützt dem praktischen Menschen zu nichts. Er bedarf allerdings einer Güterlehre, die mit ihm auf dem Grunde und Boden des täglichen Lebens steht, und weil er ihrer bedarf, so schafft er sie sich jeden Augenblick, und bildet sie sich aus, so gut er kann. Wenn man ihm nun Theorien vorträgt, die damit in keinem Zusammenhange stehn: so stiftet man durch die Einseitigkeit der Lehre bloß Mishelligkeit zwischen seinem Thun und Denken; das ist aber gerade der Punct, der vermieden werden muß. Der Mensch soll wissen und fühlen, daß er der Einsicht gemäß handelt; hierin besteht das Wesen der innern Freyheit. Es ist nun auch nicht unsre Sache, einen Epiktet zu lehren, daß er in Fesseln frey seyn könne; wer das kann, der braucht kein Buch. Dem gewöhnlichen Menschen aber müssen wir es ausdrücklich einräumen und zugestehen, daß er innerhalb gewisser Gränzen wohl dran thue, für sich zu sorgen. Dazu ist gar keine künstliche Ueberlegung von höherer Art nöthig; er weiß, daß, wenn er in Noth geriethe, er Andern zur Last fallen, und von ihnen nur kärgliche Hülfe erlangen, also stets elend und schwach bleiben würde. Wir brauchen ihm nicht zu sagen, daß er das nicht solle, es ist genug, daß er es nicht will. Der Staatsmann freut sich mit Recht, wenn er nur Menschen vor sich hat, die soviel Thätigkeit, Rüstigkeit und Ueberlegung besitzen, um sich aus dem Elend herauszuarbeiten; er bedauert, wenn er ihnen Lasten auflegen muß; lieber giebt er ihnen Unterstützung, und solche Lehren, wodurch sie leichter zum Ziele kommen können.

Daß Kant der Glückseligkeitslehre entgegentrat, war ein großes Verdienst um seine Zeit; denn damals dünkte man sich klug, wenn man der Betrachtung der Pflichten und Tugenden auswich, und sie, mit exemplarischem Unsinne, auf Eigennutz reducirte. Zu unserm Heil sind diese Zeiten vorüber; wir können also nun die Sache ruhig überlegen, und uns besinnen, daß bey wilden und rohen Menschen, welche sich von augenblicklich aufgeregten Begierden dahin und dorthin treiben lassen, die erste Entwilderung darin bestehn muß, sie zu lehren auf entferntere Folgen ihres Thuns hinausschauen, den Genuß dem Vortheile aufopfern, die Rache dem Richter anheimstellen. Sie müssen an Ordnung gewöhnt werden; ihre Beschäfftigung muß sich in Arbeit und Erhohlung zerlegen; die Arbeit aber setzt Fleiß, der Fleiß setzt Gewinn voraus; dieser Gewinn darf nicht verachtet, nicht für leicht entbehrlich gehalten werden, sonst schwächt man die Triebfeder, welche dem Fleiße zum Grunde liegt. Aber lassen sich, möchte Jemand fragen, nicht auch schon im rohen Menschen edlere Gefühle rege machen? — Daran ist gar kein Zweifel. Noch mehr: es ist höchst nöthig, daß dies geschehe. Aber es reicht nicht aus. Dem Sklaven des Augenblicks fliegen die schönsten Momente, die reinsten und zartesten Auffassungen vorüber, und wechseln mit Thorheit, ja mit Bosheit, ohne Entscheidung, — oder auch oftmals mit sehr schlimmer Entscheidung; nämlich damit, daß der Mensch späterhin ausdrücklich dem Bösen den Vorrang giebt vor dem Guten! Ihm wäre besser, er hätte das Gute nie gekannt. So geht's, wo man erhabene Lehren predigt, ohne den Boden zu beachten, wohin sie fallen. Mäßiger Eigennutz, wenn er besonnen ist, schadet zum Anfange weit weniger; denn man kann ihn beschämen; und die Beschämung haftet besser! Fleiß ist die Grundlage der guten Sitten; darüber frage man die Erfahrung und die Geschichte.

Niemand aber wolle dies so misdeuten, als ob hiemit der Lehre von Gütern oder vom Glück dergestalt das Wort solle geredet werden, wie wenn der Mensch sich ohne Schaden in

sie vertiefen könnte. Das ist ganz unmöglich. Und nichts Traurigeres könnte begegnen, als wenn etwa irgend ein angesehener Denker es nach Kant noch einmal, aller Warnungen uneingedenk, versuchen würde, der Güterlehre den Glanz einer vollständigen Sittenlehre zu geben.

Was würde man da versuchen? Etwa die Heiligkeit der Pflicht läugnen? die Erhabenheit der Tugend verspotten? Gewiß nicht! denn das macht die Geschichte der Philosophie geradezu unmöglich. Vielmehr würde man, wie schon im Vorbeygehn erwähnt wurde, den Begriff der Güter so hoch zu steigern versuchen, daß er jenen gleich käme. Nur die Werke und das Material, worin Pflicht und Tugend sich zeigen und darstellen könnten, würde man Güter nennen. Aber wir fragen: welche Werke? welches Material? Beginnt nun die Antwort, wie es natürlich ist, von der Pflicht und der Tugend, damit diese den Maaßstab der Tauglichkeit des Materials, den Maaßstab des Werths der Werke ergeben; so verfehlt man die Absicht; alsdann nämlich sind die Güter nicht Principien, sondern sie werden gefolgert aus der zuvor bekannten Natur des Maaßstabes. Man muß also den Werken und Materialien einen ursprünglichen Werth beylegen. Diese gleichgültigen Sachen, meint man, seyen nicht bloß da, sondern ihr Daseyn habe einen Werth! Gewiß haben sie den; nämlich für den Willen, der die Werke machte, und der die Materialien noch zu neuen Werken bestimmte. Hat denn dieser Wille auch einen Werth? — Er hat keinen. Denn hätte er einen solchen: so würde er hiemit als pflichtmäßig, oder als tugendhaft, oder durch irgend eine von denjenigen Werthbestimmungen bezeichnet seyn, auf denen der Begriff vom Werthe einer Person, das heißt, der Tugend, beruht. Dieses aber wollte man vermeiden! Der Wille bleibt also völlig werthlos. Hingegen die Dinge, oder Gegenstände irgend einer Art, welche man Güter nennt, weil sie für den Willen einen Werth haben, diese unternimmt man zu bestimmen. Gesetzt, das sey geschehen: so wird man hieraus weiter ableiten müssen, was Tugend und was Pflicht sey. Wie wird man das

bewerkstelligen? „Pflichten" (wird man sagen) „sind solche Bestimmungen des Verfahrens, welche der Wille klüglich befolgen muß, damit er zu den von ihm erwählten Gütern gelange und sie beschütze. Tugend ist diejenige Uebung und Haltung des Geistes, welche für die eben beschriebenen Pflichten geschickt macht." Sollen wir das Unwürdige einer solchen Lehre noch erst zeigen? Gewiß nicht. Es ist genug zu sagen, daß man die Frage nach der ersten und ursprünglichen Werthbestimmung gar nicht erwogen, sondern diesen Werth in der Gesammtheit der Dinge und des Wollens stillschweigend vorausgesetzt hatte, weil man ihn eben nicht genauer kannte.

29. Wir wenden uns zum Begriff der Pflicht, und erinnern daran, daß die Pflicht den werthlosen, aber auch schuldlosen Willen, welcher dem Fleiße zum Grunde liegt, nicht ohne Noth stören soll; denn obgleich die Werke des Fleißes nur Genießungen oder Schutz vor Uebeln und Schmerzen seyn mögen, und dann gerade so werthlos sind als der Wille selbst, der sie hervorbringt: so hat doch die Besonnenheit und Ordnung des Fleißes einen sehr hohen Platz im Gebiete der mittelbaren Tugend (27.); und das darf zwar bey bloßer Speculation, niemals aber in Bezug auf den praktischen Menschen vergessen werden, dem man keine größere Last der Gedanken auflegen soll, als ihm heilsam ist.

Unstreitig aber stört die Pflicht oft genug den Fleißigen, wie den Unfleißigen; und das thut sie am gewöhnlichsten dann, wann sie die Rechte Anderer betrifft; wobey sie sich gerade so wenig um die Tugend des Verpflichteten, als um seine Wünsche und Werke bekümmert. Eine Schuld muß bezahlt, ein versprochener Dienst muß geleistet werden; wer darin aus Rücksicht auf seine eigne Person ein Mehr oder Weniger anbringt, der kann froh seyn, wenn die Pflicht unverletzt bleibt; selbst wenn er dies oder jenes System der Moral hinzudächte, so wäre dies eine Auslegung der Pflicht, worin er mit sich und seinen eignen Gedanken beschäfftigt, also mehr oder weniger

tugendhaft wäre, ohne hiedurch auch nur das Allergeringste an der Pflicht selbst zu ändern. Wer dies nicht einsieht, der hat noch nicht gelernt, seine Gedanken in einer bestimmten Sphäre vestzuhalten; und besonders fehlt es in solchem Falle an Kenntniß der allerdings etwas eigensinnigen Natur des Rechts, aus welchem die Pflichten schlechthin ohne alle Rücksicht auf Tugend hervorgehn. Wir berufen uns hierüber auf die Thatsache, daß längst, und mit sehr allgemeiner Beystimmung, die Rechtspflichten mit dem Namen der vollkommenen Pflichten sind bezeichnet worden; welches zeigt, daß an denselben nichts fehlt, am wenigsten eine systematische Art, sie abzuleiten oder zu beweisen. Sie bestehen vollkommen für sich. Aber neben ihnen finden sich unvollkommene Pflichten; das heißt, der Begriff der Pflicht ist über seinen ursprünglichen Sinn hinausgetragen und erweitert worden, dergestalt, daß die Rücksichtlosigkeit und Strenge, womit in jenem ersten Falle ohne allen Zusatz die Pflicht an sich klar ist, in der weitern Bedeutung des Worts nicht mehr kann vestgehalten werden. Unvollkommene Pflichten sind näher zu überlegen; der Verpflichtete mag dabey seine eigne Person, seine Ansicht, und, wenn er will, sein System in Betracht ziehn.

Schon aus der Unterscheidung der vollkommenen und unvollkommenen Pflichten läßt sich schließen, wie mislich es sey, die ganze Sittenlehre auf den Begriff der Pflicht zu gründen. Ein solcher Begriff, der zuvor in einem engern Bezirke einheimisch war, dann in einer gewagten Erweiterung zu einem größern Gebiete gelangte, besitzt nicht mehr die ursprüngliche Klarheit eines Princips. Das bestätigt sich, sobald man genauer nachforscht. Wo ist der Gebieter, der überlegene Wille, welchem ein anderer verpflichtet seyn soll zu gehorchen? Welches ist das Band der Nöthigung, das auch da noch Respect fordert, wo die Gewalt fehlt? Auf welchen Punct trifft die Achtung zuerst, welche man für die Pflicht verlangt? Denn Pflicht, als Gebundenheit, zeigt den Gebundenen als untergeordnet; Er selbst also, der Untergeordnete, kann nicht der Gegenstand der Achtung gerade in so fern

seyn, als man sie von ihm selbst für die Pflicht, die er erfüllen soll, zu fordern hat. — Kein Wunder, wenn hier Minder-Geübte den Staat oder die Gottheit zu Hülfe rufen. Aber damit verfehlen sie gerade den Fragepunct. Der Mächtige kann hier gar nichts helfen; seine Macht steht ihm im Wege; denn wir fragen nicht nach irgend einer Unterwürfigkeit des Schwachen unter dem Starken, sondern nach einem Respect ohne alle Rücksicht auf Macht. Daß nun auch Kant, der diesen Fragepunct vollkommen inne hatte, und ihn besser als irgend ein Neuerer hervorhob, dennoch die Antwort nicht traf, lag bloß an dem Vorurtheil, daß ein einziges Princip, und zwar in Form eines Satzes, gesucht wurde, während mehrere Ideen zusammengenommen den Platz einnehmen, aus welchem in die Geschäffte des Lebens die störende Gewalt hervordringt, der sich der Fleiß des Eigennutzes ebensowohl als der Trotz der Wildheit beugen soll. Das Recht ist eine von den Ideen, aber nicht die einzige. Der Berechtigte stellt sich seinem Verpflichteten als die Person dar, welche zu fordern hat; aber eine äußere Persönlichkeit ist, was das Fordern anlangt, weder hier, noch für die andern Ideen nöthig; denn sie erzeugen sich in jeder Person, auch in dem eignen Ich; und hierauf gerade beruhet jener moralische Muth, welcher es empfindet, daß es eine Autonomie giebt; daß nicht alle Motive von außen kommen (26.). Damit ist aber keinesweges die Kantische Autonomie des Willens gerechtfertigt. Man setze einen Willen A, welcher gebietet einem andern Willen B; gleichviel ob A und B beide in Einer Person vereinigt vorkommen, oder in verschiedenen Personen. Welches ist nun die Auctorität des A, und weshalb ist B ihr untergeordnet? Worin liegt die Verpflichtung des B gegen A? Ein Unterschied ist hier vorhanden, und nicht bloß ein starker, sondern gerade derjenige Unterschied, auf welchem der Begriff der Pflicht beruht; so daß, wenn Pflicht das erste Princip der Sittenlehre seyn soll, dann eben dieser Unterschied ursprünglich klar und gewiß seyn muß. — Aber wenn man auch von der Er-

zeugung der praktischen Ideen noch nichts weiß, welche dem gebietenden Willen A die Auctorität geben, so kann man wenigstens auf der Stelle folgenden, höchst leichten negativen Schluß machen: Ein Grund des Unterschiedes zwischen *A* und *B* wird gesucht; darin aber, daß A ein Wille ist, liegt vielmehr die Gleichheit des A mit B; denn B ist auch ein Wille. Nun kann der Unterschied nicht aus der Gleichheit folgen, also kann A nicht deshalb die Auctorität, welcher B sich fügen soll, besitzen, weil A ein Wille ist; sondern wenn A in der That solchen Vorzug hat: so ist der Grund des Vorzugs kein Wille; er ist willenlos.

Und allerdings ist die Auctorität der praktischen Ideen eine eben so willenlose als machtlose; darum wird auch Niemand sagen, man sey den Ideen verpflichtet. Wohl aber, durch die Ideen erlangt ein solcher Wille, der sich ihnen widmet, eine Auctorität, welche ihn unterscheidet von jedem andern Willen. Und wenn jener gebietet, dann soll dieser andre folgen; das ist Pflicht. Aber eben deshalb ist Pflicht nicht der Grundgedanke der Sittenlehre, sondern sie gehört zu den abgeleiteten; sie entspringt aus den Ideen.

Gesetzt nun, es wolle Jemand, der dies Alles nicht einsieht, unternehmen, die Pflicht zum Princip zu machen: was wird dann aus der Tugend und aus den Gütern?

Denken wir uns doch einmal das Ideal eines Menschen, der bloß gehorchender Wille wäre; der sich begnügte, lediglich als Verpflichteter zu existiren. Woher käme bey einem solchen noch der Stolz der Tugend, und der Wunsch nach Gütern? Er würde nichts davon begreifen. „Sagt mir nur (würde er sprechen) was soll ich thun? Gern wird es geschehn; nur bitte ich: plagt mich nicht mit den Gründen Eurer Forderungen; die verlange ich gar nicht zu wissen."

Dürften wir aber dennoch dem rein Gehorchenden mit Tugend beschwerlich fallen: so wäre sie eine Art von innerem Werkzeuge; eine Vorbereitung zu den geforderten Leistungen.

Nichts anderes bleibt übrig, wenn die Pflicht des Thuns und Lassens an die Spitze gestellt ist. Fällt auf sie die ursprüngliche Werthbestimmung: so behält die Tugend nur einen mittelbaren Werth.

Den Gütern würde auf solchem Wege nur übrig bleiben, als erlaubte Lückenbüßer, oder etwa als Ermunterungen und Belohnungen sich hie und da einzuschalten. Einen breitern Platz möchten wohl die Uebel bekommen, nämlich als Strafen für Uebertretung der Pflichten; wogegen wir jedoch sehr protestiren müssen; denn für eine so leichtsinnige Behandlung, als ob Strafe jeder Uebertretung der Pflicht angemessen wäre, ist der Begriff derselben zu wichtig.*)

30. Da im Vorhergehenden einmal Schulfragen mußten berührt werden, so ist es auch nöthig, eine populäre Erläuterung beyzufügen. Dem praktischen Menschen — insbesondre dem gebildeten Geschäfts- und Kriegsmanne sind die Begriffe von Rechten und von der Ehre geläufiger, als die von Pflicht und Tugend; und das ist ganz natürlich, denn der Geschäftsmann lebt gesellig, er sondert sein Privaturtheil nicht leicht ab von dem Gesammturtheil der Gesellschaftskreise, denen er angehört. Anstatt also seine Pflicht bloß mit sich selbst zu überlegen, anstatt der Tugend im Stillen nachzustreben, hört er auf das, was Andre von ihm fordern. Es läßt sich eine entfernte Möglichkeit denken, daß die Vorstellung des Mannes von Ehre sich erhöhen könnte zum Ideal des Weisen oder des Tugendhaften; dann nämlich, wenn die Gesellschaft, von welcher die Stimme der Ehre ausgeht, sich so weit veredelte, daß ihr Urtheil nicht bloß genau richtig, sondern auch ohne Ansehn der Person völlig laut würde. Aber schon jetzt kann man die Frage aufwerfen: Erkennst du deine Ehre aus deinen Pflichten? oder die Pflichten aus der Ehre? Hierauf möchte wohl ziemlich einstimmig die Antwort erfolgen: Wer kein richtiges Ehr-

*) Man vergleiche in der praktischen Philosophie das fünfte und neunte Capitel des ersten Buchs.

gefühl hat, dem wird es durch Aufzählung der Pflichten Niemand beybringen. Oder soll man die Dienstverhältnisse einzeln durchmustern, den Familienverhältnissen nachgehn, die Gesinnungen des Umgangs beschreiben, die Arbeiten und Erholungen verzeichnen (nach 7.), um anzugeben, was Einer zu thun und zu lassen habe, damit er seine Ehre kennen lerne? Umgekehrt, wenn er wahres Ehrgefühl hat, so breitet sich dieses allmählig von selbst durch die verschiedenen Lebensverhältnisse aus, um sie, so gut es gehen will, zu ordnen; wenn aber dabey Fehler im Einzelnen vorfallen, so sind das Schwächen, die wenigstens nicht das Ehrgefühl überhaupt und als Ganzes in Gefahr setzen, wie sehr sie auch für sich allein dem Tadel unterliegen möchten. So nun auch wird man von der Tugend sagen können: ist sie einmal richtig erkannt, so werden sich die einzelnen Vorschriften für den Gebrauch, also die Pflichten, eher finden, als wenn rückwärts aus den Pflichten sollte auf die vorauszusetzende Gesinnung und Gemüthsbeschaffenheit geschlossen werden.

Damit ist nicht gesagt, daß alle Pflichten vollständig aus der Ehre können hergeleitet werden. Denn die Verhältnisse ändern sich, und insbesondre die Rechtsverhältnisse, welche in der Gesellschaft besser und schlechter geordnet werden können, ohne daß die Einsicht in das, was als Verbesserung oder Verschlechterung anzusehen ist, sich aus den Begriffen von der Ehre entnehmen ließe. Nach den Rechtsverhältnissen aber bestimmen sich diejenigen Pflichten, welche man vollkommen nennt. Der Mann von Ehre, — und eben so der Tugendhafte, bewegt sich zwar in diesen Verhältnissen, aber sie hängen nicht von ihm ab, und würden selbst bey dem vollkommensten Zustande der menschlichen Dinge doch noch keineswegs ganz allein dazu dienen, daß sich in ihnen die Tugend darstellen solle, sondern aus mancherley andern Gesichtspuncten zu beurtheilen seyn; wenigstens so lange Tugend als Eigenschaft einzelner Personen betrachtet wird.

31. Es bleibt also dabey, daß sowohl eine Güterlehre, als eine Pflichtenlehre, als eine Tugendlehre nöthig ist; nicht aber deshalb, weil einerley Lehre in allen ihren möglichen Gestalten erscheinen soll, sondern umgekehrt darum, weil eine genaue Reduction der drey Lehren auf einander nicht möglich, und jede derselben nur unter Voraussetzung eines gemeinsamen Grundes, nämlich der Ideenlehre, zur Ausbildung gelangen kann. Da wir aber im Vorhergehenden den Begriff des Mannes von Ehre berührt haben, so darf auch dieser nicht als eine leere Abstraction im Dunkeln liegen bleiben, sondern es ist nöthig, ganz kurz die Merkmale des Begriffs anzuzeigen, und bey dieser Gelegenheit einiges Licht auf die praktischen Ideen selbst zu werfen. Der Mann von Ehre ist

nach der Idee der Vollkommenheit: nicht feige.

nach der Idee des Rechts: unbescholten in Hinsicht auf Gewaltthat und Betrug.

nach der Idee der Billigkeit: nicht befleckt durch verdiente Strafe doloser Handlungen oder schwerer Nachlässigkeiten.

nach der Idee des Wohlwollens: nicht verdächtig der Hartherzigkeit, des Neides und der Schadenfreude.

nach der Idee der innern Freyheit: beharrlich in seinen Vorsätzen, und consequent in seinen Handlungen.

Diese kurze Beschreibung kann hier genügen, und muß unmittelbar einleuchten. Auf mögliche Künsteleyen, die gegebenen Merkmale aus einander abzuleiten, können wir uns eben so wenig einlassen, als auf einige nähere Bestimmungen, die sich ohne Weitläufigkeit nicht würden entwickeln lassen.

Viertes Capitel.

Vom Bedürfnisse der Religion.

32. Die Lehren von Gütern, Pflichten, und von der Tugend verwandeln sich im Gebrauche des Lebens nur zu leicht in Lehren von Uebeln, von begangenen Fehlern, und von Lastern.

Der Mensch sucht umher unter Gütern; sie geben ihm da und dort eine Freude; aber sie sind nie so beysammen, daß er fände, was er eigentlich sucht, nämlich dauerndes Glück. Man räth ihm, seine Empfindlichkeit zu mäßigen, seine Ansprüche zu beschränken, seine Kräfte zu schonen, das Nothwendige zu erwerben, es vorsichtig zu hüten; den Egoismus Anderer, der zum Theil unvermeidlich ist, nicht gegen sich zu reizen, vielmehr sich neben ihnen eine ruhige aber veste Stellung in der Gesellschaft zu suchen; Erfahrungen zu sammeln und fremde Erfahrungen zu benutzen. Diese und andre Rathschläge hört der Jüngling vom Greise; sie helfen Etwas, aber sie bringen keine volle Zufriedenheit.

Der Mensch fragt nach seinen Pflichten; er findet deren allenthalben, weit über die Gränzen der vollkommnen Pflichten hinaus; das freye Leben der Jugend ist für den reifen Mann vorbey; er ist umgarnt von allen jenen Verhältnissen der Gesinnungen, der Familie und des Dienstes; die Zeit reicht nicht hin für die Arbeiten; die Erhohlungen geben die erschöpfte Kraft nicht zurück. Pünctliche Ordnung soll helfen; sie wird pedantisch. Strenge Selbstbeobachtung wird versucht; sie lehrt nicht viel Neues, aber sie macht ängstlich. Dennoch zeigen die Folgen unbewachter Augenblicke, wie nothwendig sie war; denn Fehltritte sind geschehen, ehe man es merkte.

Diese Fehler verrücken die Lebensverhältnisse; man bemüht sich umsonst, sie wieder zu ordnen. Aus den Schritten, die man gethan hat und nicht zurückthun kann, ergeben sich andre, welche nun auch noch, als nothwendige Fortsetzungen, gethan werden müssen; die freye Wahl ist verloren. Ringsum ist ein Wald aufgeschossen, aus dessen Irrgängen der Ausgang vergeblich gesucht wird.

Der Mensch strebt nach Lob und Ruhm; er fühlt das Edle, er übt sich, Beschwerden zu ertragen; was ihm gelingt, erhebt seinen Muth; was ihn drückt, reizt seine Kraft, sich dagegen zu stemmen. Die Bildungsstufe der Zeit und der Umgebung ergiebt nach den Umständen eine spartanische, oder eine römische, — oder eine Räuber-Tugend. Falscher Heroismus, von welcher Art er auch sey, führt nicht bloß zu fanatischen Unthaten, sondern er verödet auch das Gemüth, und erstickt die Stimme des Gewissens. Dem gewöhnlichen Menschen drohen andre Gefahren. Der Sorglose wird leichtsinnig, der Unschuldige wird verführt; der Umsichtige wird zum Nachahmer dessen was Andre thun, und weiß die Motive seiner eignen Handlungen nicht anzugeben. So fehlt der nothwendige Widerstand gegen Sinnenlust und geselliges Misbehagen; es erzeugen sich einerseits die Laster der Unmäßigkeit und des Eigennutzes, andrerseits die des Grolls und des Unmuths; wird nun diesen Lastern endlich mit vollem Bewußtseyn die Herrschaft eingeräumt, so steht die Sünde in voller Blüthe, und schnell reift ihre böse Aussaat.

33. Gesetzt, diese leicht fortzusetzenden Beschreibungen wären allgemein richtig, und so fände die Religion den Menschen: was hätte sie zu thun? Dreyerley ohne Zweifel: den Leidenden zu trösten, den Verirrten zurechtzuweisen, den Sünder zu bessern und dann zu beruhigen.

Hiemit ist ihre dreyfache Stellung angezeigt; denn man wird ohne Mühe bemerken, daß zur Güterlehre, zur Pflichtenlehre, und zur Tugendlehre, eine Ergänzung gehört, weil keine Lehre in der Welt im Stande ist, den Menschen vor

Leiden, vor Uebertretungen, und vor innerm Verderben zu sichern. Das Bedürfniß der Religion liegt am Tage; der Mensch kann sich selbst nicht helfen; er braucht höhere Hülfe!

Die Religion setzt das Ewige dem Zeitlichen entgegen. So schneidet sie die Sorgen ab, und bringt ganz andre Gefühle hervor, als die des irdischen Leidens. Sie vermindert das Gewicht der einzelnen Handlungen des Menschen, indem sie eine höhere Ordnung der Dinge zeigt: die Ordnung der Vorsehung, welche mitten unter menschlichen Fehltritten dennoch das Gute fördert. Sie stellt allem falschen Heroismus das Ideal eines göttlichen Leidens (wenn man sich so ausdrücken darf) gegenüber, welches aus Dulden und Wirken dergestalt zusammengesetzt ist, daß jede menschliche Tugend, damit verglichen, als eine ohnmächtige Ueberspannung erscheinen würde. Hiedurch demüthigt sie nicht bloß den Tugendhaften, sondern sie beschämt auch die Sünde in ihrem Innersten, indem sie dem lüsternen Eigennutz die Aufopferung, dem Groll die Liebe zeigt. Wird es ihr auch gelingen, die Sünde zu erdrücken, zu zerstören, zu vertilgen? Das weiß kein Mensch, denn dazu müßte Einer dem Andern ins Herz schauen können, und zwar ohne Vergleich tiefer, als irgend Einer bey der genauesten Selbstbeobachtung in sich selbst einzudringen vermag. Erlösung auf Bedingung der Besserung läßt sie wohl verkündigen; aber die Frage, ob auch Dieser und Jener die Bedingung erfülle, muß man Gott anheimstellen.

Selbst die Religion also vermag das irdische Dunkel nicht ganz zu erhellen. Dennoch ist das, was sie schafft, unschätzbar, und auf keine andre Weise zu ersetzen. Zwar kann man das Ideal der Tugend durch Hülfe der praktischen Ideen sehr bestimmt zeichnen; ja es ist leicht zu erkennen, daß, indem wir die Gottheit selbst als heilig, allmächtig, gütig, gerecht, und vergeltend denken, hiebey unser Begriff die nämlichen Ideen zusammenfaßt, welche der Sittenlehre das Daseyn geben. Allein dies Alles richtet den gesunkenen Menschen nicht empor; ihm muß sich eine neue Welt eröffnen, denn

seine Welt ist ihm verdorben; seine Schuldbriefe müssen zerrissen werden, denn er kann sie nicht bezahlen; er muß wieder anfangen, denn er ist unfähig fortzusetzen.

34. Die Verkündiger der Religion sind Menschen; sie selbst bedürfen der Religion. Ihr Geschäfft ist schwer; es ist nicht damit gethan, daß sie Griechisch und Hebräisch ins Deutsche übersetzen; sondern was in historischer Form schwebt, das sollen sie heute als Nahrung und Heilung austheilen. Das Erstaunen, welches der Blick in die höhere Ordnung zu erregen vermag, wirkt auf sie zuerst; und man darf sich nicht wundern, wenn ihnen etwas Aehnliches, wie den Philosophen so häufig, ebenfalls begegnet; nämlich die Beziehungen ihrer Lehren aus den Augen zu verlieren, oder wenigstens nicht scharf genug zu beachten.

Man wird wohl einräumen, daß die Religion zu den Lehren von Gütern, Tugenden, Pflichten, eine Ergänzung bildet; diese Beziehung liegt gar zu offen am Tage, um geläugnet zu werden. Aber es ist nicht genug, dies nur im Allgemeinen einzuräumen, sondern die Unterschiede der besondern Fälle müssen bey jeder Anwendung beachtet werden. Ergänzung setzt einen Mangel voraus. Wer eine Bildsäule ergänzen will, der fängt nicht etwa damit an, den Mangel zu vergrößern; er schlägt nicht den zweyten Arm oder den zweyten Fuß ab, sondern er restaurirt gerade denjenigen Arm und Fuß, dessen Mangel er vorfindet. Eben so weiß der besonnene Geistliche, daß er mit dem redlichen Leidenden nicht die nämliche Sprache zu führen hat, wie mit dem übermüthigen, frechen Sünder. Noch mehr: wir haben angenommen, der nach Gütern, Pflichterfüllungen, und nach der Tugend strebende Mensch sey in Verwickelungen und Irrwege gerathen. Aber nicht Jeder verirrt sich auf gleiche Weise; nicht jeder gleich weit; nicht jeder ist gleich kraftlos in sich selbst; nicht jeder gleich unfähig, sich die Sittenlehre in einer von jenen drey Formen, die gerade für ihn passen mag, wirksam anzueignen. Daß durch die Sittenlehre vieles bewirkt werden kann, zeigen

die Thatsachen; es zeigt es ihre fortdauernde Existenz; hülfe sie nichts, so wäre sie längst verschollen. Konnte sie etwas wirken, so fragt sich in jedem einzelnen Falle, ob ihre Wirkung schon am Ende sey? oder ob sie noch fortdauere, oder sich noch erneuern und verstärken lasse? Der besonnene Geistliche hütet sich, diese Fragen zu überspringen; er hält die religiöse Hülfe bereit, ohne sie aufzudringen; und er vermeidet alle Zudringlichkeit um desto mehr, da vielleicht seine Person gar nicht mehr nöthig ist. Denn die Sprache der Religion ist allgemein bekannt; jeder Gebildete hat sie vernommen; und Jeder macht gerade hier seinen eignen Geschmack gelten, indem die Art des Vortrags ihm gar nicht gleichgültig, sondern nur auf bestimmte Weise für ihn ansprechend ist. Hierüber mit den Menschen zu hadern, nützt gar nichts; die Hülfe wirkt nur für den, welcher gerade diese Hülfe sich aneignet.

35. Die verschiedenen Religions-Partheyen, welche seit Jahrhunderten neben einander leben, und mit Eifer sich bis ins Einzelne ihrer Gebräuche gegen jede fremdartige Zumuthung behaupten, zeigen deutlich, wie vest die religiöse Ergänzung mit demjenigen verwächst, was durch sie ergänzt wird. Noth lehrt beten! Wo ein munteres Genußleben lange Zeit hindurch ungestört blieb, da erschlafft der Eifer für die Gebräuche des Cultus. Umgekehrt: wo die Geistlichen gern Ablaß verkaufen, wo es ihnen also nicht Ernst ist, die Gemüther durch Reue zu erschüttern, wo die Sünde sogar begünstigt wird, damit sie oft vergeben werden könne, da wächst und gedeiht der Ceremoniendienst; denn mit seinen erkünstelten Pflichten täuscht man die Menschen über ihre wahren Pflichten; sein Gepränge befriedigt die Schaulust, und das Gewissen findet nicht Zeit zum Reden. Wie ist solche Verkehrtheit möglich? Die Heiligthümer sind älter als die Sittenlehre; eine dumpfe Ehrfurcht für dieselben, ein Staunen ohne eigentlichen Gegenstand wuchs mit den Menschen auf, ehe die moralischen Begriffe sich entwickelten; es war also etwas vorhan-

den, das man Religion nannte, ehe der Beziehungspunct für dieselbe veststand. Und wie kann solches Uebel gebessert werden? Dadurch, daß man die verfehlte Beziehung wieder herstellt. Die Religion reinigt sich, sobald die Gesinnungen sich veredeln; sie steht mit ihnen in Wechselwirkung. Wird Jemand, der die Geschichte kennt, daran zweifeln?

36. Aber hier müssen ein paar Fehler bemerkt werden, welche von philosophischen Systemen zuweilen veranlaßt sind. Man hat erstlich zuweilen der Sittenlehre die besondere Ehre erwiesen, sie selbst als den Kern der Religion zu betrachten; man hat verlangt, Moral solle den vornehmsten Inhalt der Predigt ausmachen, das heißt, den Beziehungspunct mit der Ergänzung, die sich auf ihn bezieht, zusammenwerfen, folglich die ganze Beziehung aufheben. Wer dies rechtfertigen wollte, der müßte jene Unzulänglichkeit der Sittenlehre abläugnen, von welcher wir ausgingen (32.). Allein sie liegt offenbar am Tage; darum konnte das Moralpredigen nicht genügen. Der leidende, verirrte, verdorbene Mensch muß in eine andre Gegend versetzt werden; die Moral aber hält ihn auf seinem Standpuncte vest; sie gebietet ihm, sich in seinem Kreise, nur mit veränderter Richtung fortzubewegen; und das gerade ist's, was der schon zerrüttete Mensch nicht mehr vermag. Anders verhält es sich mit dem geistig Gesunden; diesen kann die Religion nur warnen, daß er nicht erkranke; sie wird ihn stärken und noch mehr erheitern; aber das ist nicht ihr eigentlicher Charakter; es erklärt nicht den ernsten Ton, in welchem sie gewohnt ist zu reden. Und wo fände sie den Gesunden im strengen Sinne? Die Aerzte, des Geistes sowohl als die des Leibes, wissen, daß vollkommene Gesundheit ein Ideal ist, dem wir uns nur annähern.

37. Der zweyte Fehler entspringt aus unrichtigen, wiewohl nicht übel gemeinten Speculationen. Man will die Gottheit recht eigentlich erkennen, ja sogar aus ihr die Natur erklären. Oder vielmehr: man glaubt diese Erkenntniß zu besitzen; man freut und rühmt sich, den Glauben in ein Wissen

verwandelt zu haben; nachdem zuvor durch andre, ebenfalls nicht ganz richtige Lehren, der Glaube selbst schwach geworden und als eine Sache des bloßen reinen Herzens dargestellt war. Aber die Verbesserung bringt ein neues Uebel herbey. Läge das höchste Wesen im Kreise unseres Wissens als ein erreichbarer Gegenstand: so könnte eben so wenig die Religion den zerrütteten Menschen in ein neues, besseres Land einführen, als im vorigen Falle. Und selbst dem geistig Gesunden wird der Gedankenkreis beengt, die Aussicht benommen, wenn er die höchste aller Vorstellungen, wozu er sich erheben kann, als abgeschlossen, oder auch nur der Hauptsache nach als fertig und sattsam bestimmt, betrachten soll. Wir reden hier nicht von Widerlegung eines Irrthums. Wer einmal ein unrichtiges System für wahr hält, der gewöhnt sich daran, und fühlt nicht mehr die Fessel, wogegen Andre, denen er sie anlegen will, sich sträuben. Aber dann muß er wenigstens der Einrede Gehör geben; er muß sich sagen lassen, daß er schlechten Dank verdienen würde, wenn er Andre, deren Religion ins Unermeßliche und durch keine Erkenntnißbegriffe Erreichbare hinausschaut, die nämliche Begränzung aufdringen könnte, in welche sich sein Meinen und Fühlen nun einmal gefügt hat. Uebrigens sorgt die Natur, daß der Fehler nie zu groß und zu gefährlich werden könne. Sie bleibt immer unbegriffen in dem, was sie sichtbar Zweckmäßiges hat; und der Urheber dieser Zweckmäßigkeit bleibt für unsre Augen immer ein Fixstern, welchen man stets weiter in die Ferne zu setzen genöthigt ist, so oft eine Meinung, wie viele Millionen oder Billionen von Meilen er wohl von uns abstehen könnte, war gewagt worden.

38. Der eben genannte veste Punct schien wankend zu werden, als beym Wiederaufleben der metaphysischen Speculation die Bemerkung gemacht wurde, Raum und Zeit seyen Formen unseres Vorstellens, welche nicht unmittelbar sinnlich empfunden werden können, sondern sich in uns selbst ausbilden müssen. Das Zweckmäßige in der Natur zeigt sich aber

gerade in Bestimmungen des Räumlichen und Zeitlichen; wie nun, wenn unser Wahrgenommenes kein Zeugniß von Außen, sondern inwendig, bewußtlos von uns selbst, erzeugt ist? — Die Frage hätte selbst bey jener, höchst unreifen, Betrachtung über Raum und Zeit (wobey weder Psychologie noch Metaphysik ihre Schuldigkeit gethan hatten) dennoch in ihre Schranken können zurückgewiesen werden, sobald man nur überlegt hätte, daß man die Formen der Dinge nicht in der Gewalt hat, sondern sie nehmen muß wie man sie findet. Man findet also das Zweckmäßige der Natur; es läßt sich nicht erfinden. Aus dem Mangel dieser Bemerkung, die in einem Strome des Irrthums fortgerissen wurde, muß man sich manches erklären. — Sobald aber die teleogische Naturbetrachtung ihren Standpunct wieder einnimmt, wird es offenbar, daß Religion nicht vom Herzen ausgehend nach dem Herzen könne gemodelt werden; und daß, wie freundlich auch der Fixstern uns überall hin auf unsern Wegen und Stegen begleitet, es doch Thorheit ist, ihn ans Herz drücken zu wollen. Er dringt zwar dem Auge seine Entfernung nicht auf; er wird zwar mit der unläugbarsten Bestimmtheit gesehen; aber greifen könnt Ihr ihn doch nicht. Glauben müßt Ihr, daß er eine Sonne ist, und nicht bloß ein leuchtendes Pünctchen; aber auch dieser Glaube steht nicht in Eurem Belieben, sondern alles Andre, was Jemand versuchen möchte lieber zu glauben, ist ungereimt. Diese vest bestimmte Einsicht nun ist der Religion nicht gleichgültig, sondern sie gehört zum Bedürfniß derselben. Denn jene Tröstung, Ermahnung, Erhebung, muß einen Punct haben, von wo sie ausgeht. Freylich aber muß sie auch zum Herzen gelangen; sie muß innerlich zugeeignet werden. Das Entfernteste muß ein völlig Gegenwärtiges seyn. Hierin liegt der Zauber der Religion, der manchen trüben Kopf veranlaßt, sie mit ungereimten Begriffen zu belasten, und sich am Ende gar einzubilden, der größte Unsinn sey die größte Frömmigkeit.

39. Mit den vorstehenden Andeutungen vom Eingreifen der philosophischen Ansichten in die religiösen, verbinde man die obigen Bemerkungen über die Verschiedenheit der Menschen (34.): so leuchtet ein, daß sich das Religions-Bedürfniß schon aus diesen Gründen sehr verschieden gestalten werde. In der That finden sich selten zwey Personen, die, wenn sie ihre Meinungen über Religion völlig austauschen, sich ganz in Uebereinstimmung setzen können. Unter diesen Umständen möchte man es fast bedauern, daß gleichwohl das Religions-Bedürfniß in so hohem Grade gesellig ist. Jeder klagt gern laut, was sein Herz drückt; und wollte er davon schweigen, dennoch würde das, was ihm an Glück und innerer Ruhe fehlt, sich selten ganz verbergen lassen. Dazu kommt nun die offenbare Nothwendigkeit, daß Geistliche vorhanden seyn müssen, welche den Trost, die Zurechtweisung, die Ermahnung überall austheilen. Solche Männer müssen gebildet, angestellt, unterhalten, vielfach unterstützt werden. Dazu ist ein großer Verein nöthig, oder mehrere Vereine; also zwar ein Vertrag, denn jede Vereinigung der Personen durch ihren Willen ist ein solcher, aber nicht ein beliebiger Vertrag, sondern ein unvermeidlicher, den das allgemeine Bedürfniß herbeyführt (20.). Es entstehen also Kirchen, indem die Menge sich in solche Gruppen sondert, deren jede es möglich findet, sich für einverstanden in den Hauptpuncten der Religion zu erklären. Diese Kirchen fordern von keinem ihrer Mitglieder, daß es sich ganz vollständig, und ganz laut, über alle seine Meinungen ausspreche; im Gegentheil, es liegt ihnen daran, daß die Aeußerungen der Mishelligkeit, des Schwankens und Zweifelns von Einzelnen möglichst zurückgehalten werden, um Andre nicht irre zu machen, und dadurch das Geschäfft der Geistlichen nicht zu erschweren.

Die Kirche nun bezieht sich auf die Schule, aber sie beherrscht sie nicht. Denn sie sorgt für die Ergänzung dessen, was in der Schule von Gütern, Pflichten, Tugenden gelehrt wird; die Ergänzung aber setzt das zu Ergänzende voraus. Daher kann es der Kirche begegnen, von der Schule aus re-

formirt, und durch die Reform gespalten zu werden; wie solches dem Christenthum begegnete, als in der Kirche die nöthige Gelehrsamkeit war vernachlässigt worden, und diese sich aus eigner Kraft wiederherstellte. Ein trauriger Umstand, der jedoch nicht zu vermeiden steht, wenn das Uebel einmal da ist.

Die Kirche ferner bedarf des Staats; denn sein ist die Macht, welche auf jedem gegebenen Boden Ordnung hält; und zwey oder mehrere wahrhaft regierende, sich thätig äußernde Mächte können nicht auf Einem Boden neben einander bestehen. Gedenken wir daneben der Rechtsgesellschaft, des Cultursystems u. s. w. (27.); nehmen wir noch die Nothwendigkeit hinzu, daß dieselbe Macht, welche im Innern Ordnung hält, auch gegen äußere Feinde sich vertheidige: so haben wir hier an der Kirche, die von keiner jener Gesellschaften ausgeht, sondern unmittelbar und selbstständig aus dem religiösen Bedürfniß entspringt, das erste, höchstwichtige Beyspiel, daß die Frage vom Zwecke des Staats keine einfache Antwort zuläßt, sondern mehrere Gesellschaftskreise, sofern sie sich auf einerley Boden befinden, mithin nur durch einerley Macht Schutz erlangen, zusammengenommen den Zweck des Staats bestimmen.*)

40. Aber wird denn auch der Staat den von ihm verlangten Schutz der Kirchen, soweit sie sich auf seinem Boden befinden, übernehmen? —

Die bejahende Antwort kann nicht zweifelhaft seyn, wofern nur die Kirche ihrer Bestimmung entspricht. Denn die furchtbarste, aller Macht einer menschlichen Regierung überlegene Spannung würde entstehn, wenn die Gemüther ohne Trost, Zurechtweisung, Erhebung, der natürlichen Unruhe (32.) überlassen blieben. Aller Zunder, welchen diese Unruhe in Flammen setzen kann, liegt auf dem Boden des Staats. Hier sind die Güter, welche, indem sie den Fleiß

*) Praktische Philosophie, im fünften Capitel des zweyten Buchs.

beschäfftigen, zugleich die Begierden reizen; hier sind Gesinnungen nicht bloß der Achtung, sondern auch der Geringschätzung, nicht bloß der Liebe, sondern auch des Hasses; hier sind die Familien mit allen ihren Ansprüchen, hier ist das Gebäude der Dienstverhältnisse, worin zahllose Diener (nicht bloße Officianten) den Lohn ihrer Leistungen fordern, nachdem sie nicht Alle den nöthigen Dienst geleistet haben. Hier drängen Alle wider einander, wenn nicht Jeder, seiner Pflicht sich bewußt, in seinen Schranken bleibt. Hier regt sich die wahre Tugend, aber auch der fanatische und geheuchelte Heroismus. Geschieht Unrecht in diesem Gedränge, so ist in sehr vielen Fällen gar kein Ersatz möglich. Obendrein ist es ein grundfalsches Princip, als führe die Idee des Rechts schon an sich die Befugniß des Zwanges herbey, welcher genüge zur Abwehr des Unrechts*). Der Zwang hat Schranken der Billigkeit, welche zu beobachten nicht leicht ist. Diese Schranken lassen sich erweitern; aber nur unter Bedingung der Volksbildung, welche höher und höher muß gesteigert werden, wenn sich der Staat, wie es sein Beruf ist, zum Verwaltungs- und Cultursystem entfalten will. Es ist das verkehrteste aller Vorurtheile, zu meinen, aus den ersten besten, gleichviel wie rohen und schlechten Menschen, lasse sich, wie aus Steinen ein Gebäude, so der wahre Staat zusammensetzen. Ihm sind christlich gesinnte Bürger, ihm sind wahrhaft aufgeklärte und besonnene Männer nöthig; sonst kann seine eigne Macht ihn erdrücken; oder seine Ohnmacht läßt ihn zerfallen.

Die Kirche ist das Band, welches die Menschen auch da noch zusammenhält, wo durch irgend ein Unglück die Fugen des Staats anfangen zu klaffen, oder gar der Staat selbst zu Grunde geht. Man betrachte das Judenthum!

Und was wäre im Napoleonischen Zeitalter aus den europäischen Staaten geworden, ohne das Christenthum? Europa wäre in der That gewesen, wofür man es ausgab: ein alternder Welttheil.

*) Praktische Philosophie, im vierten Capitel des ersten Buchs.

Aber alle Begriffe vom Nutzen der Kirche können die Kirche selbst nicht schaffen. Dem Staate ist sie eine Wohlthat, die er vorfindet, wie er die Güter des Bodens findet, auf dem er ruhet.

41. Hier abbrechend kehren wir zurück zum einzelnen Menschen. Oben (36. 37.) ist ein Unterschied zwischen dem Zerrütteten und dem geistig Gesunden in Ansehung der Religion bemerklich geworden. Den letztern stärkt, warnt, erheitert sie; jenen aber heilt sie, oder sucht sie zu heilen. Ist denn dieses Heilen wirklich ihr Hauptgeschäfft? So scheint es nicht bloß nach unsrer obigen Darstellung, sondern nach dem überall sichtbaren Benehmen der Geistlichen, welche zu klagen pflegen, daß sie bey Menschen, die sich wohl befinden, ihre Rede nicht so gut anbringen können, als bey Kranken, Trauernden, Sterbenden; und denen es besonders darum zu thun ist, das Bekenntniß der Sünden hervorzuhohlen, welches nicht etwa vorzugsweise den im Leben vielfach Umhergeworfenen, sondern den still und schuldlos Dahinlebenden schwer abzugewinnen ist, und im letztern Falle wirklich zuweilen an die abgepreßten Bekenntnisse der Gefolterten erinnert. So sehr wir uns nun aufgefordert finden könnten, das Benehmen der Mystiker und der Eiferer dieser Zeit hier näher zu beleuchten: so liegt das doch nicht in unserm Plane. Aber glauben können wir es leicht, daß wirklich das Hauptgeschäfft der Geistlichen, — auch derer, die nicht darauf ausgehn sich wichtig zu machen, — im Heilen bestehe; und Heilen setzt ja Krankheit voraus! Es ist nun schon eingestanden worden, daß Gesundheit ein idealer Zustand sey; dies Geständniß wollen wir jetzt, wo nicht vollständiger machen, so doch näher bestimmen. An dem Ideale derjenigen geistigen Gesundheit selbst, wovon jetzt die Rede ist, läßt sich nachweisen: diese Gesundheit schwebe nothwendig in Gefahr; woraus dann folgt, daß es auch für sie gut sey, das Heilmittel stets in der Nähe zu haben.

Es ist zweckmäßig, vorauszusagen, daß die jetzige Betrachtung uns in die Psychologie hinüberzuschauen nöthigt.

Dort nämlich findet sich eine Lehre vom Zusammenwirken mehrerer Vorstellungsmassen; sie ist von nicht geringer Wichtigkeit; die gewöhnlichen Reden von der Vernunft und dem innern Sinne müssen darauf zurückgeführt werden.*)

Wie denken wir, nach früherer Entwickelung, den geistig Gesunden? Zuvörderst als denjenigen, dem das Ganze der Güter, worauf sein Streben gerichtet ist, in gehöriger Unterordnung nicht bloß, sondern auch nach gegenseitiger Abhängigkeit derselben, vollständig vor Augen steht, so, daß es seinen Fleiß regelmäßig beschäfftigt. Und wo finden wir diese Güter? Der Kürze wegen kann es genügen, an jene Verhältnisse des Dienstes, der Familie, der Gesinnungen, an Arbeit und Erhohlung zu erinnern; nur damit sich ein Mannigfaltiges, von sehr verschiedener Art, vor uns ausbreite. Wir nehmen jetzt an, daß dem Besitzer der Güter hieraus wirkliche Zufriedenheit erwachse, natürlich nur, weil er sie mit aller Klugheit verwaltet; sonst wäre die Zufriedenheit unmöglich. Das Wort Klugheit nun zwar ist einfach; aber die klugen Gedanken sind vielfach, und lassen sich nicht in jedem einzelnen Augenblicke alle zusammenhalten, sondern auch der Klügste muß unter diesen Gedanken gleichsam hin und wieder laufen, damit jeder Theil derselben ihm im rechten Augenblicke zu Gebote stehe. Warum denn kann er sie nicht alle auf einmal, gleichsam stehend, im Bewußtseyn beysammen halten? Darauf antwortet die Psychologie: weil die Vorstellungen sich unter einander hemmen, sich aus dem Bewußtseyn verdrängen. Dennoch hängen die Vorstellungen des klugen Mannes sehr vest und sehr bestimmt, reihenmäßig geordnet, unter sich zusammen; sonst könnten sie nicht auf den Wink in Ordnung hervortreten. Diese sämmtlichen Vorstellungen nun, welche sich auf die Güter und deren Verwaltung beziehn, ergeben schon eine, sehr reiche und mannigfaltig verwebte,

*) Psychologie II. §. 126, und §. 150 — 152.

Vorstellungsmasse. Sie ist die Güterlehre selbst, in ihrer bestimmten Anwendung auf die Verhältnisse des einzelnen klugen Mannes.

Bedenkt man zweytens, daß dem geistig Gesunden auch die Pflichtenlehre nicht fremd seyn darf, sondern vollkommen geläufig seyn muß; und daß die Pflichten gerade in der Sphäre der Güter vorzukommen pflegen, — daß jene vier Puncte, sammt ihren Unterabtheilungen von der Arbeit bis zum Lohn- und Ehren-Dienste, zugleich die gewöhnlichsten Angelpuncte unsrer Pflichten sind; so ergiebt sich eine ganz anders gegliederte Vorstellungsmasse, die nicht bloß an sich schwerer zu tragen und zu bewegen ist, wie die vorige, sondern (worauf es hier eigentlich ankommt) mit ihr zusammengenommen in Einem Geiste bestehen soll, obgleich sie derselben vielfach entgegengesetzt ist; so, daß ein gewöhnlicher Mensch oftmals, wie man zu sagen pflegt, den Kopf verliert im Gedränge seiner Vortheile und Pflichten.

Unserm geistig Gesunden müssen wir zu jenen beiden noch eine dritte Vorstellungsmasse zu tragen geben, nämlich die der Tugendlehre. Denn er soll auch das Auge auf sich selbst gerichtet haben, auf Erhaltung und Stärkung seiner Kraft, auf seine wahren Gefühle, — damit sie sich nicht verunreinigen; kurz, auf das ganze Innere seiner Persönlichkeit. Sein eignes Ich darf ihm nicht verloren gehn im Strudel der Geschäffte; die allgemeinen Grundsätze, welche ihn leiten, soll er als die seinigen stets wiedererkennen in seinem Handeln; dazu gehört ein volles, kräftiges, — aber zugleich ein scrupulöses Selbstbewußtseyn, welchem stets an der Reinheit seiner Motive mehr als an seinem Thun selbst gelegen ist.

Aber in der wirklichen Welt sieht man die Menschen nicht bloß die Pflicht über dem Vortheil, und ein andermal den Vortheil über der Pflicht, vergessen: sondern man bemerkt auch, daß Menschen, die viel über sich selbst nachdenken, weniger in die geschäfftige Welt passen, als Andre, die sich in das vertiefen, was sie eben zu thun haben.

Hier machen nun zwar die Moralisten es sich sehr leicht. Sie sagen, man solle eben nicht das Eine über dem Andern vergessen. Aber wenn sie auch bekennen, es sey schwer, so vielerley zusammenzuhalten, so fällt ihnen doch nicht ein, den psychologischen Grund der Schwierigkeit zu erforschen.

42. Der Schluß aus dem Vorgetragenen ist zwar leicht genug zu finden; um ihn aber vollständig zu überdenken, wolle man das vor Augen haben, was oben (24. 25.) von der Kenntniß des Nothwendigen, von der Gesammtheit aller Motive, desgleichen von dem moralischen Muthe ist gesagt worden, der sich die Vorschriften selbst des Staats und der Kirche nur in so fern will gefallen lassen, als er darin solche Motive wiedererkennt, die er sich selbst geschaffen hatte. Wir setzen voraus, daß hier nicht von schulmäßigen Maximen, sondern von wirklichen, aus dem Leben entsprungenen Motiven die Rede ist; demnach liegen die Beschäfftigungen, Gesinnungen, Familien, Dienste, und was noch in besondern Fällen diese bekannte Reihe verlängern mag, dabey zum Grunde. Werden nun alle Motive gehörig geordnet, so bekommt jedes derselben seinen Platz theils in der Güterlehre, theils in der Pflichtenlehre, theils (um das Oberste zuletzt zu nennen) in der Tugendlehre. Keine von diesen Lehren wird entbehrlich durch die andre; wenn sie auch theilweise sich auf einander zurückführen lassen. Aber aus ihnen allen zusammen, wenn jede so weit als möglich ausgeführt gedacht wird, entsteht für Denjenigen, in dessen Bewußtseyn sie stets gehörig zusammenwirken sollen, eine so große Last, daß selbst der stärkste Geist sie nur mit Mühe wird tragen können. Die volle geistige Gesundheit läuft Gefahr, bey der ersten äußern Hemmung der Gedanken, z. B. bey Kränklichkeit, beym übermäßigen Andrange von Geschäfften, bey plötzlichem Wechsel der Lage, wodurch Pflichten und Vortheile zugleich verrückt, und die auf sie bezüglichen Gewohnheiten gestört werden, bey heftiger Aufregung von Affecten, wogegen niemals ein Mensch gesichert ist, — dergestalt zu erliegen, daß der nunmehr Leidende die Zuversicht verliert, welche dem un=

gebrochenen Muthe eigen war. In solchen Zeitpuncten, ja schon bey der ersten Ahndung, daß sie wohl eintreten könnten, gewinnen plötzlich die religiösen Jugend-Eindrücke, wie flach sie ursprünglich seyn mochten, eine neue, bis dahin unbekannte Energie. Und ohne Verwunderung wird man oftmals an Männern von strengen Grundsätzen und von geordneter Lebensführung, die keinesweges Religion auf den Lippen zu tragen gewohnt sind, bey näherer Bekanntschaft entdecken, daß sie sich stillschweigend in ihrem Innern sehr vest an die Stütze der Religion anlehnen; man wird hören, wenn sie sich eröffnen, daß sie dieselbe als ganz unentbehrlich betrachten, und man hat hier nicht im geringsten Grund, an ihrer Aufrichtigkeit zu zweifeln; denn es ist ganz natürlich, daß sie eben darum, weil Güter und Pflichten und Tugend ihnen theuer sind, zu den Lehren davon die wesentliche Ergänzung suchten, fanden, schätzen lernten, und sich so vollständig als möglich aneigneten. Das Aneignen aber geschieht in mancherley individuellen Formen, die Keiner große Ursache hat dem Andern zu beneiden, Keiner ein Recht, dem Andern zu rauben oder zu entstellen.

Da nun dieses sich so verhält, so wird Derjenige, der das weiß, der es an sich selbst erfuhr, und vielfältig an tüchtigen Männern, ja gerade an den Besten am bestimmtesten und klarsten beobachtete, zwar allerdings vollkommen zustimmen, wenn er ein aufrichtiges und verständiges Bestreben sieht, die Wohlthat der Religion auch leichtern, alltäglichen Naturen der Menschen — unter Voraussetzung eines guten moralischen Unterrichts — mitzutheilen und zu sichern. Aber nicht einstimmen wird er in die Aengstlichkeit Derer, die da meinen, die Religion könnte wohl irgend einmal verloren gehn; der Atheismus möge wohl irgend einmal — nicht bloß in Worten, sondern in der That — zur Sitte werden! Solche Aengstlichkeit ist Schwäche, und verräth, zum mindesten, Mangel an wahrer Menschenkenntniß. Giebt es ja eine solche Gefahr: so wird sie herbeygeführt durch Priesterbetrug und durch das Ketzergeschrey der Zeloten; denn hiedurch wird die

Würde der Religion unkenntlich gemacht; durch Anmaßung und Bosheit kann sie nicht empfohlen werden.

43. Mit solcher Darstellung der Religion, daß sie Ergänzung des Fehlenden, Unterstützung des Gebrechlichen, des Strauchelnden, des zum mindesten Sorglichen und Bekümmerten sey, — wird Mancher sich noch immer unzufrieden bezeigen. Laßt den Trübsinn fahren, (wird man uns sagen,) wenn ihr die Religion wollt kennen lernen. Sie leistet noch mehr, als Hülfe, um Lasten besser tragen zu können; sie befreyt euch von eurer Last. Sie erheitert unmittelbar. An den Feyertagen sollt ihr euch erhohlen, und dazu ist nicht nöthig zu seufzen. Das Evangelium heißt in gutem Deutsch freudige Botschaft. Die Bibel ist nicht bloß aus Sprüchen und Sentenzen zusammengesetzt; sie erzählt Geschichten, sie giebt anschauliche Bilder. Schauet hin; vergeßt euch im Schauen; fragt nicht so ängstlich, wer ihr selber seyd. Die Vorfahren haben nicht umsonst hohe Kirchen gebaut, und sie mit noch höhern Thürmen geschmückt, und die schönsten Bilder darin angebracht. Eure Augen wollten sie öffnen. Nicht umsonst ertönt die mächtige Orgel, nicht umsonst schallen Glocken und Posaunen; nicht umsonst hat man zum Predigen den geübten Redner auserkohren. Eure Ohren sollen sich öffnen, das heißt, eure stillen Betrachtungen sollen aufhören; ihr sollt nicht mehr grübeln. Nehmen sollt ihr, was man euch giebt. Hättet ihr, was ihr braucht: dann freylich wäre nicht nöthig euch zu beschenken. Aber ihr bekennt eure Armuth; darum schämt euch nicht, das Geschenk zu empfangen. Die Gnade wird euch geschenkt; ihr sollt sie und könnt sie nicht verdienen; nach euren Werken wird nicht gefragt, sondern nach der Bereitwilligkeit eures Glaubens. Nur den Stolz sollt ihr verabschieden zugleich mit den Sorgen.

Ja freylich, antworten Andre, wir wissen nur zu gut, daß man den Menschen unthätig und unterwürfig zu machen gedenkt, indem man ihm die Zeit vertreibt. Wir bemerken wohl, daß zu den Erzählungen der Bibel noch eine Menge von

Legenden sind hinzugefügt worden, damit die Unterhaltung recht bunt und abwechselnd seyn möchte. Wir sehen die schönen Bilder, welche den Sinnen das zeigen sollen, was nur das geistige Auge sehen kann. Wir merken wohl, wie die Sinnlichkeit das Erhabene in den Raum, das Ewige in die Zeit herabzieht; wie gelegentlich die Lüste sich mitten im Heiligthum das erlauern, was die gemeine Welt ihnen versagt. Fort mit diesen bunten Teppichen, hinter denen die Arglist sich verbirgt! Hinweg mit Geschenken, die für den Sünder gemacht sind, damit sein Gewissen sich vor der Buße in Ruhe setze! Das wahre Geschenk der Gnade ist freylich nicht käuflich, dennoch will es erworben seyn; zwar vermag die Hand des Arbeiters kein Werk zu schaffen, das Lohn verdiente: aber sie soll sich reinigen, und wäre glücklich, wenn sie nur dieses wenigstens vermöchte, was nothwendig ist, damit das reine Geschenk rein bleibe.

Sollen wir versuchen, zwischen diesen Partheyen Frieden zu stiften? Nein! Wir bekennen uns zur zweyten Parthey.

Aber bey der ersten vermengen sich ganz verschiedenartige Dinge. Etwas Wahres liegt zum Grunde. Dies Wahre wird sich ohne große Mühe hervorheben lassen, und zwar am besten gelegentlich, indem wir von dem daran geknüpften Irrthum ganz schweigen.

Fünftes Capitel.

Vom Unterschiede des moralischen und ästhetischen Urtheils.

44. Oben sind die praktischen Ideen aufgestellt worden (27.). Das konnte füglich ohne besondere Vorbereitung geschehen; denn es ist daran wenig Neues. Man kann diese Ideen sehr leicht, beynahe in der nämlichen Ordnung und Sonderung in einem alten, sehr bekannten, nicht gerade bewunderten, aber stets gebilligten und werthgeschätzten Buche nachweisen: in dem ersten Buche des Cicero de officiis. An diesem Buche ist der Titel das Verkehrteste, denn es handelt nicht von Pflichten, (außer in den Unterabtheilungen und Anwendungen,) sondern von Tugenden, und zwar, wie Jeder weiß, nach Anleitung eines Stoikers. Die vier sogenannten Cardinaltugenden, welche bey den Alten als stehende Namen für sehr verschiedene Begriffe vorkommen, sind dort so erklärt, daß die prudentia, als Einsicht, welche durch Wollen und Handeln soll befolgt werden, der innern Freyheit entspricht; die iustitia verbindet sich sogleich mit der beneficientia, wobey nur in so fern die rechte Ordnung gestört ist, daß hier das Wohlwollen nicht als Idee (welche einen rein-persönlichen Werth bestimmt), sondern als thätig im Leben, als wohlthuend, erscheint; welches freylich im Gebiete der Abstractionen ein arger und sehr schädlicher Fehler seyn würde, nämlich deshalb, weil sich daran der Irrthum zu knüpfen pflegt, der Werth des Wohlwollens hänge ab von dem dadurch zu bewirkenden Wohlseyn; woran, so lange man auf dem Standpuncte der Ideen steht, gar nicht erlaubt ist zu denken.

Allein dem Vater, der für seinen Sohn schrieb, dem Römer, der in Rom die griechische Philosophie bekannt machen wollte, muß man so etwas nicht übel nehmen. Auf die Ideen des Wohlwollens und des Rechts folgt nun die fortitudo, das heißt, die Idee der Vollkommenheit in ihrer Beschränkung auf intensive Größe, also auf Stärke, wobey freylich die andern Arten der Fülle und Größe, zu denen das Wollen des Menschen kommen soll, ausgelassen sind; auch ist die Stellung fehlerhaft, denn diese Idee bestimmt, gleich denen der innern Freyheit und des Wohlwollens, unmittelbar einen persönlichen Werth, und hat zwischen beiden ihren rechten Platz. Auf diese drey aber sollte jetzt erst die Idee des Rechts folgen, deren Gegenstand unmittelbar keine Person, sondern zunächst nur ein Verhältniß zwischen mehrern Personen ist. Zum Schluß bleibt nach diesen vieren noch eine übrig, welche die Neuern nicht zu kennen — vorgeben, möchte man sagen, denn sie kennen sie gar wohl, und verstecken sie nur, als ob sie dieselbe nicht sehen wollten, so entschieden auch das Criminal-Recht, welches von allen den andern Rechten wesentlich verschieden ist, daran mahnt, weil die Rechts-Idee gar nicht sein Grund und Boden ist. Denn die Rechts-Idee weiß für sich allein nicht das Geringste vom Lohn, und statt der Strafe kennt sie nur den Ersatz; aber dieser ersetzt nicht den so höchst nothwendigen Begriff der Strafe, welcher seinerseits vom Begriffe des Lohns der unzertrennliche Zwillingsbruder ist. Wie nennt denn Cicero die fünfte Idee, nämlich die der Billigkeit oder Vergeltung, womit Lohn und Strafe zugleich ausgesprochen sind? Verecundia, et quasi quidam ornatus vitae, temperantia, et modestia? Ist das Vergeltung; ist es Lohn und Strafe? — Er fährt fort: Hoc loco continetur id, quod dici latine decorum potest: Graece enim πρέπον dicitur.*) Und hier öffnet sich ihm ein weites Feld,

*) Cicero de officiis I. c. 27.

worin er, wenn auch nicht von der Tugend, so doch von eigentlicher Pflicht, dergestalt abschweift, daß man glauben möchte, die fünfte praktische Idee sey auch bey ihm nicht zu finden. Gelegentlich entfällt ihm ein Wort, das hieher gedeutet werden könnte: Obiurgationes nonnumquam incidunt necessariae; sed, ut ad urendum, et secandum, sic et ad hoc genus castigandi, raro invitique veniemus.*) Auch hier noch bleibt es zweifelhaft, ob ihn die Schicklichkeit der Strafe an sich, oder nur die andre Schicklichkeit, welche der Strafende zu beobachten hat, allein beschäfftigt. Jedoch von seinem Vortrage ist die Spur nicht zu verkennen, welche, durch den frühern Gang deutlich genug bezeichnet, jetzt das Billige als ein Schickliches erreichend, nur deshalb fast verschwindet, weil hiemit ein sehr allgemeiner Begriff den Blick auf einmal in mancherley Richtungen hinauslenkt, welche früherhin nicht offen lagen, in welche hinauszuschauen wir uns aber jetzt ebenfalls erlauben wollen.

45. Es mag wohl seyn, daß die Hinweisung auf Cicero bequemer, und deshalb willkommner ist, als jeder mehr schulmäßige Vortrag; allein um einen bestimmten Ausdruck zu gewinnen, muß doch damit noch eine Rückweisung verbunden werden. Bey Gelegenheit des Pflichtbegriffes schon (29.) kam ein kurzer Beweis des Satzes vor, daß die erste Auctorität, welche aller Pflicht zum Grunde liege, etwas Willenloses seyn müsse. Da an diesem Beweise viel gelegen ist, so setzen wir ihn in logischer Form hieher:

Was in zwey Begriffen das gemeinsame und gleiche Merkmal ist, das kann nicht den Grund ihres Unterschiedes enthalten.

Nun ist in den beiden Begriffen des pflichtmäßig gehorchenden und des ihm gebietenden Willens das Merkmal des Wollens gleich und gemeinsam;

*) Cicero de officiis I. c. 38.

Also kann das Wollen nicht den Grund des Unterschiedes zwischen dem pflichtmäßigen Gehorsam und dem Gebote enthalten.

Der Schlußsatz sagt mit andern Worten: die ersten Bestimmungen dessen, was pflichtmäßig zu thun und zu lassen sey, sind keine Werke der Willkühr; sondern den Thaten und den darin sich äußernden Gesinnungen kommt ihr Werth oder Unwerth, das heißt, die Vestsetzung ihres Vorzugs oder ihrer Verwerflichkeit, ursprünglich aus einem unwillkührlichen, willenlosen Vorziehn oder Verwerfen.

Nun setzt aber alles Vorziehn und Verwerfen zuerst voraus, die Gegenstände desselben seyen wahrgenommen, oder wenigstens durch irgend eine Vorstellung, wenn auch nur in der Einbildung, aufgefaßt worden. Die bloße Vorstellung, ohne den Zusatz des Vorziehns oder Verwerfens, heißt eine theoretische; bleibt es dabey allein, so wird der Gegenstand als ein gleichgültiger vorgestellt. Hingegen der Zusatz: vorzüglich oder verwerflich, giebt dem Gegenstande, als dem logischen Subjecte, ein Prädicat. Die Verbindung zwischen Subject und Prädicat heißt nun bekanntlich allemal ein Urtheil. Diejenige Art von Urtheilen aber, welche das Prädicat der Vorzüglichkeit oder Verwerflichkeit unmittelbar und unwillkührlich, also ohne Beweis und ohne Vorliebe oder Abneigung, den Gegenständen beylegt, heißt ästhetisches Urtheil.

Wenn aus den ersten, willenlosen Werthbestimmungen, welche unmittelbar in dem Gedanken irgend eines möglichen Wollens entstehen, ein wirklicher Vorsatz sich erzeugt hat, fernerhin keiner unlöblichen Willensregung Raum zu lassen: alsdann geben die nunmehr folgenden Begierden und Handlungen Anlaß, sie mit jenem Vorsatze zu vergleichen. Indem sie nun demselben mehr oder weniger angemessen gefunden werden, entsteht ein moralisches Urtheil. Jener Vorsatz nämlich ist ein gebietender Wille; es fragt sich, ob demselben gehorcht werde; und das Maaß dieses Gehorsams ist das Maaß des sittlichen Werths. Demnach geht das ästhetische

Urtheil voran; bey dem moralischen aber wird jenes im Stillen vorausgesetzt, meistens ohne abgesondert betrachtet zu werden.

Jedermann weiß, daß die Sphäre der ästhetischen Urtheile sehr viel größer ist, als die der moralischen. In der That giebt es solcher Urtheile, die ein unwillkührliches Vorziehen und Verwerfen ausdrücken, sehr viele und von ganz verschiedener Art in den mancherley Künsten. Ihnen unterwirft sich der Künstler; und daraus entsteht für ihn eine eigne Art des Gewissens, welches ihm Zeugniß giebt von dem Grade der angewandten Sorgfalt in Ausübung der Kunst. Aber wer nicht Künstler ist, bekümmert sich nicht darum; denn aus seinen ästhetischen Urtheilen über vorkommendr Gegenstände wurden keine Vorsätze, daher auch kein Gewissen. Noch mehr: der Künstler selbst klebt nicht an der Kunst; er läßt sie, wenn es ihm beliebt, und ihn sonst nichts treibt, ruhen, oder giebt sie ganz auf. Daß es sich mit den Bestimmungen über den Werth des Willens ganz anders verhält, liegt am Tage; denn das Wollen kann man nicht aufgeben; es ist der Sitz des geistigen Lebens.

Dennoch hat man, wie es scheint, nicht gewußt, daß ästhetische Urtheile unter andern auch den moralischen zum Grunde liegen. Im gemeinen Leben braucht man es nicht zu wissen*); aber wenn die Schulen es auch nicht wissen, so gerathen die Systeme in Verwirrungen, die man wohl kennt.

46. Wir kehren zurück zum Cicero, und zu seinem decorum, welches das πρεπον der Griechen seyn soll, und dessen Beobachtung bey ihm die Reihe der Tugenden gerade da abschließt, wo in der That die fünfte praktische Idee, nämlich die Idee der Vergeltung, stehen sollte, nachdem zuvor unter

*) Hiebey noch eine Bemerkung. Oftmals werden moralische Forderungen als ein Druck von außen empfunden. Das liegt daran, daß die ästhetischen Urtheile nicht als eigne innerlich reif, sondern als fremde Urtheile und Vorschriften gelehrt und gelernt wurden.

dem Namen der Tugenden, ja gar unter der Ueberschrift: von den Pflichten, eigentlich die vier ersten praktischen Ideen waren abgehandelt worden. Wie kommt Cicero zu einem solchen Verfahren? Welcher Zusammenhang der Gedanken lag den Stoikern, denen er hier nachfolgt, eigentlich im Sinne?

Zuerst sieht man gleich soviel: das decorum ist Gegenstand ästhetischer Urtheile. Wenn es hier einen natürlichen Platz finden konnte, so muß die ganze Reihe, die es beschließt, selbst von ästhetischer Art gewesen seyn, wie ohnehin aus dem Obigen erhellet, und hier nur bestätigt wird.

Aber das decorum liegt in der äußern Erscheinung des Menschen. Wie kommt denn das Aeußere hier in Eine Reihe mit den Werthbestimmungen des Willens, welche das Innerste betreffen? Darin liegt offenbar ein Abgleiten vom anfänglichen Gegenstande. Jedoch auch solches Abgleiten pflegt bey geübten Logikern, wie die Stoiker meistens waren, seinen Anlaß im Gegenstande selbst zu haben.

Die natürlichste Conjectur nun ist diese: da die Idee der Vergeltung am bezeichneten Orte zu erwarten war, — denn sie allein fehlte noch in der Reihe der Ideen, — so muß das decorum, oder eigentlich das *πρεπον*, wovon jenes nur die mangelhafte Uebersetzung ist, wenigstens zum Theil mit der Vergeltung zusammenfallen.

Das bestätigt sich, indem man genauer im Einzelnen nachsieht. Zwar noch nicht auf den Satz wollen wir uns berufen: iustitiae partes sunt, non violare homines; verecundiae, non offendere. Denn das offendere ist noch sehr unbestimmt. Anstoß geben ist vielfach die Folge von Vernachlässigung des Aeußern, und das trifft den Punct nicht, auf den es ankommt. Allein in folgender Stelle ist derselbe zu erkennen: Eos, quorum vita perspecta in rebus honestis atque magnis est, bene de republica sentientes, ac bene meritos, aut merentes, sicut aliquo honore, aut imperio affectos, observare et colere debemus; tribuere etiam

multum senectuti; cedere iis, qui magistratum habebunt: habere delectum civis et peregrini; in ipsoque peregrino, privatimne an publice venerit: ad summam, ne agam de singulis, communem totius generis hominum conciliationem et consociationem colere, tueri, servare debemus.*) Hier zeigen die Schlußworte deutlich, daß nicht mehr vom Aeußerlich-Anständigen, sondern vom innern Werthe die Rede ist. Denn wer den Cicero einigermaßen kennt, der wird ihm sicher nicht zur Last legen, er habe die allgemeine Gesellung der Menschen mit den Augen des schlauen Politikers angesehn; im Gegentheil, hier, in dieser allgemeinen Gesellung, ist für ihn, wie für uns, Alles, was auf Erden einen Werth hat, beysammen. Worin wird nun die Pflicht gesetzt? Zuerst darin, daß einem Jeden nach Verdienst begegnet werde. Das ist das Billige im eigentlichen Sinne, und hier findet sich also die vermißte praktische Idee. Ferner sollen die Achtungsbezeugungen gehörig vertheilt werden. Der Begriff der gewöhnlich sogenannten iustitia distributiva ist aber gar kein Rechtsbegriff; denn wo das Recht zum Austheilen gelangt, da giebt es (wie bey Erbtheilungen) Jedem zwar das Seine, keinesweges aber Jedem das Verdiente; ein Unterschied, der so leicht zu fassen ist, und in der Welt oft so grell hervortritt, daß man ihn nie würde verfehlt haben, wenn nicht die Ansprüche der Billigkeit mit den sogenannten Urrechten verwechselt würden, so leicht es auch ist zu begreifen, daß, wenn und wiefern es Urrechte giebt, diese nicht darauf warten können, bis Jemand sie erwerbe, um sie zu verdienen.

Wir haben nun gezeigt, daß die fünfte Idee dort, wo sie vermißt wurde, allerdings wohl zu erkennen ist; nur hält sie sich beym Cicero tief versteckt in einem Walde, von dem man nicht sogleich begreift, wie sie habe hineingerathen können? — Und dennoch ist bey einiger logischen Aufmerksamkeit nicht eben

*) Cicero de officiis I. cap. 41.

schwer zu bemerken, wie das Billige auf seinen höhern Gattungsbegriff, nämlich auf das Angemessene, führte. In der That fallen Lohn und Strafe in die Klasse des Passenden, Schicklichen, was nicht zu groß noch zu klein seyn darf. Wer nun von den Pflichten schreibt, dem liegt es sehr nahe, alles Passende des Betragens, auch im Aeußern, da abzuhandeln, wo der Strenge nach nur von der ganz besondern Art des Schicklichen zu reden war, welche sich im Vergelten des absichtlichen Wohl- und Wehe-Thuns äußert. Wer aber nicht von den Pflichten schreibt, sondern bey der einmal geschehenen Ausdehnung eines Begriffs nachfragt, wie weit denn wohl diese Erweiterung desselben gehen könne? der findet, daß zu ästhetischen Urtheilen über das Angemessene viel öfter, als bloß bey der Betrachtung der menschlichen Handlungen, die Gelegenheit sich darbietet. Denn auch bey geometrischen Figuren kommt eine Congruenz vor, und diese ist unter dem Namen der Symmetrie als gewöhnliche Bedingung des Schönen im Raume, wo es sich von einer senkrechten Mittellinie rechts und linkshin ausbreitet, allgemein bekannt, welches hinreicht, um an einem Beyspiele zu zeigen, daß ästhetische Urtheile innerhalb und außerhalb des moralischen Gebietes unter einander zusammenhängen.

Ein andres, sehr leichtes Beispiel davon giebt die Idee der Vollkommenheit. Denn das Große gefällt neben dem Kleinen, das Starke neben dem Schwachen, nicht bloß da, wo von Großherzigkeit und Engherzigkeit zu reden ist, sondern auch im Sinnlichen, bis hinauf zu dem, was als erhaben gelobt wird.

47. Der Zusammenhang unserer Betrachtung erfordert jetzt, zurückzublicken auf das Ende des vorigen Capitels. Nachdem dort die Religion als Ergänzung der Lehren von Gütern, Pflicht und Tugend war dargestellt worden, fand sich zuletzt, daß diese ihre moralische Beziehung noch nicht hinreiche, um ihren Werth und ihr Wirken vollständig zu beschreiben. Denn

sie ist auch Gegenstand einer durchaus heitern Betrachtung, und dies wird am fühlbarsten durch den Eindruck der verschiedenen Kunstwerke, denen sie nicht bloß Veranlassung giebt, sondern von welchem gerade die bedeutendsten, eben nur in heiligen Hallen den rechten Platz gewinnen. Mit Einem Worte, die Religion macht außer dem moralischen Eindruck noch einen ästhetischen; und das ist ihr so wesentlich, daß, wenn sie gar nicht ästhetisch wirken sollte, sie auch gar nicht moralisch wirken könnte. Denn hinter den moralischen Begriffen liegen nothwendig, als erste Grund-Voraussetzung, ästhetische Begriffe verborgen.

Aber keinesweges sind alle ästhetische Auffassungen zugleich moralisch. Nicht einmal die ursprünglichen praktischen Ideen wirken unter allen Umständen moralisch. Das verrathen Diejenigen, (um ein nahe liegendes Beyspiel zu geben,) welche sich nicht bedenken, Gottähnlichkeit als Moralprincip zu verkündigen! Ihnen schwebt Heiligkeit, Vollkommenheit, Güte, Gerechtigkeit und Vergeltung, nach den praktischen Ideen, als vereinigt im höchsten Wesen vor; hievon empfinden sie den ästhetischen Gesammt-Eindruck. Nun meinen sie, wer den ähnlichen Gesammt-Eindruck durch den Lauf seines irdischen Lebens hervorbringen könnte, der — würde Aehnlichkeit mit Gott erlangen! Machen denn diese Ideen auch nur im geringsten das Wirken Gottes begreiflich? Oder darf man in Gott ein ähnliches Leiden von den Ideen annehmen, wie das Leiden, was der Mensch in seiner Demüthigung empfindet, indem sein Streben, den Ideen zu entsprechen, ihm schlecht gelingt? Und doch ist dies Gefühl des Leidens und der Demüthigung unzertrennlich von der moralischen Gemüthsstimmung, während es mit jenem ästhetischen Gesammt-Eindruck nicht das Geringste gemein hat. Wollen wir nicht auch, wenn ein großes Genie unsre Bewunderung erregt hat, jedem schwachen Kopfe rathen, er möge sorgen, diesem Genie ähnlich zu werden? Der Nachahmer giebt es ohnehin genug; sie können aber nicht was sie wollen; darum räth man ihnen, in ihrem

Kreise zu bleiben. So nun auch weiset die Religion den Menschen an, sich auf seine guten Werke nicht zu verlassen; die Moral aber beginnt ihre eigentlich moralischen Lehren da, wo sie Jeden nach seiner Art und auf seinem, für ihn gangbaren Wege, sich im Guten zu üben auffordert. Allerdings also ist an jenem Moralprincip etwas Wahres; aber gerade durch das, was an ihm erhaben seyn soll, berührt es die Religion von ihrer ästhetischen Seite, und entfernt sich von der moralischen Sphäre.

Möge nun Jeder das Seinige thun! Die Moralisten haben alle Ursache sich um Psychologie zu bekümmern; besonders um diejenige Erregung, worin der Mensch durch die Ideen und durch deren religiösen Inbegriff gerathen kann und muß, um sittlich fortzuschreiten. Die Künstler hingegen mögen der Religion jeden Schmuck darbieten, durch welchen für irgend etwas derselben Verwandtes ein edler Ausdruck scheint gefunden zu seyn.

Sechstes Capitel.

Vom Unterschiede der ästhetischen und theoretischen Ansicht der Dinge.

48. Wir begannen damit, den Menschen in der vielfachen Gebundenheit seiner Lebensverhältnisse aufzusuchen; wir dachten ihn abhängig von der Natur, dem Staate, und der Kirche; getrieben und beschränkt von allen den mannigfaltigen Motiven, die gewöhnlich auf ihn zu wirken pflegen. Hätten wir davon abstrahirt: so würde, statt der moralischen Vorsätze, Entschließungen, Handlungen, nur jene ästhetische Beurtheilung, woraus die praktischen Ideen hervorgehn, übrig geblieben seyn. Der moralische Mensch trägt eine Last, die selbst dem Stärksten nicht leicht ist (41.). Woraus denn entsteht diese Last? Nicht bloß aus der Lage der Dinge in der Natur, dem Staate, und der Kirche; aber auch nicht bloß aus den Ideen, welche den Werth oder Unwerth des Willens anzeigen; sondern aus beiden zusammengenommen, weil es schwer ist, in solcher verwickelten Lage nicht den Werth des Willens Preis zu geben; besonders bey gewöhnlicher Schwäche und Reizbarkeit des ganzen, geistigen und leiblichen Menschen.

Betrachten wir nun einen Factor dieser Last allein, indem wir durch Abstraction den andern bey Seite setzen: so kommen ästhetische Urtheile zum Vorschein. Aber durch die umgekehrte Abstraction können wir auch die ästhetischen Urtheile bey Seite setzen: dann kommt die bloße theoretische Kenntniß der Dinge hervor, wie sie sind, oder doch wie sie uns erscheinen; zu dieser Kenntniß gehört nun auch das Wissen von unserm eignen

Wollen, als ob wir ihm zuschauen könnten, ohne es zu loben oder zu tadeln. Wir können das nicht; es ist auch nicht einmal möglich, bey dem bloßen ästhetischen Urtheile über uns selbst, völlig unbewegt stehen zu bleiben; sondern allemal wirkt dasselbe moralisch, das heißt: als eine, wenn auch noch so schwache, Triebfeder auf den Willen; und wenn nicht Andrer Urtheile und Beyspiele mit eingriffen, so würde diese Triebfeder weit stärker hervortreten. Weil wir nun durch die Beschauung unsrer selbst allemal zum ästhetischen Urtheil, und wiederum durch dies Urtheil zu einer neuen moralischen Willensregung veranlaßt werden: so ist der Begriff einer bloß theoretischen Selbst-Beschauung (wie die Psychologen solche dem innern Sinne zuschreiben) nichts als eine Abstraction, in welcher man absichtlich sich so stellt, als hätte man vor dem, was man gleichsam seitwärts liegen sieht, die Augen zugedrückt. Aber solche Abstractionen sind in vielen Fällen sehr nöthig, und besonders zweckmäßig dann, wenn die aus ästhetischen Urtheilen erzeugte Willensregung wegen andrer Verhältnisse nothwendig wieder verschwinden muß.

49. Die fünf einfachen praktischen Ideen konnten im vorigen Capitel einer populären Erläuterung wohl entbehren, weil ein so allgemein bekanntes Buch, wie jenes alte von den Pflichten, sich von selbst darbot, um eine große Weitläufigkeit ersparen zu helfen. Etwas anders aber verhält sich's mit den abgeleiteten Ideen, welche die Gesellschaft betreffen; hier sieht sich der Verfasser doch genöthigt, auf sein eignes älteres Buch zu verweisen.*)

Um indessen auch jetzt die offene Stelle nicht ganz leer zu lassen, benutzen wir die Gelegenheit, zu dem Gegensatze zwischen ästhetischer und theoretischer Betrachtungsart, wovon bald in weiterer Ausdehnung die Rede seyn muß, als ein passendes und nahe liegendes Beyspiel die gesellschaftlichen Ideen aufzustellen; welche bey der Beurtheilung des Staats vorkommen, während Jedermann weiß, daß der

*) Praktische Philosophie, die letzten sechs Capitel des ersten Buchs.

Staat, — das Größte und Mächtigste auf Erden, als ein Gegebenes, mithin theoretisch, muß aufgefaßt werden.

Hier aber wollen wir, der größern Deutlichkeit wegen, die theoretische Ansicht zuerst erwähnen.

50. Ungeachtet aller oft gehörten Reden von angeborner Gleichheit und Freyheit der Menschen, weiß man nicht bloß, daß die Naturanlagen eben so verschieden sind als die Glücksumstände, sondern man sieht auch in jeder Gesellschaft den vierfachen Unterschied der Dienenden, der Freyen, der Angesehenen, und der Herrschenden. Zwar nicht in dem Sinne, als ob die Dienenden gerade Leibeigene oder gar Sklaven wären; vielmehr gehören sie bey uns zu den Freyen im weitern Sinne des Worts; allein ihre Freyheit hilft ihnen doch nur so viel, daß sie den Dienst wechseln, und die Gunst des Glücks, falls eine solche erscheint, benutzen können; so lange sie aber dienen, hängt die Eintheilung ihrer Zeit nicht von ihnen selbst ab; auch die Art ihrer Arbeit können sie nicht nach eignem Urtheil bestimmen. Man erlaube uns nun, für den jetzigen Punct unserer Betrachtung denjenigen frey zu nennen, welcher selbst entscheidet über die Anordnung seiner Arbeit; denn wer hierin nicht seinem eignen Plane folgen darf, dessen Gebundenheit an fremden Willen liegt jeden Augenblick am Tage.

Die Freyen aber, so ehrlich sie übrigens seyn mögen, sind darum noch nicht angesehen; die Angesehenen sind noch nicht Herrscher. Hier mag man uns immerhin fragen: wo ist denn die Gränze, welche den Angesehenen trennt von dem Freyen ohne Ansehn? Wir können freylich keinen Orden und keinen Titel als die gesuchte Gränzbestimmung aufweisen; müssen vielmehr bekennen, daß dies sehr unvollkommne Bezeichnungen sind; dennoch mögen immerhin Orden und Titel zur Erinnerung dienen, daß ein Begriff vorhanden ist, den man gern bezeichnen möchte, wenn es auch damit nicht ganz gelingt. Wirkliches Ansehn ist nach Art und Stufe sehr ver-

schieden, und selbst nach Gesichtspuncten wandelbar; gerade hierin nun liegt das Wesentliche des Begriffs. Denn zwischen Dienenden und Freyen (im obigen Sinne dieses Worts) war ein solcher Unterschied, der auf die *wahre* Lage der Personen sich gründet; jetzt aber kommt ein zweyter Unterschied hinzu, der bloß davon abhängt, wie die Personen *erscheinen*. Und hierin liegt viel Wichtiges; denn man kann nicht hindern, daß in der Gesellschaft *jede* Person *allen* erscheint; sonst würden sie nichts von einander wissen, und die Gesellschaft wäre aufgelöset.

Die Psychologie zeigt nun, daß der zweyte Unterschied gerade nach dem nämlichen *Gesetze* entsteht, welches den ersten hervorbringt.*) Sie zeigt ferner, daß im Gebiete des Erscheinens eine Art von optischer Täuschung stattfindet, wodurch die Unterschiede viel größer werden, als sie an sich seyn würden; und daß hiedurch den *am meisten* Angesehenen ein sehr großer Vortheil zuwächst, indem sich ihnen alle diejenigen, welche in der Erscheinung tiefer stehen als in der Wirklichkeit, durch einen unwillkührlichen Antrieb zuwenden, so daß es jenen sehr leicht wird, über die letztern Gewalt zu erlangen. Das Volk will den *recht* vornehmen Mann gern sehen; es läuft zusammen, wo er sich zeigt; es horcht, wo er spricht; weiß er die Gelegenheit zu nutzen, so findet er nicht bloß Gehör, sondern Gehorsam.

Die psychologischen Gründe von dem Allen sind ganz allgemein; aber sie wirken in jedem bestimmten Falle mit vielen andern Ursachen zusammen. Dahin gehören Klima, Gewerbe, Handel, Sprache, Cultus, besonders aber Krieg und Eroberung; woraus Mischung verschiedener Volksstämme entsteht.

Ohne uns hierin weiter einzulassen, erinnern wir nur, daß laut Zeugniß der Geschichte, und in Folge der vorhin angegebenen Gründe, jede menschliche Gesellschaft eine Neigung verräth, sich nach oben zuzuspitzen; daher die Monarchie die

---

*) Psychologie, im Anfange des zweyten Bandes.

gewöhnlichste Staatsform ist, worin die gesellschaftlichen Kräfte ins Gleichgewicht treten; so, daß selbst nach Revolutionen, beym Wechsel der Personen, doch gar bald, indem die aufgeregten Massen zur Ruhe gelangen, die nämliche Form wieder zum Vorschein kommt. Absichtlich und künstlich widersetzt sich zuweilen ein Volk der Monarchie; alsdann aber wird jedes Ansehn beaufsichtigt und beargwohnt. Die Aufsicht ist schwer, und der Argwohn ist lästig. Die republikanischen Formen zeigen sich in kleinern Staaten (wenn sie nicht durch fremden Druck, durch Furcht vor mächtigen Nachbarn zusammengehalten werden) sehr veränderlich und nur mit Mühe haltbar; in großen Staaten kaum ausführbar; zum Zeichen, daß ein natürlicher Mechanismus vorhanden ist, der sich zur Monarchie neigt, und es sehr problematisch macht, ob es jemals für irgend ein Volk auf der Erde rathsam seyn könne, ihm einen künstlichen Widerstand entgegenzusetzen.

Damit ist aber nicht gesagt, daß jede Monarchie durch ihre bloße Form dauerhafter sey, als eine Republik seyn würde. Vielmehr ist aus dem Vorigen klar, daß die geselligen Kräfte ein natürliches, unbewußtes Streben besitzen, dem Staate von innen heraus eine Form zu geben. Hat er zugleich eine Form geerbt: so fragt sich, wie genau die ererbten Ansprüche mit dem wirklichen Ansehn zusammentreffen; bedeutende Abweichungen hierin, können, wie Jedermann weiß, im Laufe der Zeiten gefährlich werden.

51. Das logische Gegentheil der Abstraction ist die Determination. Wir haben vorhin (48.) durch Abstraction, welche künstlich bey Seite setzte was gleichwohl vor Augen lag, dem Menschen ein bloß theoretisches Selbstbeschauen seiner Willens-Neigungen, wie sie nun eben seyn mögen, beygelegt; als ob wir nicht wüßten, daß, wenn er dieselben schon einmal aufmerksam beschaut, er sie dann auch loben und tadeln, — und, wenn er sie lobt und tadelt, alsdann eine Regung, sie zu verändern, nicht ausbleiben werde. Jetzt

wollen wir bey der eben so bloß theoretischen Betrachtung des Staats, die uns beschäfftigte, eine künstliche Determination, — das Gegenstück jener Abstraction, — anbringen; indem wir ihn als eine moralische Person ansehen. Dieser bekannte Ausdruck bezeichnet zwar im üblichen juristischen Sinne nur so viel, daß der Staat ein Subject von Rechten und Verbindlichkeiten seyn könne. Allein geht man schon so weit, so muß man der Consequenz nach noch weiter gehen. Ist der Staat eine Person: so hat er eine Seele; oder, da er ohnehin eine Gesellschaft ist, so kann man ihn mit Recht eine beseelte Gesellschaft (27.) nennen. Alsdann beschaut diese Seele des Staats sich selbst und ihre eignen innern Triebe. Dem Beschauen folgt aber das ästhetische Urtheil; dem Urtheile folgen die Vorsätze; den Vorsätzen folgt, indem ihnen Genüge geschieht oder nicht, der moralische Werth oder Unwerth (46.); woraus folgt, daß der Staat im vollen Ernste eine moralische Person werden würde, wenn er Eine Seele hätte. Statt der Einen Seele hat er nun wirklich viele Seelen, und diesen geschieht zwar zum Theil das eben Angezeigte; aber es geschieht nicht ganz und nicht vollständig. Die ästhetischen Urtheile kommen allerdings zu Stande; aber die Moralität des Staats ist und bleibt ein Ideal.

Dieser Umstand nun ist ganz besonders dazu geeignet, den Unterschied der ästhetischen, theoretischen, und moralischen Urtheile handgreiflich zu machen; und weil das für die gesammte Philosophie ein Hauptpunct ist, so wollen wir eine kurze Ueberlegung daran wenden.

52. Zuvörderst wird der Staat von allen Naturrechtslehrern als eine Rechtsgesellschaft (27.) dargestellt; desgleichen als ein Lohnsystem, denn hierauf allein soll und darf der Zwang sich gründen, welchen die Gesellschaft anwendet, um ihre Rechte zu schützen. Gegen den Unsinn des alten vorgeblichen Zwangsrechts, nach welchem man den, welcher der gelindern Forderung des Ersatzes nicht anders nachgeben will, allenfalls würde todtschlagen dürfen,

hat ein berühmter Rechtslehrer deutlich genug gesprochen.*) Auch pflegt das Recht mehrerer Staaten gegen einander nicht unerwähnt zu bleiben; so wenig Beruf auch die Philosophen aus ganz natürlichen Gründen gefunden haben, sich über Dinge, die so wenig unter ihrer Leitung stehen, ausführlich zu verbreiten. Aber vollends ein System der Güterverwaltung im Großen, eine National-Oekonomie nach reinen Principien des allgemein gegenseitigen Wohlwollens zu lehren: wer mag das wagen? Wer würde Gehör finden? Selbst die mächtigsten Monarchen respectiren das Privat-Eigenthum; und wenn sie im Einzelnen zu solchen Veränderungen, wie etwa die Aufhebung der Leibeigenschaft, oder Erb-Unterthänigkeit, oder drückender Frohndienste, auffordern, so geschieht auch dies (wie sich gebührt) mit so viel Sorgfalt, Niemand möge mehr verlieren, als er wieder zu gewinnen erwarten darf, — oder auf so dringende Antriebe einer unumgänglichen Nothwendigkeit, daß man leicht sieht: kein Mensch auf Erden stehe auf dem Standpuncte, wo er berufen wäre, den Staat völlig der Idee gemäß einzurichten. So nun auch verhält sich's mit dem Cultursystem, von welchem die sogenannte Gelehrten-Republik, mit aller ihrer Polemik, eine höchst ungenügende Probe, ein schlechtes Bruchstück ist; und doch muß man zufrieden seyn, daß nur so viel doch wenigstens vorhanden ist, weil das Bessere, was vermißt wird, nur durch ein solches Einverständniß könnte zur Wirklichkeit gelangen, welches zu den heutigen Streitigkeiten sich als deren gerades Gegentheil verhielte. Wie lange Jahrhunderte hindurch ist die Platonische Republik sprichwörtlich gebraucht, um Luftschlösser zu bezeichnen? In der That aber ist sie nichts anderes, als die Idee der beseelten Gesellschaft, welche, wenn der vom Platon gelieferte allgemeine Umriß gehörig ausgezeichnet würde, alsdann gerade das in sich schlösse, was wir unter den vier Namen Rechtsgesellschaft, Lohn-, Verwaltungs- und Cultursystem so eben erwähnten.

---

*) Hugo im Naturrechte §. 21. Vergl. prakt. Philos. am Ende des vierten Capitels im ersten Buche.

53. Man vergleiche nun die beiden Ansichten vom Staate (50 und 52.). Jede von beiden ist so bekannt, daß man eine wie die andre ohne viel Mühe zu einer langen Abhandlung ausführen könnte. Wer aber dann die beiden Abhandlungen durch einander laufen ließe: der würde verrathen, daß seine Gedanken sich ohne Ordnung durchkreuzten; denn die erste der Abhandlungen wäre theoretisch begonnen, die zweyte aber ästhetisch; und jede würde ihren Styl beybehalten müssen. Aber könnte man denn gar nicht beides verbinden? Liegt denn nicht in den Ideen die Aufforderung, ihnen gemäß zu wirken? Müssen denn nicht die vorhandenen Kräfte der Menschen, müssen nicht die Strebungen der Gesellschaft so benutzt werden, daß man sich den Ideen wenigstens aus der Ferne annähere? Muß nicht die theoretische Kenntniß in den Dienst der ästhetischen Werthbestimmungen genommen werden; gemäß dem allgemeinen Vorsatze, den Willen durch die Einsicht zu lenken? — Wer mag das ohne nähere Bestimmung bejahen oder verneinen! Aber gesetzt, es geschähe also im Staate, oder in Ansehung des Staats: so wäre hiemit ein moralisches Streben in Wirksamkeit, — wie es ohne allen Zweifel schon längst bey manchen edlen Männern der Fall war und ist; und dies moralische Streben ist nun ein solches, welchem das ästhetische Urtheil zum Grunde liegt, die theoretische Kenntniß bey der Ausführung an die Hand geht.

Es giebt aber auch sehr moralische Menschen, die von Ideen nichts hören mögen. Das Beste unter dem Thunlichen beschäfftigt sie ganz; und eben darum stört sie jeder Gedanke an das Unthunliche. Nach dem Sprichworte: das Bessere ist der Feind des Guten, sind jene Männer die Feinde des Besseren. Wir wollen sie ehren; aber für die Wissenschaft sind sie nicht gemacht. Nicht darum können wir die Ideen vermindern, damit keine Forderung das Ausführbare übersteige; sondern das ästhetische Urtheil, welches die Ideen ursprünglich erzeigt und stiftet, durchläuft seine Bahn, und überläßt den Menschen, den Zeiten, zu er-

wägen, wie weit sie nachkommen können, wo sie ihrem Streben die Gränze setzen müssen.

Hier haben wir uns nun in der That von dem praktischen Menschen entfernt. Um uns demselben wieder zu nähern, können wir wenigstens im Vorbeygehn den Nutzen bemerken, welchen die Abstractionen in so fern gewähren, als sie dienen, Verwirrung bey bekannten Streitfragen zu verhüten. Monarchien und Republiken haben ihre Anhänger; der Dispüt unter beiden wird niemals aufhören. Es mag scheinen, als wäre das oben gesagte (50.) eine Empfehlung der Monarchie; allein dort ist noch lange nicht behauptet, die Monarchie als solche sey besser, als die Republik; für diesen Satz müßte bewiesen werden, sie sey tauglicher, sich zu einer beseelten Gesellschaft (im vorhin erklärten Sinne) zu erheben; mithin für Recht, Lohn, Gemeinwohl und allgemeine Cultur tüchtiger und sicherer. Aber gerade diese Tüchtigkeit und Sicherheit müßten auch ihrerseits die Republikaner für sich in Anspruch nehmen, und zwar nicht theilweise, sondern im Ganzen, wenn sie den Monarchisten auch nur im Gespräch besiegen wollten. Es hülfe ihnen nichts, etwa zu zeigen, die Republik sey billiger, weil sie bey größerer Gleichheit Jedem das, was er Andern zugestehe, leichter vergelten könne: diese Billigkeit entscheidet nicht allein; es fragt sich auch, ob die Rechte sicherer, ob die Verbesserungen leichter, ob der Staat zugleich rüstiger, gelenkiger und bildsamer in der einen oder der andern Form seyn werde? Dergleichen Untersuchungen sind ganz verschieden von der Betrachtung des Natürlichen; und wenn die Republikaner behaupten, die Menschen würden frey und gleich geboren; wenn die Monarchisten dagegen nachweisen, die Ungleichheit der Kräfte und des Glücks scheide allemal die Dienenden, die Freyen, die Angesehenen, die Herrschenden: so ist mit solchen Reden, die sich im Kreise der rein theoretischen Ansichten drehen, über den eigentlichen Werth der Staaten immer noch nichts gesagt, sondern auf beiden Seiten wird solchergestalt der Fragepunct verfehlt. Um ihn zu finden, muß man die theoretische und ästhetische Ansicht anfangs

trennen, und am Ende gesetzmäßig verbinden. Das Resultat, daß weder Monarchien noch Republiken im Allgemeinen, und ohne nähere Bestimmung, Ursache haben, einander ihre bloße Form gar sehr zu beneiden: dies Resultat ist heutiges Tages zu bekannt, um noch ausgeführt zu werden; eben darum war das bekannte Beyspiel dienlich, um die Wichtigkeit der angegebenen Unterschiede ins Licht zu setzen.

Siebentes Capitel.

Von der Kunst und dem Künstler.

54. Wie wäre es, wenn im Zusammenhange der eben geendeten Betrachtung Jemand sagen wollte: mir gefällt die gothische Baukunst besser als die griechische; nun hat die zugespitzte Gestalt der Monarchie mehr Gothisches, darum ziehe ich sie vor —? Ein Anderer würde antworten: ich liebe die hohen Thürme nicht; schöner ist's, vom platten Dache aus eine freye Aussicht zu haben.

Das wäre Einmischung einer ganz andern Art von ästhetischen Urtheilen; welche die nämlichen Gegenstände als von Außen in die Sinne fallend betrachtet, die wir zuvor nach ihrem innern Wesen beschaueten. Denn bey jenen gesellschaftlichen Ideen lag eine Reihe von Werthbestimmungen des Willens zum Grunde; wie sogleich klar seyn wird, wenn man (in 27.) von den abgeleiteten zu den ursprünglichen Ideen hinüberblickt. Der Wille aber ist das Inwendigste im Menschen und in der Gesellschaft; daher können sich Manche nicht gewöhnen an den Ausdruck: ästhetische Beurtheilung des Willens. Sie meinen nämlich, alles Aesthetische müsse ihnen wie ein Bild vor Augen stehn. Der Künstler ist ihnen Maler oder Bildhauer; der Dichter soll ihnen Augenlust auf der Bühne, oder etwas Aehnliches für die Phantasie schaffen: wo die Musik, wo die lyrische Poesie bleiben solle, — das wissen sie wohl selbst nicht; es sey denn, daß man ihnen erlaube, in beide etwas hineinzudenken, damit sie sich einbilden können, dies von ihnen Hineingedachte sey darin nachgeahmt worden.

Wir haben anderwärts, um uns verständlich zu machen, auch von Bildern des Willens geredet.*) Das bedeutete ungefähr so viel, als wenn Andere, deren Psychologie sich ohne Seelenvermögen nicht zu helfen weiß, erst von der Vernunft die Rede beginnen, als von einem Vermögen, welches der Mensch habe, — gleichsam einen Geist in seinem Geiste, — um sich davon regieren zu lassen; welches Vermögen aber das Kind noch nicht gebrauche, — als ob ein höherer Geist sich nach Belieben gebrauchen ließe, oder auch nicht! An diesen sehr stark mythologischen Meinungen ist so viel wahr, daß im Laufe der Jahre sich allmählig ein Unterschied der ältern und neuern Vorstellungsmassen (41.) auszubilden pflegt, vermöge dessen die jedesmal aufgeregten Neigungen und Begierden gleichsam ein tiefer liegendes Ich im Innern antreffen, dem sie zum Schauspiel dienen, so daß sie von ihm vorgestellt und beurtheilt werden. Jener ästhetischen Beurtheilung und Werthbestimmung also, wovon im Vorhergehenden die Rede war, schwebt etwas vor, das man ein Bild des Willens nennen kann; wäre dieses Bild nicht innerlich wahrgenommen worden, so hätte es auch nicht beurtheilt werden können. Daher macht man in der hergebrachten Weise des Vortrags die Regierung des Willens abhängig von der Vernunft, welche der oberste Theil des Erkenntnißvermögens seyn soll.

Die alten Vorurtheile und Fabeln von der Vernunft, der Urtheilskraft, dem Verstande u. s. w. wären nun sehr unschuldig, wenn sie nicht überall die Aussicht versperrten, wo man den natürlichen Zusammenhang der Dinge aufsuchen und ihm nachgehn will.

Der wahre Zusammenhang aber fordert, daß man bey ästhetischen Urtheilen, deren es viele giebt, sowohl das Gemeinsame als das Verschiedenartige bemerke, um weder Spaltungen unter ihnen zu stiften, wo keine sind, noch in Verwechselungen derselben zu verfallen, wodurch das Thun der Menschen eine falsche Richtung erhält.

*) Praktische Philosophie, in der Einleitung.

Denn alle ästhetischen Urtheile sind praktisch wichtig. Zwar nicht alle haben den Willen zu ihrem Gegenstande; nicht alle bestimmen seinen Werth. Aber Alle ohne Ausnahme werden unter günstigen Umständen Triebfedern des Willens. Alle laden ein zu irgend einer Kunst.

Wo die Künste nicht blühen, da ist Rohheit und Beschränktheit. Wo der Geist sich regt, da erweitern sich die Motive des Handelns allmählig so, daß selbst die geringsten Unterschiede des mehr oder weniger Zierlichen, Glatten, Schicklichen und Bequemen irgend eine Thätigkeit hervorrufen, die sich mit ihnen ein Geschäfft macht.

Eben hiemit aber entstehn auch Gefahren, wie die, wenn Religionslehren und Staatsformen und Sitten nach denjenigen ästhetischen Eindrücken vorgezogen oder zurückgesetzt werden, welche aus ihren äußern Erscheinungen, aus Bildern für's sinnliche Auge, oder ähnlichen Phantasiebildern hervorgehn. Schiller warnte schon vor der Gefahr ästhetischer Sitten. Cicero dagegen, in der angeführten Abhandlung über das decorum (46.), macht die ästhetischen Sitten zur Pflicht; so daß der Dichter und der Denker scheinen würden die Rollen vertauscht zu haben, wenn man nicht wüßte, was Schiller eigentlich wollte. Das schöne Aeußere sollte nicht dem häßlichen Innern zum Deckmantel dienen. Hingegen der Aesthetik im Namen der Moral den Krieg zu erklären, konnte Schillern nicht einfallen.

55. Für den praktischen Menschen stellt sich das Aeußerlich-Schöne anfangs in den Rang der Güter, die man in so weit hervorbringen, haben und genießen darf, als nicht die Pflichten darunter leiden. Soll hingegen das Schöne einen moralischen Werth bekommen, so muß es sich als Mittel für einen moralischen Zweck gebrauchen lassen; diese Nützlichkeit aber bleibt ihm fremd, und kann seinem ästhetischen Werthe nichts geben noch nehmen. Indessen zeigt sich von einer andern Seite ein Vorrang des Schönen vor gemeinen Gütern, ungefähr so, wie schon früher ein Empfehlungsgrund für die

Güterlehre gefunden wurde (28.). Zur ersten Entwilderung des rohen Menschen gehört Arbeit und Fleiß, also Hoffnung auf Gewinn. Eine zweyte Stufe der Entwilderung bewirkt das Schöne, welches, einmal gewonnen und geschätzt, die bloße Empfindung des Genusses weit hinter sich läßt, und wohl auch über Schmerz und Uebel dem Menschen hinweghilft, — während es andrerseits die Summe dessen vermehrt, was der Mensch haben, also auch verlieren kann. Nicht gerade freyer, nicht unabhängiger macht uns das Schöne; im Gegentheil, es vermehrt noch unsre Bedürfnisse; allein es gewöhnt an eine Schätzung solcher Werthe, die nicht nach Genießung und Entbehrung abgemessen werden. Und so bildet es für den, welcher sich mit ihm befreundet, eine Mittelstufe zwischen Gütern und der Tugend.

Aber gebührt sich's wohl, auf dieser Mittelstufe stehen zu bleiben? Der bloße Künstler oder Kunstfreund ist in moralischer Hinsicht nicht weiter als der Fleißige, der Ordnung in sein Leben brachte; ja vielleicht klebt er auf seiner Mittelstufe vester als der andre auf der niedern Stufe des Fleißes; eben darum, weil die Schätzung des Schönen selbstständig ist, während der bloße Gewinn das höhere Bedürfniß unbefriedigt läßt und keine täuschende Sättigung erkünstelt.

Fanden wir schon vorhin (41. 42.) drey verschiedene Vorstellungsmassen in Einem Geiste nöthig für Güter, Pflicht und Tugend: so ist offenbar, daß Kenntniß und Uebung irgend welcher Kunst noch eine vierte Vorstellungsmasse ergeben wird, die nicht bestimmt seyn kann, für sich allein (wiewohl sie es vermöchte!) dem Geiste zu genügen; sondern die sich verbinden muß mit jenen dreyen; eine Forderung, wodurch für den moralischen Menschen die Last sich noch vermehrt. Was daraus folgt, das weiß man aus dem Vorigen. Das Bedürfniß der Religion wird dadurch gesteigert. Es ist nur Selbsttäuschung, wenn zuweilen der künstlerische Leichtsinn dies nicht eingestehen will. Er läuft desto eher Gefahr, sein natürliches Heilmittel in religiösem Trübsinn finden zu müssen; während gerade dagegen das an sich heitere Element

der Kunst ihn hätte schützen können, wenn ihm das Ganze der geistigen Gesundheit stets am Herzen gelegen hätte.

56. Mehr Licht wird hierauf fallen, wenn wir bemerken, daß die Kunstwerke, nachdem eine lange Mühe ihnen das Daseyn gab, so oft nicht zu wissen scheinen, wo sie den gebührenden Platz finden sollen. Sie irren in der Welt umher, lassen sich feil bieten, gerathen manchmal sogar dem Trödel in die Hände, gehn der Vernichtung entgegen, wenn nicht das gute Glück den Kenner und Gönner herbeyführt, um ihnen die würdige Stelle zu bereiten. Ja manches Kunstwerk, z. B. das dramatische oder musikalische, bedarf fortwährend einer neuen Kunst, damit es durch sie zur Darstellung gelange. Endlich hat man nicht immer Zeit für die Kunst. Wie viele Einladungen zum Hören und Sehen werden deshalb ausgeschlagen! Dies Alles erinnert daran, daß sich die Kunst nicht absondern soll; denn ihr ist kein Platz, weder im Geiste des Kenners und Künstlers, noch im Raume und in der Zeit für ihre Werke, so sicher beschieden, daß sie darauf zählen könnte, diesen Platz sich ganz allein zueignen zu dürfen.

Mit Einem Worte: alle ästhetische Kunst, auch die höchste, ist verschönernde Kunst. Sie verschönert das Leben, aber sie kann und darf es nicht beherrschen. Klingt das hart: so setzen wir willig hinzu: die Wissenschaft befindet sich im Grunde auch in dem nämlichen Falle. Und ist es nicht Ehre genug, das Leben zu verschönern? Man sorge nur, die Lebenskreise überall so zu erweitern, daß sie solchen Schmuck aufnehmen können. Dahin muß Fleiß und Geist zusammenwirken.

57. Im vorigen Capitel ist die theoretische Ansicht der Dinge der ästhetischen gegenüber getreten; natürlich nicht bloß für das dortige Beyspiel, sondern ganz allgemein. Jeder Künstler muß den Stoff, welchen er behandeln will, zuvor seiner Natur nach kennen. Der Dichter muß die Grammatik der Sprache, worin er dichten will, eben so wohl inne haben, als der Musiker die Beschaffenheit der Instrumente, für die er

schreibt; und eben so der Maler die Eigenheiten der Farben, in welche er den Pinsel taucht. Fragt man, wie vielerley Künste es wohl geben könne? so ist die Antwort, so vielerley, als die Stoffe selbst veranlassen, die sich dazu darbieten. Wo irgend unter der Hand des Menschen etwas Schönes, anfangs ungesucht, entsteht, da ist ein Reiz vorhanden, solcher Spur weiter nachzugehn; und was möglich war, bekommt im Laufe der Zeit einen Platz in der Wirklichkeit.

Von dieser Seite betrachtet zeigt sich die Kunst in einem weitern Felde, als in dem des Schönen. Denn auch das Angenehme und das Nützliche macht sich gelten, indem es den Menschen antreibt, bestimmte Arten des Verfahrens zu ersinnen und zu üben, die man Künste nennt, weil aus der Uebung ein Geschick entsteht, etwas hervorzubringen, das sich empfiehlt, und dessen Hervorbringung den Ungeübten mislingt.

Offenbar theilt sich hier die Betrachtung; sie betrifft nicht bloß die Bildsamkeit des Stoffs, sondern auch die Bildsamkeit des Künstlers. Mit jener verknüpft sich die Frage: ob und woher der Stoff in hinreichender Menge und Güte zu erlangen? — mit dieser die andre Frage: ob der Künstler neben andern Menschen bestehen könne? in wiefern er der Gunst, der Unterstützung, bedürfe? in wiefern seine Gebilde sich empfehlen und Abnehmer gewinnen mögen? Künste entstehen nicht bloß, sie verschwinden auch wieder, wo ihnen die Umstände nicht zu Hülfe kommen. Diejenigen, welche neben einander fortdauern, bilden ein System, worin jeder einzelnen alle übrige die Möglichkeit der Ausübung sichern müssen, indem sie theils einander in die Hände arbeiten, theils Jeder Vieles von Andern nimmt, während er Vielen seine Producte darbietet. Wer kennt nicht das System des Verkehrs, und die oft schwierige Haltung des Einzelnen in der Mitte desselben? Wer kennt nicht die Forderung des freyen Verkehrs, wobey vorausgesetzt wird, die mancherley Motive desselben werden sich von selbst in ein Gleichgewicht setzen, welches das Maximum des Gewinns herbeyführe, wenn man

nur die Hindernisse entferne? — Das harte Wort: die Kunst geht nach Brodt! trifft auch die schöne Kunst; es trifft selbst die Wissenschaft, wo nicht ein alter Reichthum, oder ein edler Geist der Gesellschaft es verhindert, mindestens erleichtert.

58. Von jetzt an haben wir nicht mehr, wie bisher, bloß überhaupt den praktischen Menschen im Auge, sondern viele und verschiedene praktische Menschen. Theils schon darum, weil nicht Allen der Stoff zugänglich, die Gelegenheit günstig ist für beliebige Kunstübung; theils noch aus einem Grunde, der sich auf die Bildsamkeit des Künstlers bezieht.

Zwar manchmal versucht Einer, viele Künste zu lernen und zu treiben. Allein je älter er wird, desto mehr beschränkt er sich auf eine oder wenige. Weshalb? Weil es psychologisch unmöglich ist, daß Einer in vielen Künsten sich auszeichne; und weil das Mangelhafte je länger desto weniger genügt.

Was schon oben (41.) von der Schwierigkeit des Zusammenwirkens mehrerer Vorstellungsmassen bemerklich wurde, das springt hier auf's deutlichste in die Augen. Jede Kunst hat im Geiste des Künstlers ihre eigne Vorstellungsmasse; worin eine besondere Art von Regsamkeit, ein besonderer Rhythmus der Bewegung, eine eigenthümliche Empfindlichkeit gegen das Rechte und Verkehrte, eine Summe von Gewöhnungen und von erprobten Grundsätzen so beysammen sind, daß kaum in den Erhohlungsstunden der Geist sich ganz davon befreyen kann und mag. Kommt nun zu einer Kunst eine zweyte: wie werden sie sich vertragen? Vielleicht so, wie Sprachen und Geschichte im Geiste des Gelehrten; die sich vielfach unterstützen, oder wie mehrere Sprachen, die sich vergleichen lassen. Dann wird aus mehrern Vorstellungsmassen eine größere, die jene als ihre Glieder dergestalt in sich faßt, wie jede einzelne Masse, falls sie geordnet ist, selbst wiederum kleinere Glieder besitzt, die sich bis zu den kleinsten stets von

neuem gegliedert zeigen. So soll es seyn, so weit es nur möglich ist; und manchmal findet man gerechte Ursache, gegen Trägheit und Unwissenheit zu sprechen, falls diese sich herausnehmen, die Gränzen des Möglichen zu verengern. Allein — sunt certi denique fines! Dies gilt für die Künste noch weit mehr als für die eigentliche Gelehrsamkeit. Denn während das Wissen sich einem weiten, ebenen Felde wenigstens zum Theil vergleichen läßt, macht dagegen jede Kunst Berg und Thal im Menschen; oder wenn man will, sie schlägt Wellen, mit abwechselndem Steigen und Sinken der Gedanken. Diese Beweglichkeit leidet von fremdartigen Bewegungen; daher ist der Tausendkünstler noch gewisser ein Unding, als selbst der Polyhistor. Will man die Kunst: so muß man dem Künstler sogar seine Launen verzeihen.

59. Nicht bloß Anhäufung vieler Künste in Einem Geiste verbietet die Natur, sondern sie stempelt auch die Menschen so eigenthümlich, daß die schwierigen Kunstübungen nur bey seltenen Talenten gelingen, und daß überhaupt die Anlage entscheiden muß, für welche Kunst ein Jeder tauge. Schon diejenige Aufmerksamkeit, welche dem Lernen und Ueben der nöthigen Fertigkeiten entspricht, ist nicht Allen gemein; Manche fassen nicht scharf, behalten nicht vest; sie stocken, und verstümmeln das Gelernte, wenn es soll wieder gegeben und angewendet werden. Den bessern Köpfen fehlt oft das Gefühl; oder es wird unbändig, und läßt sich nicht beherrschen. Andre sind langsam; sie können ihre Gedanken nicht in Fluß bringen; sie suchen und künsteln, um aus Fragmenten, die zu einander nicht passen, ein Ganzes zu bilden, das sich weder runden noch schließen will. Wieder Andre sind überströmt von Einfällen, aber es fehlt der Geschmack. Noch Andern fehlt die Liebe, der Fleiß, der Muth, sich der Gemächlichkeit zu entreißen. Gar Manches muß zusammenkommen, damit ein Mensch nur für Eine Kunst tauge; vieles Andre von Außen muß hinzutreten, damit er sich bilde. Wie sollten so verschiedene Bedingungen beym Einzelnen für mehr als Eine

Kunst genügen? — Gewiß sehr wichtig wäre es, die Eigenheiten und Kennzeichen zu ergründen, wodurch das Talent sich frühzeitig offenbart; allein dazu gehört eine psychologische Betrachtung der Künste selbst, um zu erforschen, welche besondre geistige Thätigkeit eine jede derselben für sich in Anspruch nimmt.

60. Vielleicht nicht viel minder verschieden als die Talente sind auch die Gemüthsstimmungen der ausgebildeten Künstler. Allein darin kommen alle überein, daß jeder Kunst ein eigenthümliches Gewissen entspricht (45.). Der Künstler lobt sich selbst für das, was ihm, seiner Meinung nach, gelang. Gesetzt einmal, es werde Einem dies Selbstlob gleichgültig: was wird folgen? Offenbar dies, daß er, wie es nun eben komme, schlechte oder gute Arbeit liefert. Was aber den Tadel dieses Künstler-Gewissens anlangt, so wird ihn nicht leicht Jemand lange ertragen, falls ihn nicht fremdartige Motive beherrschen. Denn hievon abgesehen, was könnte ihn hindern, eine Kunst aufzugeben, die sein Streben nicht belohnt? Hingegen wenn es um Gewinn zu thun ist, dann tritt beym ehrlichen Manne zu dem Gewissen der Kunst noch das moralische hinzu, welches ihm verbietet, schlechte Waare für gut zu verkaufen. Nicht aber bloß in diesem Falle, sondern auch von äußern Antrieben unabhängig, vereinigen sich beide Arten des Gewissens. Denn die Kunst vermag auch zu schaden, theils an Gütern, theils an der Tugend, und theils dem Künstler selbst, theils Andern.

Alles dies ruft immer von neuem die psychologischen Fragen herbey: ob und wie so verschiedene Vorstellungsmassen in Einem Geiste neben einander bestehen und wirken können?

Diese Fragen beziehen sich natürlich bey weitem mehr auf die schönen Künste, als auf die bloß nützlichen, welche den Geist minder spannen und füllen. Allein es zeigt sich zwischen beiden Gattungen der Künste eine entfernte Aehn-

lichkeit, wenn man, statt der Einheit des Bewußtseyns im Künstler, nunmehr die Einheit der Gesellschaft setzt, worin die verschiedenen Gewerbe neben einander bestehen sollen; denn es wird zwar den letztern in der Regel sehr leicht, sich zusammen zu schicken, da sie ein großes System von Bedürfnissen und Hülfsmitteln vorfinden; doch scheint es hierin manchmal an Congruenz zu fehlen, und dagegen an Reibungen nicht zu fehlen. Ohne nun den Kennern der Staatswirthschaft in den Weg treten zu wollen, glaubt der Verfasser sich die wenigen Bemerkungen des folgenden Capitels erlauben zu dürfen.

Achtes Capitel.

Von der nützlichen Kunst.

61. Während die schöne Kunst meistens von dem Urheber oder doch von dem Nachschöpfer des Gedankens auch ausgeführt wird, (mit Ausnahme der untergeordneten Schauspieler und Musiker,) pflegt dagegen die nützliche Kunst durch Gesinde und Gesellen, auf Kosten des Herrn und nach dem Plane des Meisters, ihr Werk hervorzubringen. Daher kann bey ihr selten die Rückwirkung des Thuns auf den ursprünglichen Willen psychologisch in Betracht gezogen werden; sondern was bey der höhern Kunst in Einem Geiste sich drängt und klemmt, das ist hier mehr als hinreichend verdünnt und vertheilt an verschiedene Personen, um keiner von ihnen beschwerlich zu fallen. Desto mehr Spielraum also ist offen für die dreyfache Ueberlegung: ob die Kunst wirklich zum Nutzen der Verbrauchenden, der Arbeiter, und des Herrn, der die Arbeiter anstellt, das Mögliche leiste?

Erstlich: was die Verbrauchenden anlangt, so giebt es Fälle genug, in welchen die Kunst sie verleitet, Geld und Kräfte zu verschwenden. Dahin gehört nicht bloß derjenige Luxus, welcher die zweckmäßige, theils erhebende, theils abspannende Erhohlung überschreitet, sondern hauptsächlich die offenbar schädlichen Genüsse, z. B. des Branntweins, gegen welchen sich bekanntlich in Nordamerika förmliche Vereine gebildet haben, während er bey uns selbst durch lästige Steuern nicht aus den Kreisen der Landwirthschaft kann vertrieben werden. Was hilft's, fragt man, dagegen zu predigen? Allein wenn die Volkslehrer solche Dinge schweigend ansehn, so mag

ihre Predigt wie immer beschaffen seyn, sie hat keinen Zusammenhang, sondern tönt hohl, und überläßt bey allem Schreck vor der Sünde doch die Menschen ihren Lieblingssünden. Auch ist hier die Moral desto mehr an ihrer rechten Stelle, je mislicher es seyn würde, dem Volke die Versuchung ganz zu ersparen durch Prohibitiv-Gesetze, welche den Erwachsenen wie ein Kind behandeln; und deren Gränzen gehörig zu bestimmen nicht viel leichter seyn dürfte, als sie zu bewachen. Doch giebt es Extreme, denen das Gesetz entgegentritt, z. B. die verbotenen Glücksspiele; und vielleicht verräth sich hierin, daß ein vollkommen geordneter Staat, sobald er sich auf einen größern Theil seiner Bürger im Puncte der Aufsicht mit der nöthigen Sicherheit verlassen könnte, wohl auch im Verbieten und Verhindern beträchtlich weiter, als bisher gewöhnlich, vorschreiten würde. Die Frage, wieviel Unsittliches der Staat zu verbieten habe, ist übrigens keinesweges auf die Künste allein gerichtet.

62. Der erste Grundsatz nun, welchen die Gesinnung des Wohlwollens an die Hand giebt, ist dieser: es solle aller Vorrath, der sich benutzen läßt, aufgesucht und aufs beste verarbeitet und verwendet werden. Das Feld, was keinen tüchtigen Halm bringt, mag Waldung tragen, oder Schaafe und Bienen ernähren; nur öde liegen soll es nicht, denn die Wüste klagt den nächsten Nachbar an, der sie außer Acht ließ, statt ihr abzugewinnen was sie leisten kann. Bedurfte er dessen nicht für sich, so gab es Andre um ihn her, welche brauchen konnten was er verschmäht. — Zwar wird sich in solchen Fällen Jeder sehr leicht mit der Ausrede entschuldigen: das gehe ihn nichts an; er habe der Geschäffte genug, die ihm näher liegen. Allein so schwer es seyn mag, den Vorwurf gegen den Einzelnen gelten zu machen, eben so gewiß muß die Ausrede irgendwo eine Gränze finden; denn sie ist nichts als das Bekenntniß einer Sorglosigkeit wegen des Gemeinwohls, welche, wenn sie schon allen Einzelnen erlaubt wäre, doch im Allgemeinen nicht seyn soll. Die Verein-

zelung der Interessen aber hängt sehr nahe mit dem Privat-Eigenthum zusammen; und billig sollte unvergessen seyn, was darüber Hr. Hofr. Hugo gesagt hat.*) Ueberdies pflegen sich überall müßige Hände zu finden, die im Nothfall selbst durch Zwang, um nicht lästig und gefährlich zu werden, anzuweisen sind, der Natur da nachzuhelfen, wo sie auf menschlichen Fleiß zu warten scheint. Oder will man lieber in Gefängnissen Verbrecher nähren, als Müßiggängern zu rechter Zeit Kost und Arbeit geben? Endlich ist bekannt genug, daß, wo Betriebsamkeit einmal Sitte ist, da nicht leicht eine Arbeit unversucht bleibt, wozu Stoff und Boden irgend eine Möglichkeit entdecken lassen. Fehlt der nöthige Unterricht der Schulen, so ist hier einer der ersten Puncte, von wo die Verbesserung ausgehn muß.

63. Ferner, was die Arbeiter anlangt, so gilt in Hinsicht ihrer der zweyte Grundsatz, daß sie niemals bloß als Mittel sollen gebraucht werden, sondern daß eben in ihrer Beschäfftigung ein Theil des ganzen Zwecks enthalten ist, weshalb die Kunst geübt wird. Die Menschen wollen nicht bloß etwas haben, sie wollen auch etwas treiben; die Sachen, welche wir als vorhanden zu unserm Dienst betrachten, sollen nicht bloß als fertige Waaren dienen, sondern schon als Gegenstände der Beschäfftigung. Wer aber meint, Menschen könnten etwas Besseres thun, als Handarbeit machen, dem ist zu wünschen, daß er in vielen Fällen Recht haben möge; im Allgemeinen hat er es nicht, denn viele Menschen taugen nur zur Handarbeit, wenigstens findet sich für manche, wenn sie auch der höhern Bildung fähig sind, kein Platz, der den hiemit verbundenen Ansprüchen genügte. Glücklicher freylich wäre in dieser Hinsicht der Süden, der seine Bewohner so leicht ernährt, wenn er seinen Vortheil gebrauchte.

Hiemit hängt die Frage von der Einführung der Maschinen, von der Benutzung neuer Erfindungen zur Abkürzung

*) Hugo's Naturrecht §. 209 u. s. w.

langer Arbeit u. s. w. zusammen. So verkehrt es wäre, solchen Vortheilen die bloße alte Gewohnheit entgegenzusetzen, so sorglos ist es, die Nachtheile des Müßiggangs über die zuvor beschäfftigten Arbeiter ohne Vorkehrung hereinbrechen zu lassen.

Eben dahin aber gehört auch die Prüfung der Menschen, und zwar der heranwachsenden Jugend, in Ansehung der Arbeit, wozu sie taugen, und, was nicht zu vergessen ist, die für sie taugt. Hier meldet sich wieder das Bedürfniß der Psychologie, als Grundlage der feinern Menschenkenntniß.

64. Mit dem Vorstehenden werden nun drittens die Herren der Arbeit, welche das Capital dazu hergeben, wenig zufrieden seyn. Denn vorausgesetzt, daß sie nur des Gewinns wegen sich mit dem Geschäffte befassen, so verlangen sie die unbeschränkte Willkühr in der Vestsetzung sowohl dessen, was gearbeitet werde, als durch welche Mittel der Kunst, als auch durch welche Arbeiter die Waare zu Stande kommen solle. Nur der Kaufmannsgeist macht sie zu Fabrikanten; und wenn ihre Capitale in einem Wechselgeschäffte, in einem kunstvollen Umsatz der Staatspapiere, besser wuchern können, alsdann steht die Fabrik still, und die Kunst bettelt vor andern Thüren. Wo soll hier die Verbesserung anfangen? — Das Leichteste, was sich darbietet, ist der Unterschied der Ehre. Wer nichts will als Geld, der kann nur Geld erlangen; aber derjenige Unternehmer, welcher sein Vermögen und seinen Fleiß daran wendet, Arbeiter zu wählen, zu vereinigen, zu üben, um mit ihrem Gewinn noch den Nutzen einer vorzüglichen Waare zu verbinden, — ein solcher verdient einen Ehrenplatz, welchen gehörig zu schmücken dem Staate wohl nicht besonders schwer fallen möchte.

Allein die Sache liegt tiefer, und hängt mit der Frage zusammen, ob die Willkühr im Gebrauch eines großen, selten erst erworbenen, meistens zum großen Theil ererbten Vermögens, immer gesetzlich zugestanden bleiben, — ob der Anhäufung großer Güter-Massen niemals irgend eine Gränze entge-

gentreten werde? Oder ob an den Besitz eines sehr großen, mehr durch Glück als durch Verdienst erlangten Vermögens, Bedingungen des nützlichen Gebrauchs geknüpft werden sollen, damit die Gesellschaft, welche durch große Ungleichheiten des Eigenthums allemal leidet, dafür einige Entschädigung erhalte?

65. Jedenfalls pflegt man den Werth der Quadratmeilen für den Staat zunächst nach der Menschenzahl zu schätzen, die darauf wohnt. Man würde nun vor der oft rasch zunehmenden Bevölkerung weniger erschrecken, und die Auswanderungen würden den Schreck seltener rechtfertigen, als sie leider in einigen Gegenden wirklich thun, — wenn auf die Frage: wovon sollen diese Menschen leben? dreist geantwortet werden könnte: von der auf sie wartenden, für sie veranstalteten Arbeit. Die Macht des Staats stiege wirklich mit der Bevölkerung, und man könnte an der letztern eine reine Freude empfinden, wenn der innere Verkehr, welcher so sehr viel schätzbarer ist als der äußere, durch ein vollständiges System der Künste sich selbst genügte. Dagegen sieht man selbst in den reichsten Staaten Ueberspannung mit Erschlaffung wechseln; und die geringsten Veränderungen der Umstände werden mit einer Aengstlichkeit beobachtet, welche deutlich genug bezeichnet, wie wenig sicher die Einzelnen sich fühlen.

Der Kaufmannsgeist, — das Gegenstück des Künstlergeistes, — gewöhnt sich an die Wechsel seines Glücksspiels, die ihm, wenn nicht Reichthum, so doch Unterhaltung verschaffen. Er beobachtet so scharf, daß er vielleicht weniger, als irgend ein andrer Stand, sich über das äußere Leben täuschen mag; sein Interesse aber ist das einfachste von der Welt; daher weiß er nichts von Künstlerlaunen, nichts von der Gefahr, sich länger als rathsam in irgend einen besondern Gegenstand zu vertiefen. Kein Geschäfft kann weniger selbstständig seyn, als das seinige; hat er aber einmal daraus die im höchsten Grade selbstständige Macht des Geldes erzeugt, hat er einen hin-

reichenden Theil davon dem Schwanken des Handels entzogen: dann pflegt Niemand weniger als Er daran zu denken, daß alles Privat-Eigenthum nur durch Zugeständniß und Schutz der Gesellschaft besteht; und daß sich wohl andre Rechtsverhältnisse denken lassen, als solche, die dem Sammlerfleiß ohne Rücksicht auf Veredelung der Sachen oder Personen, zur höchsten Stufe des äußerlichen Wohlstandes ohne Beschränkung emporzusteigen erlauben.

Ist denn keine bessere Bedeutung des Kaufmannsgeistes aufzufinden möglich? Es scheint ja doch; da man so viele höchst achtungswerthe Männer im Handelsstande überall erblickt. Auch ist nicht zu verkennen, daß der Kaufmann die Vermittelung besorgt, wodurch Arbeit und Verbrauch in Berührung kommen, und sich gegenseitig bestimmen. Sein ist die Gefahr dieser Vermittelung; sein also auch der Lohn. Allein man sehe zu, daß nicht eine Täuschung sich einschleiche. Zwar nicht in Ansehung der Personen; diese können von ihrem Reichthum den edelsten Gebrauch machen, ohne daß darum der Kaufmannsgeist in ihnen davon wüßte. Der reiche Mann jedes Standes kann Wohlthaten in Fülle spenden; er kann auch der Mäcen der Künstler seyn, er kann alles Schöne und Gute lieben und fördern. Zufälligerweise mag dieser Reiche nun gerade Kaufmann seyn; so schafft ihm sein Handelsgeschäfft, wie eine Maschine, die Mittel des Wohlthuns. Oder genauer, — denn wir müssen uns hüten, ein solches Geschäfft im Ernst einer todten Maschine zu vergleichen, — es sind hier wieder, wie schon öfter bemerkt, mehrere Vorstellungs-Massen in Einer Person beysammen. Die eine gehört dem Kaufmannsgeiste; die andre dem fertigen Reichen, der beym Gebrauch seiner Güter an deren Ursprung nicht weiter denkt. Sollte nun jener erstere sich veredeln, so mußte der Handel selbst, der getrieben wird als ob er eine Kunst wäre, wiewohl das Werk dieser vermeinten Kunst gar nichts besser macht, als es ist, sondern bloß Geld häuft, — der Handel also mußte in sich selbst einen höhern Zweck aufnehmen; und da seine Absicht auf Güter gerich-

tet ist, so mußten diese Güter ihrem Begriffe, daß sie gebraucht werden sollen, besser entsprechend eingerichtet werden. Kann nun der Kaufmann den Punct nachweisen, wo sein Handel eingreift in die Förderung des inländischen Kunstfleißes, — anstatt demselben zuwider die Ausländerey zu begünstigen, — dann erst ist in ihm der Handelsgeist selbst veredelt; und es bleibt nur noch zu wünschen, daß sein Beyspiel das Publicum ergreife, damit es ihm hülfreich entgegenkomme. Vorangehn aber wird in dieser Hinsicht das Publicum wohl niemals. In dem Augenblick, wo die Waare gebraucht werden soll, nimmt man nicht absichtlich die schlechte und theure, sondern die beste und wohlfeilste, die zu bekommen ist; — es wäre denn, daß Alle für eine kurze Entbehrung bald von einheimischen Künstlern die beste zu erhalten sichere Aussicht hätten.

66. Ohne Zweifel machen die nützlichen Künste, nach allen ihren Gattungen und Arten, ein System, welches mit dem gesammten Bedürfnisse der Gesellschaft zusammentreffen muß, um demselben Befriedigung schaffen zu können, ohne daß die Kunstkraft ungebraucht bleibe und in sich selbst ersticke. Es mag nun seyn, daß jeder Versuch, dies System im Voraus zu berechnen und gesetzlich zu beschränken, noch unsicherer wäre, als gänzliche Freyheit, und daß man die Künste sich selbst überlassen müsse, um sich ins Gleichgewicht mit den Bedürfnissen zu setzen. Aber dem Layen in der Staatswirthschaft wird dann wenigstens erlaubt seyn, die Folgen von dem übeln Umstande zu bedauern, daß es solcher Layen so viele giebt. Nämlich es scheint, viele Menschen seyen nicht klug genug, um sich bey jener allgemeinen Freyheit vor Schaden zu hüten. Und wenn nun fortwährend ein Halbkünstler nach dem andern und ein Schwindler nach dem andern aufsteigt und niedersinkt: wann wird denn eigentlich das erwartete Gleichgewicht eintreten? Doch wohl nicht eher, als bis das Publicum jedesmal sichere Nachricht bekommt, nach welchen Proben es denjenigen, der eine Kunst zu verstehen vorgiebt, beurtheilen soll, damit es niemals in den Fall komme, den Verfertiger der schlechten

Waare zu begünstigen. Wie soll die Existenz der gar zu wohlfeilen und darum nur von außen sich empfehlenden Waare verhütet werden, so lange eine übergroße Zahl von Arbeitern jeder Art sich hervordrängt, deren jeder mit dem andern einen Wettkampf beginnen muß? Dabey rechnet man so sehr auf das Triebwerk des Eigennutzes, daß der eigentliche Geist des Künstlers dabey umkommt. Denn dieser ist allemal auf die Sache gerichtet, nicht auf Nebenbuhler. Und der ächte — wenn auch nur mechanische — Arbeiter hat immer eine Art von Künstler-Gewissen, welches, wo es recht lebendig ist, auch bey weitem bestimmter die rechte Arbeit hervorbringt, als jede fremde Triebfeder.

Was aber wird vollends aus dem Kaufmann, der jeden Augenblick fürchten muß, unter einer übergroßen Concurrenz zu erliegen? Er preiset die Wohlfeilheit seiner Waaren. Diese Wohlfeilheit besticht den Käufer. Man gewöhnt sich, Vieles schnell zu verbrauchen. Man entwöhnt sich der wahren Sparsamkeit, welche mit alter guter Waare lange ausreichte. Die Bewegungen des Verkehrs werden athemlos; überall wird stets gewonnen und verloren; das Glücksspiel reizt, die gesunde Ueberlegung entweicht, der Trotz verzagt, — und nun kommen Sittenlehrer, nun kommen Geistliche, zu reden von Tugend und Laster, von Sünde und Erlösung! Geschehen muß das. Aber was kann es frommen?

67. Eine fremde Industrie überschwemmt uns mit ihren Producten; und fremde Theoretiker haben den Grund zu unsrer Lehre von der Staatswirthschaft gelegt. Eine Wissenschaft, deren vornehmste Grundlage die Beobachtung seyn soll, beruht bey uns auf englischen und französischen Thatsachen, anstatt auf einheimischen! Das Mistrauen dagegen muß um desto stärker seyn, je unläugbarer es vor Augen liegt, wie die Meinungen der Natur- und Staatsrechtslehrer sind durch fremde Einflüsse hin und her getrieben worden. Am Ende des vorigen Jahrhunderts äußerten Rousseau und Montesquieu auf die größten Denker Deutschlands, deren Scharf-

sinn jenen unstreitig weit überlegen war, einen sichtbaren Einfluß. Späterhin hieß es: „mit unsrer Generation geht die „Zeit Riesenschritte, Jahrhunderte ziehen sich in Jahrzehende „zusammen.“ Und als es an den Tag kam, daß eines Eroberers Ehrgeiz keine Grundlage für eine dauernde Herrschaft über ganz Europa seyn konnte, da verstummte der Ruhm der Riesenschritte, und es fand sich, daß die Rückkehr zum Alten, wo nicht zum Theil schon Veralteten, auch den Theoretikern recht wohl gefiel. So lange diese Schwäche gegen das Fremde, diese Dienstbarkeit gegen die Umstände, die deutsche Literatur bezeichnet, ist für deutschen Ackerbau, deutsche Gewerbe und deutschen Handel wenig Hoffnung, durch einheimische Wissenschaft ein hinreichend helles Licht zu empfangen; alles Licht aus der Ferne aber ist Schimmer, der zwar besser ist als Finsterniß, aber doch selbst von neuem beleuchtet werden muß, bevor man den rechten Weg vom Irrwege unterscheiden kann, den rechten Weg für deutschen Boden, deutsche Verhältnisse und Sinnesart, in Dingen, die kein bloß mercantiles, sondern zugleich ein sittliches Interesse haben!

Unser Land ist keine meerbeherrschende, von fremden Heeren längst unberührte Insel, deren Arbeit sich Märkte schaffen kann, wo sie will, regiert von einer auswärtigen Königsfamilie, die sich weislich ihres deutschen Ursprungs erinnert. Unser Land wird auch nicht von jenem voll- und heißblütigen Geschlechte bewohnt, das sich seit Napoleon nicht mehr wohl fühlt, wenn es nicht durch Aderlassen in häufigen Kriegen sich abkühlen kann. Unser Boden gewährt nur spärlichen Lohn für harte Arbeit unter einem rauhen Klima; und doch beruht auf ihm die beste Hoffnung, da keine andre glänzende Aussicht offen steht. Langsam nennen uns die Ausländer; zum Beweise, daß sie rasch und rüstig genug sind, um nach Vortheilen, die sich darbieten, schneller zu greifen als wir. Doch wenigstens in Einem Puncte sind wir glücklicher als jene: bey uns ist die Regierung nicht Parthey, gegen die man sich schützen müßte, sondern sie steht in der Mitte der Nation; und der beste Wille von Oben ist die erste Voraus-

8*

setzung unserer Einrichtungen. Was folgt aus dem Allen? Doch wohl dies: daß bey uns die Gesammtheit aller Arbeit, von dem Landbau bis zum Handel, wo nicht einer Direction, so doch einer Aufsicht und eines mannigfaltigen Antreibens und Aufregens und Ablenkens weit eher, als bey jenen Nationen fähig, und in manchen Puncten vielleicht bedürftig ist. Falsche Systeme sind Fesseln; und so mag der alte Zunftzwang, sammt allem Aehnlichen, schädlich genug gewesen seyn. Aber Diejenigen irren gar sehr, welche daraus schließen, es sey am besten, ohne System zu denken und zu leben.

Man überlege vor allen Dingen, daß der Werth der Arbeit keinesweges bloß und ganz durch ihr Product, als Gewinn, bestimmt wird, sondern daß sie auch als Beschäfftigung, zur Abwendung des Müßiggangs, als Pflanzschule guter Sitten, in Betracht kommt. Ferner, daß der Verbrauch nicht ohne Maaß vermehrt werden kann, und nur mit Rücksicht auf Gesundheit und Sitten erweitert werden darf; und endlich, daß der Geschmack an ächter, dauerhafter und wahrhaft kunstreicher Waare sich dem richtigen sittlichen Gefühle weit näher anschließt, als die Neigung zum Behelf mit schlechter, grober, oder mit bloßem Glanze täuschender Waare. Von gesetzwidrig eingeschwärzten Gütern ist hier am besten zu schweigen. Was hilft die Kirche, wo der Reiz zur Sünde stets fortdauert? — Theorien aber, die sich auf solche Betrachtungen nicht einlassen, werden schwerlich den Vorwurf der Einseitigkeit vermeiden können; und in diesem Falle mögen sie scharfsinnig heißen, nur nicht praktisch!

Neuntes Capitel.

Von der schönen Kunst.

68. Auf Arbeit folgt Erhohlung. Diese sucht der Gebildete zwar meistens in der Familie und bey Freunden, aber mit ihnen gemeinschaftlich in der schönen Natur oder bey der schönen Kunst. Ihnen kommt der Künstler entgegen, theils Altes würdig darbietend, theils Neues hinzufügend. Die Empfänglichkeit von der einen Seite, die Leistungen von der andern, sollen einander entsprechen. Denn auch hier, wie bey der nützlichen Kunst, wird beym Erzeugen schon auf den Empfang gerechnet; wurde es auch ohne diese Aussicht, aus bloßer Begeisterung angefangen, so kommen doch größere Werke nicht ohne Hoffnung auf Gönner zur Ausführung, und geschähe es, so würden sie bald vergessen seyn, wenn Niemand sie im Andenken erhielte. Die Fortschritte der Kunst sind allemal Fortschritte der Zeit, zum mindesten in der Umgebung des Künstlers.

Schon dies erinnert, daß der Gebildete, welcher die Kunst aufsucht, nicht allein steht, sondern daß er nur Einer ist von Vielen, auf deren Gesammtheit der Künstler gerechnet hat. Ohnehin aber liegt es im Wesen der Kunst, daß sie ein Band der Geselligkeit ist. Denn das ästhetische Urtheil ist ein willenloses; darauf wurde schon oben bey Gelegenheit der moralischen Urtheile hingewiesen (45.). Es ist also frey von den Eigenheiten der Neigung und von der Spaltung der Interessen, wodurch die Menschen in ihrem Wollen getrennt sind; diese Freyheit meinte Kant bey seiner moralischen Autonomie, obgleich er eine Freyheit des Willens durch eine Verwech-

selung daraus machte. Das willenlose ästhetische Urtheil wird nun zwar bey minder vollendeten Kunstwerken noch oft getrübt, welche durch ihren Mangel an Präcision verschiedenartige Eindrücke veranlassen, ohne daß über den einmal getheilten Geschmack zu disputiren lohnen könnte. Aber es giebt Kunstwerke, die man klassisch nennt; das heißt, die durch ihre Präcision entscheidend wirken, so daß sie die Urtheile bestimmt vereinigen. Solche Werke stiften eine Gemeinschaft, wodurch die Einzelnen auf den höhern Standpunct einer allgemeinen Vernunft erhoben werden; das ist die Wohlthat, welche die Kunst ihnen erweiset, ohne Unterschied zwischen Poesie, Musik, Plastik, und so ferner.

69. Hieraus ergiebt sich die allgemeine Bedingung der Empfänglichkeit. Der Zuschauer oder Zuhörer muß fähig seyn abzulassen von seinem Wollen, fahren zu lassen Arbeit, Sorge und Liebhaberey; denn er soll sich hingeben. Das können die Egoisten nicht; und wer dringende Geschäffte hat, wessen Geist getrübt oder gedrückt ist, der kann es nur unter der besondern Bedingung, daß gerade in seine Stimmung, oder in seine Spannung, das Kunstwerk eingreife, und ihn, wie er eben ist, an sich ziehe. Auf diese Weise können besondere Empfänglichkeiten entspringen, und aus ihnen, wenn sie bey Vielen gleichförmig vorauszusetzen sind, entstehen ganze Gruppen von Kunstwerken. So besonders in Kirchen und Tempeln, wo sehr verschiedene Gattungen von Künsten in einerley Stil zusammentreffen, obgleich nicht dieser Stil sie zu Kunstwerken macht, denn sie müssen noch schön seyn auch für Bekenner eines andern Cultus, der ihnen nicht die vorausgesetzte besondre Empfänglichkeit mitbringt. Gegenüber stellen ließe sich allenfalls der militärische Stil, wenn für ihn von plastischen, architektonischen und musikalischen Werken Mehr und Größeres vorhanden wäre.

Wie aber ist die allgemeine Bedingung der Empfänglichkeit möglich? Ohne Zweifel so, wie es möglich ist, daß Erhohlung auf Arbeit folge. Die Arbeit hängt ab von

einer herrschenden Vorstellungsmasse, welche eine andre bestimmte Reihe, oder mehrere andre, oft sehr verschiedene, aber zusammengehörige Reihen von Vorstellungen, gerade in der Ordnung und Verbindung ins Bewußtseyn treten läßt, wie die einzelnen successiven Theile der zu vollbringenden Thätigkeit es erfordern; denn keiner dieser Theile könnte ohne die, ihn bestimmende, Vorstellung zur Wirklichkeit gelangen; ohne die herrschende Vorstellungsmasse aber würde die Arbeit den Zusammenhang verlieren, und folglich nicht Arbeit seyn. Ist nun die Arbeit gethan: so soll die herrschende Masse sinken; und sie muß es thun, falls eine neue Arbeit, und folglich die neue, ihr entsprechende Vorstellungsmasse gefordert wird; sie muß aber auch dann sinken, wenn zur Erhohlung der Entschluß gefaßt ist. Beym Ungeübten, dem die Arbeit schwer wird, sinkt sie noch früher; und endlich hält Niemand aus, beständig fort zu arbeiten. Das liegt zwar theils an physiologischer Hemmung, aber es liegt zunächst an der wachsenden Hemmungssumme, und an der Gewalt, welche davon die herrschende Vorstellungsmasse leidet.*) Der Uebergang von Arbeit zur Erhohlung schwebt also zwischen den Extremen der Ermüdung und des freyen Entschlusses. Aber bey Kindern sieht man gewöhnlich in dem Augenblicke, wo die Arbeit schließt, eine lärmende Lustigkeit eintreten, die von Hingebung an ein Kunstwerk weit entfernt ist. Darin verräth sich das körperliche Bedürfniß nach Bewegung. Auch dieses also, und jeder ihm ähnliche Reiz muß noch hinweggedacht werden, wenn die gesuchte Empfänglichkeit nicht mangelhaft bleiben soll. Mit einem Worte: gar manche, theils psychologische, theils physiologische Hindernisse hat der Künstler und sein Werk zu besiegen, und der Kampf dagegen verräth sich bald an mancher dagegen getroffenen Vorkehrung. Das Bild bekommt seinen Rahmen, die Bildsäule ihren Untersatz, die Rede ihren Eingang, die Oper ihre Ouvertüre; kurz, der Empfangende, der

*) Psychologie I, §. 42, und II, §. 125—127.

Zuschauer oder Zuhörer, soll eine Schwelle überschreiten, damit unterdeß seine überflüssigen Vorstellungen zur Schwelle des Bewußtseyns sinken mögen.*) Das Kunstwerk will sich absondern, sein Wirken soll rein bleiben und nicht mit fremdartigen Eindrücken zusammenfließen.

70. Alles dies würde nichts helfen, wenn nicht das Kunstwerk schon gar mancherley ihm Angemessenes vorfände im Geiste des Empfängers. Wer Musik verstehen soll, muß im Auffassen der Intervalle und Accorde schon einigermaßen geübt seyn. Zur Poesie bringt Jeder die bekannte Sprache mit, aber auch die bekannten Verhältnisse des Lebens, Kenntniß der Gemüthslagen, Anschauungen der Naturdinge u. s. w. Selbst die Bildsäule und das Gemälde würden unverstanden bleiben, wenn nicht das Gebehrdenspiel und der gesammte Ausdruck des Geistes im Leibe einem Jeden durch die tägliche Erfahrung geläufig wäre. In jedes Kunstwerk ohne Ausnahme muß Unzähliges hineingedacht werden; seine Wirkung kommt beym Beschauer weit mehr von innen heraus, als von außen hinein. Darum ist ein gelehrtes Kunstwerk sehr mislich; es könnte leicht zuviel voraussetzen, und könnte eher imponiren als gefallen.

Am schnellsten, allgemeinsten und sichersten wirkt die plastische Kunst. Denn die menschliche Gestalt ist das bekannteste; Mienen und Gebehrden zu deuten ist Jeder geübt; die Bildsäule stellt mit sinnlicher Gewalt das Ungemeine recht in die Mitte des Gemeinen. In die Malerey dagegen muß man sich erst vertiefen, um deren optische Täuschung in sich hervorzubringen; das historische Gemälde vollends rechnet auf die Bemühung des Zuschauers, den dargestellten Moment in Gedanken zu einer fortgehenden Handlung zu erheben; die Landschaft, je schöner sie ist, ladet desto mehr das Auge ein, in ihr spazieren zu gehn; das kostet Zeit, und der Kunsteindruck erwächst nur allmählig. Große Werke der Baukunst sind ihr

*) Psychologie I, §. 47 u. f.

darin ähnlich. Sie wollen abwechselnd theils zusammengefaßt, theils ins Einzelne verfolgt seyn; ihre Wirkung beruht desto wesentlicher auf dem Großartigen, je weniger dessen ist, was man hineindenken könnte, denn dieses beschränkt sich zunächst auf die Vorstellung der schweren Massen, welche nicht bloß mit Sicherheit tragen und getragen werden, sondern auch im Innern ihrer hohlen Räume Schutz darbieten; später fügt sich hieran der Begriff vom Zwecke des Gebäudes, und noch später ein Ueberblick langer Zeiten der Vergangenheit und Zukunft, in welchen es stand und noch stehen wird; allein diese Nebenbegriffe wirken wie dunkle Mächte; sie machen selbst eine Ruine interessant, aber nicht schön. Oder sollen wir noch erinnern, daß, wenn einmal Ruinen für schön gehalten werden, dies Lob vielmehr der Landschaft gilt, die sich dem Auge um sie herum gruppirt, als ihnen selbst, — und daß neugebaute Ruinen ins Lächerliche fallen?

Der Eindruck alter Bauwerke, die als Denkmäler betrachtet werden, zeigt es recht deutlich, wieviel bey Kunstwerken auf die Apperception ankomme, die von der bloßen Perception, sammt den auf ihr allein beruhenden Kunst-Eindrücken, weit verschieden ist.*) Mit welchen Augen sieht der Historiker eine alte Münze! seine historische Aneignung (und nichts Anderes heißt Apperception) giebt ihr den Werth.

Ein anderes, sehr auffallendes Beyspiel giebt das Portrait. Nur auf Diejenigen, welche das lebende Original kannten oder kennen, thut es seine volle Wirkung; Andre betrachten es mit Interesse, wenn sie von der Geschichte und den Sitten der dargestellten Person etwas wissen; sie suchen alsdann ihre Meinung mit den sichtbaren Zügen zu vereinigen. Wer den Abgebildeten weder persönlich noch durch Zeugnisse kennt, sieht im Portrait nur ein schönes, oder häßliches, oder gleichgültiges Bild; er ist der Perception allein überlassen; die Apperception fehlt, und mit ihr das stärkste Interesse.

---

*) Psychologie II, §. 125 u. f.

Daß Meisterwerke, wodurch Personen der heiligen Geschichte versinnlicht werden, einen unschätzbaren Werth haben, bedarf nunmehr keiner weitern Erklärung. Der Glaube versenkt sich in deren Betrachtung; und sie eröffnen ihm das Unendliche, wenn sie ihm gestatten, es hineinzuschauen, ohne sich irgendwie zurückgestoßen zu fühlen.

Mit andern Augen sahen die Bilderstürmer, weil sie mit gar keinen Augen sehen wollten, sondern am Begriffe des Unsichtbaren vesthielten. Ihre Apperception war so geartet, daß sie, je mehr Kunst, desto mehr Aergerniß erblickten. Wem von uns würde anders zu Muthe seyn, wenn ein Künstler (was kaum denkbar ist) von dem Unsinn ergriffen würde, uns das höchste Wesen im Bilde zeigen zu wollen?

Wie sehr oftmals der Dichter seine Hoffnung des Beyfalls auf die Apperception des Hörers stützt, liegt am Tage. Jedes Epos, jedes historische Trauerspiel, ja sogar die Novellen mit historischer Grundlage zählen auf das Interesse, was der Gegenstand schon mitbringe, und auf die Anstrengung, womit der Empfänger sich die ihm dargebotenen poetischen Züge aneignen werde, durch die hervortretende Erinnerung an das schon Bekannte. Doch eine gar zu genaue historische Kenntniß kommt dem Dichter ungelegen. Lieber ist ihm der Mythus; er dient als ein bildsamer Stoff. Der Hörer soll nicht glauben, die Geschichte besser zu wissen; er soll nur geneigt seyn, sich von Namen und Zeiten, deren Kunde halb erloschen ist, mehr und genauer berichten zu lassen, ohne auf historische Treue zu dringen.

71. Aber je zufälliger die Apperception, desto leichter kann sie ausbleiben; und wiefern auf Zufälliges beym Kunstwerke gerechnet wird, desto weniger ist es ein geschlossenes Ganzes. Die Musik rechnet im strengen Satze (z. B. bey der Fuge) nicht einmal auf das forte und piano, was der vortragende Künstler, oder das Instrument (etwa die Orgel) versagen könnte; die Töne sollen nur gehört, ja wohl gar die Noten nur gelesen werden, und dennoch gefallen. Eben so

sollen Gebäude im strengen Stile nicht auf Möbeln warten, die man könnte hineintragen oder auch fehlen lassen; und so auch bleibt die klassische Poesie haltbar durch Jahrtausende, weil sie das National-Interesse, mit dem sie einst zusammenhing, und selbst die alte Art des Vortrags größtentheils entbehren kann, ohne für uns merklich zu verlieren.

Man sieht hieraus, daß, um den innern Kunstwerth eines Werkes recht zu würdigen, die Wirkung der Apperception in so fern, als sie nicht wesentlich die Auffassung bedingt, bey Seite zu setzen ist. Von diesem Grundsatze ist es nur eine besondere Anwendung, daß auf keine Weise Nachahmung als Princip der Aesthetik darf aufgestellt werden. Zwar wird der Schauspieler bewundert, wenn er, wie man sagt, seine Rolle recht natürlich spielt; desgleichen der Maler, der mit dem Pinsel die Kinder anlockt, nach gemalten Früchten zu greifen. Allein das Schöne liegt nicht in solcher Künstlichkeit, und die Nachahmung ist höchstens eben so schön, wie das Urbild. Ohne Grund würde man hier an die Idee der innern Freyheit erinnern, das heißt, an die Harmonie der Einsicht und des Willens; denn Verwirklichung eines Gedankens ist nicht Nachahmung; und die doppelte Energie des Denkens und Wollens in Einer Person erhebt diese Person, auf deren Einheit es dabey wesentlich ankommt, gänzlich über den Vergleich mit dem Nachahmer, der allemal ein Zweyter ist für den vorausgehenden Ersten.

72. Schwerlich wird sich Jemand gern entschließen, der Forderung, daß alle zufällige oder doch zur Auffassung des Schönen entbehrliche Apperception bey Seite gesetzt werde, vollständig Genüge zu leisten. Wer eine Bildsäule sieht, will wissen, welche, mythische oder historische, Person sie vorstellt. Gemälde-Gallerien besucht man mit dem Katalog in der Hand; zur Oper nimmt man das Textbuch mit; oder wenn es daran fehlt, so klagt man, die Gemälde und die Musik nicht zu verstehen. Manche Poesien werden aus ähnlichen Gründen von Commentaren begleitet. Die Kunstwerke sollen

etwas bedeuten; darum drängt sich nicht selten die Deuteley ungestüm genug herbey, sie zu Symbolen von diesem und jenem zu machen, woran der Künstler nicht gedacht hat. Aber noch mehr! die Künstler sind gern gefällig. Sie selbst lassen sich den Text zur Musik, oder die Gelegenheit zum Gedicht, oder den Platz für das Bild, also die Bedeutung ihres Werks, von Andern im Voraus angeben, und denken wohl gar bey ihren Phantasien etwas hinzu, das sie ausdrücken wollen. Was hat nicht Haydn in seiner Schöpfung und in den Jahrszeiten durch Töne zu malen unternommen! Glücklicherweise braucht seine Musik keinen Text; man verlangt höchstens aus Neugier zu wissen, was er eben schildern will, denn seine Musik ist Musik, und sie braucht gar Nichts zu bedeuten, um schön zu seyn. Andre wundern sich, wenn der Beyfall ausbleibt, da sie doch sich bewußt sind, ihre Werke seyen auch im hohen Grade charakteristisch für den Gegenstand, den sie bezeichnen, und der wahre Erguß des Gefühls, welchem sie Sprache geben wollten. Wie manchen selbst tüchtigen Künstler wird noch das Vorurtheil, seine Werke müßten irgend etwas bedeuten, vom rechten Wege ablenken! Wie viele Gelehrte, die als Ausleger glänzen, werden nach dem ihnen willkommenen Vorurtheile das Wort reden, damit ihr Geschäfft des Auslegens und Commentirens recht blühen möge! Die Traumdeuter und die Astrologen haben sich Jahrtausende lang nicht wollen sagen lassen, daß ein Mensch träume, weil er schläft, und daß die Gestirne sich bald da bald dort zeigen, weil sie sich bewegen. So wiederhohlen, bis auf den heutigen Tag, selbst gute Musikkenner den Satz, die Musik drücke Gefühle aus, als ob das Gefühl, was durch sie etwa erregt wird, und zu dessen Ausdruck sie eben deshalb, wenn man will, sich gebrauchen läßt, den allgemeinen Regeln des einfachen oder doppelten Contrapuncts zum Grunde läge, auf denen ihr wahres Wesen beruht. Was mögen doch die alten Künstler, welche die möglichen Formen der Fuge entwickelten, oder die noch ältern, deren Fleiß die möglichen Säulen-Ordnungen unterschied, aus-

zudrücken beabsichtigt haben? Gar Nichts wollten sie ausdrücken; ihre Gedanken gingen nicht hinaus, sondern in das innere Wesen der Künste hinein; diejenigen aber, die sich auf Bedeutungen legen, verrathen ihre Scheu vor dem Innern, und ihre Vorliebe für den äußern Schein.

73. Der gründliche Musiklehrer übt seinen Schüler im Contrapunct, das heißt, er lehrt ihn, mehrere Stimmen so gleichzeitig verbinden, daß jede derselben dem Hörer eine besondere, in sich zusammenhängende Vorstellungsreihe darbieten möge.*) Dafür, daß die Reihen, möglichst unabhängig wie sie sind, doch zusammenpassen, muß Harmonie und Rhythmus sorgen. Auf ähnliche Weise zeichnet der Architekt, wenn er den Baurißentwirft, Figur in Figur**), deren jede für sich ein Ganzes bildet, jede aber auch in der andern eine passende Lage bekommt. Schon die Natur hat solchergestalt im menschlichen Antlitz Augen, Nase, Mund, Ohren, in den Umriß des Schädels hineingezeichnet; und bey schön gebildeten Blumen thut sie im Kleinen dasselbe. Aehnlich diesem räumlichen Contrapunct, finden wir der contrapunctischen Gebilde genug in Werken der Dichter, wo jeder bedeutende Charakter seinen Gang geht, seine Geschichte auf eigne Weise durchläuft, mit der Bedingung, daß diese verschiedenen einzelnen Geschichten sich zu einer ganzen vereinigen. Und in der Malerey muß in künstlich verschlungenen Gruppen dennoch jede Figur für sich ihre richtige Zeichnung haben; das Auge muß sondern und zusammensetzen können mit Freyheit, ja mit Lust, und mit Unterstützung durch die Contraste der Farben.

Dem Hörer und Zuschauer wird zugemuthet, daß er die einzelnen Vorstellungsreihen, seyen es Stimmen, oder Figuren, oder Charaktere sammt ihrem Handeln, in sich selber eben so genau und reinlich gestalte, wie das Kunstwerk sie ihm darbietet. Dann wirkt das Zusammentreffen der verschie-

*) Psychologie I, §. 100.
**) Ebendaselbst II, §. 114.

denen geistigen Bewegungen (welches er auf Augenblicke im Gedränge zu verlieren fürchtet und doch wieder gewinnt,) das ächte Gefühl des eigenthümlichen Beyfalls, welchen das Kunstwerk für sich, und ohne noch außer sich etwas Anderes zu bedeuten, hervorbringt; und so erzeugt sich das Schöne, das außer der Vorstellung gar nicht existirt, sondern immer einen, wenigstens möglichen Zuschauer voraussetzt.

74. Es wäre nun die Sache der Aesthetik, den angehenden Künstler in dem eignen Contrapuncte jedes Faches so sorgfältig von den allereinfachsten Uebungen anfangen zu lassen, wie dies die Musiker in dem ihrigen zu thun gewohnt sind.*) Nach solchen Vorübungen thun alsdann Gefühl und Phantasie das Ihrige. Ohne dieselben bleiben die Bewegungen unsicher, ungelenkig; die Anstrengungen erschöpfen unnütz die Kräfte; und die Producte halten kein Maaß, passen nicht an die Stellen, für die sie gemacht sind, begnügen sich dagegen mit dem Ruhme des Ungemeinen, des Sehnsüchtigen, des Gutgemeinten. Weshalb sonst fehlt es unserm Theater an klassischen Werken, als darum, weil die größten Dichter sich gerade am wenigsten in die Formen fügen mochten, welche der Darstellung wegen zu beachten nöthig sind? Solches geniale Nicht-mögen ist aber verdächtig als Ungeschick aus Mangel an Uebung, die ästhetischen Grundfiguren nach Belieben zu gebrauchen, ohne in Fehler zu gerathen.

Das gerade Gegentheil der Uebungen, die man anstellen sollte, ist die gewöhnliche Ueberfüllung mit Kunstwerken aller Art, und noch obenein mit den drastischen am liebsten. Man lieset den Shakespeare, bevor man den Homer gründlich studirt hat. Man giebt sich nicht die Mühe, die Charaktere und Handlungen des Shakespeare, vom Schmucke der Verse ent-

*) Man vergleiche z. B. das bekannte Buch von Albrechtsberger, Anweisung zur Composition mit ausführlichen Exempeln. Wie dieses Buch, so sollte eine gründliche Aesthetik aussehn; zum Schrecken für Alle, die nur Effect machen wollen.

kleidet, wie eine Zeichnung bloßer Umrisse vor sich hinzustellen; man überlegt nicht, welche andre Ausfüllung der nämlichen Umrisse wohl entstanden wäre, wenn statt des Schauspiels eine Erzählung, möglichst einfach, und doch mit Beybehaltung der wesentlichen ästhetischen Elemente, sollte geliefert werden. Darum, weil solche Uebung vernachlässigt wird, läuft jede Novelle, jeder Roman, dem einmal ein gewisser Ruf zu Theil wurde, nun umgekehrt Gefahr, in Form eines Schauspiels auf die Bühne gebracht zu werden; und dann muß erst der üble Erfolg lehren, was man voraus wissen konnte. Ueberall wird verwechselt, welche Erfordernisse in dem ästhetischen Kern des Gegenstandes liegen, welche andere von der Gestalt abhängen, die nun gerade für das Kunstwerk beabsichtigt wurde.

Diese Betrachtungen möchten unbedeutend seyn, wenn nicht eine so große Menge von Individuen dem Reize nachgäbe, sich in allerley künstlerischer Production zu zeigen, und eine noch größere Menge sich dazu schaulustig darböte, um krittelnd heimzukehren.

Uebrigens versteht sich von selbst, daß Vorübungen nicht schon selbst Kunstwerke sind, und daß sehr gefehlt wäre, wenn Jemandem einfiele, sie dafür auszugeben.

75. Das Vorstehende ist nun zwar hoffentlich deutlich genug, um Demjenigen, der nach Aesthetik fragt, zu sagen, wo er sie zu suchen hat; vorausgesetzt, daß er, wie gewöhnlich, von Kunstwerken herkommt, die er liebgewonnen hat, und deren ähnliche hervorzubringen ihn gelüstet, wenn dazu Vorrath und Bewegung genug in seinem Geiste vorhanden ist. Psychologische Analysen sind es, an die er nicht bloß sich wenden, sondern die er selbst vornehmen muß. Diese Analysen bestehen aber nicht in Beantwortungen ungereimter Fragen, z. B. was wohl der Sinn, und die Phantasie, und der Verstand, und das Gefühlvermögen, beym Auffassen des Schönen thun mögen; wer sich noch mit diesen Fabeln trägt, dem bleibt die Wahrheit versteckt hinter

der Fabel. Sondern die Vorstellungsreihen muß er aus einander nehmen, welche das Kunstwerk in einander verwoben hatte; und sie theils einzeln, theils ihre Verknüpfung studiren, so lange, bis er die Elemente des Schönen, und dessen Bedingungen findet. Das macht nun freylich keine andre Kunst so leicht, als die Musik; denn bey dieser hat man nur nöthig, Partituren zu lesen, um Discant, Alt, Tenor und Baß einzeln vor sich zu haben. So liegt selbst die künstliche, gewaltig einstürmende Fuge bis in ihre letzten Bestandtheile aufgelöset vor Augen; sie vermag nicht, irgend ein Geheimniß zurückzuhalten; wenn nur Derjenige, der sie studirt, aus der Statik des Geistes die Verschmelzung vor der Hemmung, und aus der Mechanik des Geistes die Reizbarkeit der rhythmisch gebildeten Vorstellungsreihen kennt.*) Die Untersuchungen hierüber sind zwar erst angefangen, und noch nicht vollendet; aber die Richtung derselben ist auf's bestimmteste angegeben, und wer sie verfehlt, wird es sich selbst zuschreiben müssen.

Weit schwerer ist's, dem wahren Wesen andrer Künste durch die psychologische Analyse auf die Spur zu kommen. Die Plastik, einfach wie sie scheint, breitet ihr Kunstwerk im Raume aus; diesen aber kann selbst die Geometrie nimmermehr völlig ausstudiren. Ueber seinen Reichthum an ästhetischen Verhältnissen möchte der Mensch kaum urtheilen können. Welche Ueberraschung möchte uns bevorstehn, wenn wir die Organismen andrer Planeten erblicken könnten, wo ganz andre Verhältnisse der Schwere, der Atmosphäre, des Lichts und der Wärme den Bau der lebenden Wesen bestimmen müssen! Wer mag denn glauben, die Erde mit ihren Bedingungen trage an der menschlichen Gestalt gerade den Preis derjenigen Schönheit davon, die sich überhaupt mit dem zum Leben zweckmäßigen Bau verbinden könne? Dennoch sollte der psychologische Grund des Schönen im Raume aus der Mechanik des Geistes klar genug seyn, um die ästhetischen

---

*) Psychologie I, §. 71. 72; und II, §. 105.

Werthe der uns bekannten Hauptumrisse gehörig bestimmen zu können, wenn Einer, mit Geometrie und Psychologie ausgerüstet, die Analyse unternähme. Aber so lange man von dem Ursprunge unsres räumlichen Vorstellens, von der Reizbarkeit und Energie der dazu nöthigen Vorstellungsreihen*) keinen Begriff hatte, wußte man nicht, wornach zu fragen, und worauf die Untersuchung zu richten sey.

76. Die Poesie bietet sich eher zu analytischen Betrachtungen dar. Zuvörderst wollen wir das ganze lyrische Element absondern; das, was den Dichter ehemals zum Sänger machte, der nicht etwa nach den Regeln unsrer Tonkunst, sondern nach Art der Vögel sang, Empfindung ausströmend und mittheilend. Denn so mächtig auch der Strom des Lebens den gemüthlichen Hörer ergreift, so ist doch dies nicht sowohl Kunst als Natur; die subjectiven Regungen des Mitgefühls liegen nicht im Gebiete des objectiven Schönen, welches mit Ueberlegung für Jedermann und für alle Zeiten gültig hingestellt wird. Mit dem Lyrischen zugleich mag nun auch Alles, was an der Poesie nur Sprache ist, beseitigt werden, so viele wahrhaft ästhetische Elemente des Rhythmus, des Wohlklangs, auch darin enthalten sind. Ueberdies wollen wir das Rhetorische oder Didaktische ablösen; sein Wesen besteht darin, Ueberzeugung mitzutheilen, so wie das Lyrische die Empfindung mittheilt. Auf diese Weise haben wir Alles abgesondert, was auf Sympathie kann zurückgeführt werden; es sey nun Sympathie der Ueberzeugung oder Empfindung. Was bleibt nun der Poesie noch übrig? Nur das rein-Objective; das, was der Dichter mittheilen kann ohne Sich mitzutheilen. Aber wir wollen ihn auch nicht zum Landschaftmaler machen; darin kann er dem Pinsel, den er entbehrt, nicht nachkommen. Also nur das rein-Dramatische und Epische bleibt übrig. Auch noch den Unterschied zwischen Beiden lassen wir hinweg; denn die Grund-Elemente des Schönen bleiben die nämlichen, ob nun die Begebenheiten als

*) Psychologie II. §. 110 u. f.

gegenwärtig oder als vergangen dargestellt werden; dieser Unterschied ist nicht viel größer als der zwischen der Bildsäule, die frey hervortritt, die sich als ein Gegenwärtiges betasten läßt, — und dem Bas-Relief, welches sich dem größern Theile nach verbirgt, während es eine Menge von Figuren hinter einander zeigt und noch mehrere errathen läßt. Das Gemeinsame nun des Epischen und Dramatischen sind Charaktere, Handlungen, und Situationen.

77. Sogleich werden hier dem Leser die Tugenden, Pflichten, und Güter einfallen, welche, wie oben erinnert, sich verhalten wie Grund, That, und Erfolg (27.). Und wie man versuchte, durch Reduction derselben auf einander die Sittenlehre entweder als Lehre von Tugend, oder von Pflicht, oder von Gütern darzustellen, so auch hat man bald aus den Charakteren die Handlungen und Situationen ableiten, bald zu gegebener Handlung die vorauszusetzenden Charaktere suchen, endlich für interessante Situationen die Handlung einrichten wollen. Für die Sittenlehre fragt sich: wo soll die erste, ursprüngliche Werth-Bestimmung angebracht werden? Bey den Gütern? bey der Pflicht? bey der Tugend? Für die Aesthetik lautet die analoge Frage: Wo liegt das Schöne? In den Charakteren, oder den Handlungen, oder den Situationen?

Wir wollen noch eine Vergleichung herbeybringen. Der Contrapunct der Musik führt mehrere Stimmen gleichzeitig fort. Jede Stimme hat eine eigenthümliche Bewegung, die, wenn auch nicht gleichförmig, doch so beschaffen seyn muß, daß man sie als fortgehend und zusammenhängend auffassen könne; sonst würde statt einer Stimme nur eine Folge von ausfüllenden Noten zum Vorschein kommen. Während aber jede Stimme ihren eignen Gesang behauptet, treffen sie jeden Augenblick in bestimmter Situation zusammen; das heißt, sie ergeben eine Folge von Consonanzen und Dissonanzen, welche die Regeln der Harmonie herbeyrufen. Nun wird man fragen, wo denn für jede Stimme der eigenthümliche Charakter

bleibe? Denn die Bewegungen lassen sich unter den verschiedenen Stimmen vertauschen; sonst gäbe es keinen doppelten Contrapunct. Allein so wahr dies für die Theorie ist, so hilft uns doch die Praxis den begonnenen Vergleich zu Ende zu bringen. Wer zu Einem Tonstück verschiedene Instrumente wählt, der wird nicht das Waldhorn mit der Geige in den doppelten Contrapunct setzen, ja kaum die Singstimme mit der Geige; welches zwar möglich, doch wirkungslos wäre. Denn zuviel Charakteristisches liegt in dem eignen Klange jedes Instruments, um durchgehends gleiche Bewegung von ihnen zu fordern; und selbst für Singstimmen setzt der doppelte Contrapunct voraus, daß sie nahe von gleicher Güte seyen, und nicht eine der andern sich merklich unterordnen müsse. Dies vorausgesetzt, so kehrt die vorige Frage zurück: wo liegt das Schöne der Musik? Liegt es in dem Charakter jeder Stimme? oder in ihrer Bewegung, das heißt, in ihrer Melodie? oder in den harmonischen Situationen aller Stimmen zusammengenommen?

Hier bewährt sich die vorzügliche ästhetische Deutlichkeit der Musik. Reine, volltönende Stimmen sind ihre erste Voraussetzung; mit schlechten Stimmen kann sie nichts anfangen. Eben so wenig die Poesie mit unreiner, schwankender Charakterzeichnung. Aber die Melodien folgen nicht aus den Stimmen. Gerade so folgen aus den Charakteren keine Handlungen, sondern es müssen Umstände hinzukommen; und in dieser Hinsicht gewinnt die Poesie unendlich durch einen bestimmten historischen Hintergrund, welcher die Sitten und Gewöhnungen angiebt, nach welchen die Charaktere sich zu äußern pflegen. Endlich, alle noch so schöne Melodie hilft nichts, sondern wird unerträglich, wenn sie im Zusammentreffen mit andern, gleichzeitigen Melodien die Harmonie verletzt. So leistet auch die Poesie nichts, weder Episches noch Dramatisches, wenn sie die, wie immer consequenten Handlungen der Charaktere nicht gehörig in einander fügt, so, daß jede Situation für sich einen Werth habe, oder mindestens nicht anstößig werde. Doch bezieht sich dies nicht auf

bloße Uebergänge; auch die Musik hat ihre durchgehenden Noten, welche, da sie außer dem Gebote der Harmonie liegen, sehr gute Dienste leisten, um die einzelnen Stimmen gesondert zu halten. Ueberdies haben beide Künste, Musik und Poesie, ein Hülfsmittel an den Pausen, so daß nicht immer alle Charaktere und Stimmen in Einer Situation zusammen arbeiten, sondern das Quartett mit dem Terzett und Duett wechseln, oder, dramatisch ausgedrückt, daß von den Hauptpersonen bald zwey, bald mehrere auf der Bühne stehn.

Die aufgeworfene Frage aber, wo das Schöne der dramatischen und epischen Poesie liege? ist schon so gut als beantwortet. Es liegt theils in den Charakteren, theils in der Handlung, theils in den Situationen, und der Versuch, eins auf's andre zurückzuführen, ist vergeblich.

78. Indem wir auf die Charaktere insbesondre unser Augenmerk richten, begegnen uns einige nicht unwichtige nähere Bestimmungen.

Erstlich: die Charaktere sind in weit höherem Sinne eines ästhetischen Werths fähig, als jene Stimmen; und es trennt sich hier die Poesie von der Musik. Denn die Charaktere sind Objecte einer sittlichen Schätzung, ganz unabhängig von den Handlungen, die nur als äußere Zeichen hinzukommen, und sich im Verlauf der dargestellten Begebenheit, nachdem die Personen hinreichend bekannt sind, überflüssig verlängern würden, wenn sie als Mittel der Charakterzeichnung zu betrachten wären.

Zweytens: der ästhetische Werth der Charaktere schließt zwar den moralischen in sich, allein er reicht viel weiter. Zuvörderst treffen die praktischen Ideen (27.) den Charakter ursprünglich, und nicht erst so, wie das moralische Urtheil, in Beziehung auf gefaßte, entweder befolgte oder nicht befolgte Vorsätze. Die bloße Unschuld ist weder gut noch böse: aber sie kann im hohen Grade sittlich schön seyn. Das beruht auf dem Unterschiede des ästhetischen und moralischen Urtheils. Ein offenes, unverstelltes Betragen, Züge des Wohlwollens,

gesunde Naturkraft, bereitwillige Auffassung und Beachtung des Rechten und Billigen, dies Alles entspricht ohne Weiteres den praktischen Ideen. Reife der Tugend, erprobtes Pflichtgefühl ist etwas Höheres; es bezeichnet den moralisch ausgebildeten Charakter. Von diesem und jenem wiederum verschieden ist das decorum, woran der dramatischen Poesie eben so sehr als dem im wirklichen Leben hervortretenden Menschen gelegen seyn muß (44. 46.).

Drittens: nur die ernste Poesie hat den Vortheil, daß für sie der Werth der Charaktere eine Hauptquelle des Schönen seyn kann. Hier zeigt sich der Hauptgrund von der Schwierigkeit des Lustspiels; wenn nämlich gefordert wird, es solle den Werth der Charaktere weder negativ noch positiv hervorheben, um nicht ernst zu werden. Eine andre Frage ist, ob die Forderung wohl überlegt ist? Anekdoten können rein belustigend seyn, aber sie mischen sich zufällig ins Gespräch; hingegen ins Schauspiel zu gehn, oder ein Buch zur Hand zu nehmen, ist eine ernsthafte, absichtliche Handlung, und die Anstalten der Bühne, wenn sie nichts als Possen liefern, werden wohl immer etwas von dem Eindruck des gesuchten, weit hergehohlten Witzes an sich tragen. Es dürfte daher besser seyn, der Komödie eine ernste Grundlage zu gestatten, und das Lächerliche nur stellenweise blitzend drein schlagen zu lassen.

Viertens: auch die ernste Poesie macht bey weitem nicht immer Gebrauch von demjenigen Schönen, was in den Charakteren liegt. Sie bedient sich aller moralischen Contraste, so wie aller Mannigfaltigkeit der Verhältnisse im Leben. Doch würde das steinharte Böse, ohne den innern Kampf des zerrissenen Gemüths, für sich allein nicht für sie brauchbar seyn. Auch im Macbeth noch geht das Interesse von den praktischen Ideen aus.

79. Was zweytens die Handlung anlangt: so ist sie als Ganzes ohne Zweifel zu unterscheiden von der Summe einzelner Handlungen der Personen. Niemand würde das im

poetischen Sinne eine Handlung nennen, wenn bloß die Absichten einer einzigen Person, auf dem von ihr vorgezeichneten Wege, ohne Hinderniß, ohne Einmischung weder des Zufalls, noch anderer und theils entgegenwirkender, theils helfender Kräfte, zur Ausführung gelangten. Wer möchte Geduld haben, um sich so geraden Weges zum Ziele geleiten zu lassen? Harmonie zwischen Einsicht und Wille ist schön; dehnt sich aber der Wille in eine Reihe von Handlungen aus, so haftet an diesen Handlungen die Aufmerksamkeit nicht länger, sobald der Zuschauer die Regel des Fortgangs zu kennen glaubt; denn seine Empfänglichkeit für diese Auffassung ist nun größtentheils erschöpft.*) Das Langweilige zu vermeiden ist eine sehr nöthige, aber nur entfernte Bedingung des Schönen.

Natürlich sind nun die Versuche der Künstler, sich durch Ueberraschung zu helfen; wohin ursprünglich auch die sogenannten Trugschlüsse der Musiker gehören. Allein einestheils ist nicht alle Ueberraschung angenehm, vielweniger schön, wenn sie für das Erwartete, was versagt wird, ungenügenden Ersatz giebt; ja das Abschneiden der Erwartung artet leicht aus in Zerreißen des Fadens der Gedanken, und dann ist das Kunstgefühl getödtet. Anderntheils, wenn auch die Ueberraschung auf's glücklichste so gewählt wird, daß sie als das, was man allenfalls hätte erwarten können, mit dem Frühern in Verbindung tritt (wie die Auflösung eines guten Räthsels, von welcher hintennach Jeder gern bekennt, er hätte sie finden sollen): so ist doch der hiemit verbundene Reiz auf's erste Mal des Sehens oder Hörens beschränkt; anstatt daß das Schöne unvergänglich seyn, und auch als solches empfunden werden soll, wenn dessen Auffassung öfter wiederhohlt wird.

Was bleibt denn übrig, (möchte Jemand fragen,) wenn man die Erwartungen weder geradezu befriedigen, noch täuschen soll? Die Antwort ist ziemlich leicht; man soll sie nur

---

*) Psychologie I. §. 94. Das Genauere in der Abhandlung de attentionis mensura.

nicht ganz, sondern dergestalt befriedigen, daß sie sich von neuem spannen müsse. So löset der Musiker seine Dissonanzen nicht alle, und nicht durch vollkommene Schlüsse, bis am Ende. Allein das Genauere der Antwort ist dies: die einzelnen Handlungen bestimmter Personen sollen aus ihrem Charakter fließen, und in so fern nicht unerwartet seyn; ihr Zusammentreffen aber muß in Schwierigkeiten verwickeln, die ein mannigfaltiges, unbestimmtes Erwarten aufregen; die Umstände müssen hinzukommen, damit die Begebenheit nicht gerade wider die Erwartung, (weit eher noch wider den Wunsch, wie im Trauerspiel,) sondern dergestalt gelenkt werde, daß die im Einzelnen getäuschte Erwartung sich dennoch im Ganzen befriedigt finde.

Aber die Hauptfrage bleibt immer noch: worin liegt nun das Schöne der Handlung? Und diese Frage ist desto bedeutender, wenn man sich erinnert, daß bey weitem nicht immer, und nicht ganz, die Charaktere die Fundgrube für's Schöne seyn können.

Zuerst gehört hieher die Vorbemerkung, daß Raum und Zeit nicht zwey wesentlich verschiedene Formen unseres Vorstellens, sondern zusammengehörige, auf einerley Basis beruhende, oft in einander übergehende, — ganz besonders aber, daß sie nicht (wofür sie ausgegeben wurden) eigenthümliche Formen *nur* des Sinnlichen, sondern Formen der Verschmelzung unserer Vorstellungen überhaupt sind, und als solche vielfach wiederkehren, auch wo man sie gar nicht sucht.

So geschieht's denn oft, daß am Ende eines Zeitverlaufs uns die Reihe der Begebenheiten in der Form eines *Zeitraums* erscheint; ein Wort, welches den Philosophen schon längst hätte Stoff zum Denken geben können. Dadurch aber verwandelt sich die Begebenheit selbst in ein Räumliches; sie nimmt Gestalt an, und *diese Gestalt ist schön oder häßlich*.

Rückwärts: jede Gestalt wird successiv durchlaufen; sie spannt Erwartungen, und befriedigt sie; eben darum, weil

ihre Züge nicht gerade fortlaufen, wohl aber auf irgend eine Weise zusammengefaßt werden.

So ist denn zwischen Zeichnung, oder, wenn man will, Plastik einerseits, und der Handlung, ja der ganzen Bewegung und Aufregung eines Schauspiels andrerseits, eine wesentliche Analogie vorhanden, welcher man nachgehn mag, um das Schöne in dem einen und dem andern zugleich zu ergründen; denn jedes erläutert das Andre, und sie stehen beide auf gleichem Boden. *)

80. Mit den Situationen verhält sich's in der dramatischen Kunst ungefähr wie mit den Gütern im sittlichen Leben. Sind Tugend und Pflicht erst in Sicherheit, alsdann wäre es thöricht, innerhalb der gezogenen Gränzen den Genuß der Güter zu verschmähen. Eben so benutzt der Dichter mit Recht die Situationen, nachdem die Charaktere veststehn, und für die Handlung als für eine richtige und schöne Zeichnung gesorgt ist, obgleich er nicht füglich Charaktere und Handlung darauf einrichten kann, interessante Situationen zu erreichen. Er verschmäht nicht die Rührung, oder überhaupt die Gemüthsbewegung, die etwa darum aus ihnen entsteht, weil der Zuschauer schon Parthey genommen hat für und wider die Charaktere, und deshalb sein Mitgefühl einigen widmet, andern aber entzieht. Zwar das Gefühl ist nicht das ästhetische Urtheil, und das Rührende ist nicht das Schöne. Aber der Zuschauer soll auch nicht bloßer Kritiker seyn. Er ist ein ganzer, ungetheilter Mensch, dem die Kritik sein richtiges Gefühl nicht misgönnen und verleiden darf. Darüber würde das Lyrische der Poesie und Musik seinen wahren Kern verlieren, welcher eben in der Mittheilung der Empfindung besteht, obgleich weder Poesie noch Musik bloße Lyrik ist.

In der Benutzung der Situationen zeigt sich recht eigentlich das praktische Talent des Dichters. Läßt er sie zu schnell

*) Psychologie II. §. 114.

vorübereilen und auf einander folgen, so erkennt man nichts deutlich, nicht einmal die Contraste der Charaktere; daher alsdann sogar die wesentlichsten ästhetischen Elemente entweder im Dunkeln bleiben, oder, was nicht viel besser ist, nur durch allgemeine Begriffe gedacht werden, so daß man ein Skelett statt des Lebendigen erblickt. Die klassischen Werke dramatischer und epischer Kunst entwickeln langsam eine Situation aus der andern; jede gleicht einer Bildsäule, und das Ganze einer mimischen Darstellung, welche in beständiger Verwandlung ein Bild aus dem andern entstehen läßt. Auch der Eindruck einer Reise in einer schönen Gegend kann damit verglichen werden, weil hier eine schöne Landschaft sich allmählig in die andre verwandelt.*)

---

*) Zur Vervollständigung dieses Capitels, und zu mancher Vergleichung, die nicht ohne Interesse seyn dürfte, kann Griepenkerls Aesthetik benutzt werden. Die Empfehlung des Buchs ist desto unbefangener, da gerade die Seite desselben, wodurch Hr. Professor Gr. sich dem Verfasser hat anschließen wollen, wenig Uebereinstimmung zeigen wird. Aber das Buch hat eine andere, sehr schätzbare, doch selten recht gewürdigte, Eigenschaft — Reinheit von falschem Glanze.

Zehntes Capitel.

Von der gelehrten Kunst.

81. Der praktische Mensch ist zwar in der Regel eben so wenig Gelehrter als Künstler, und seine Empfänglichkeit neigt sich noch weniger zur Gelehrsamkeit hin, als zur Kunst. Der Gelehrte steht ihm gegenüber als eine Person, welche Respect fordert, ohne denselben eigentlich erzwingen zu können, wenn man (wie sich's wohl trifft) etwa Lust hätte ihn zu versagen. Aber im Laufe des Lebens fehlt doch das Wissen bald hier bald dort; und Unwissenheit streift oft so nahe vorbey an Ungeschick, daß die Gelehrsamkeit wenigstens unter den nützlichen Dingen einen Platz wieder gewinnt. Die nächste Folge ist, daß man den Gelehrten wie ein lebendiges Lexicon gebrauchen will, und ungehalten wird, wenn man erfährt, er habe selbst allerley Lexica unter seinem Büchervorrath.

Hiemit wird schon erklärt seyn, was der Ausdruck: gelehrte Kunst, sagen soll. Zwar ist nicht unsre Meinung, das im Gedächtniß bereit liegende Wissen als etwas minder Achtungswerthes zu bezeichnen; im Gegentheil, es wäre ohne Zweifel höchst erwünscht, wenn man streng behaupten könnte: tantum scimus, quantum memoria tenemus. Da jedoch die Wissenschaften stets wachsen, ohne daß die Köpfe größer werden, so hat man nicht Alles im Kopfe, sondern manches nur im Hause; und es wird zur Kunst, den gelehrten Vorrath so zu kennen, daß er sich nach Belieben finden lasse, ohne im Wege zu liegen.

Im Grunde ist das Uebel, nicht Alles im Gedächtniß zu tragen, so sehr groß nicht, da man doch einmal nicht Alles in Gedanken oder im Bewußtseyn halten kann.*)

82. Es liegt aber in dem Ausdruck gelehrte Kunst noch etwas Mehr. Die Analogie mit schöner Kunst entdeckt das sogleich. Nicht eigentlich die Kunst selbst ist schön, sondern sie bringt das Schöne zur Anschauung. Dem gemäß wird auch eine Kunst gesucht, die Gelehrsamkeit für den Empfänglichen, für den Liebhaber, zum Nutzen, zur Erhohlung, zur angemessenen Beschäfftigung bereit zu stellen. Unzählige Schreibfedern wetteifern hierin; und die Waare wird zu wohlfeil, als daß dem Streben, wodurch allein sie zugeeignet werden kann, die rechte Spannung bliebe. Ueberlegen wir jedoch die Motive, welche im Stande sind, auch dem Geschäfftsmann das Interesse für Gelehrsamkeit lebendig zu erhalten, und gestehen wir was wahr ist!

Würden aus dem geselligen Verkehr die Zeitungen hinweggenommen, so möchte das Gespräch sich bald in sehr engen Kreisen der nächsten Angelegenheiten drehen. Der Geschäfftsmann würde nun aus dem weiten Gebiete der Gelehrsamkeit nur dasjenige sich aneignen, was eben zu seiner Arbeit behülflich seyn mag; und von seinem Standpuncte betrachtet, zerfiele die Gelehrsamkeit in viele, größere oder kleinere, nützliche Bruchstücke. Aber alle Welttheile sind in Berührung getreten; der Deutsche besonders nimmt von Allem Kunde. Geographie ist demnach von allen Wissenschaften die erste, die seinen Gesichtskreis erweitert.

Ihr folgt Geschichte. Der Erweiterung im Raume folgt die Frage, wie das Jetzige geworden ist, und aus welcher Vergangenheit man versuchen könne, die Zukunft zu errathen.

Von der Geographie ausgehend, gewinnt auch die Naturkunde einen ganz andern Umfang, als den sie des bloßen Nutzens wegen erreicht hätte.

*) Psychologie I. §. 47.

Etwas entfernter steht die Literatur. Ohne einige ästhetische Liebhaberey möchte sie sich dem Geschäfftsmanne nicht so leicht empfehlen.

Latein wird von einem alten Vorurtheil, mindestens einer alten Sitte, mehr als durch irgend ein andres Motiv, für die Jugend auch da, wo kein Universitäts-Studium folgen soll, im Gange erhalten; in spätern Jahren allermeist vergessen und nicht entbehrt.

Das Griechische bleibt dem Gelehrten, und gilt anderwärts für eine Plage. Mathematik wird die folgende Generation besser kennen, als die heutige.

83. Zur Vergleichung setzen wir die Hauptklassen des Interesse her.*)

Interesse

der Erkenntniß:	der Theilnahme:
empirisches,	an Einzelnen,
speculatives,	an dem Wohl der Gesellschaft.
ästhetisches.	Religiöse Theilnahme an der allgemeinen Abhängigkeit.

Könnte die Erziehung es erreichen, diese verschiedenen Klassen des Interesse, wie es eigentlich geschehen soll, bey der Jugend gleichmäßig auszubilden: so würde man nicht nöthig haben, für die Erwachsenen die Motive zu gelehrten Beschäfftigungen von der Zeitung herzuhohlen. Denn die vorerwähnten Interessen sind sämmtlich unmittelbar, und sie schließen zusammen eine solche Energie des Lebens in sich, daß nach stärkern Antrieben zu suchen thöricht wäre.

Die gelehrte Kunst sollte eigentlich nur darin bestehn, sämmtlichen vorbenannten Interessen die Schätze des Wissens auf's angemessenste bereit zu stellen. Und worin sonst haben denn große Schriftsteller sie gesucht? Der literarische Ehrgeiz hat kein andres, würdiges Ziel.

*) Pädagogik, im dritten Kapitel des zweyten Buchs.

Es heißt nun zwar der Erziehung zuviel zumuthen, daß sie in Jedem, unabhängig von Naturanlagen, diese Interessen alle erwecken, vollends auf die Wege der gelehrten Befriedigung leiten solle. Die Erziehung einzelner Menschen ist niemals unabhängig; jedes Individuum steht mit seinen Eigenheiten und mit seiner Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, die man nur verspäten, nicht für immer vermeiden kann, dem Erzieher als eine Naturgewalt gegenüber, die er vergebens bestreitet. Aber eben weil die Naturen verschieden sind, läßt sich Anderes bey Anderen erreichen, und die Gesammtwirkung der Erziehung muß immer die Gesammtheit jener Interessen bleiben.

84. Schon oft haben wir uns veranlaßt gefunden, auf die psychologische Lehre von den verschiedenen, entweder zugleich oder abwechselnd wirksamen, Vorstellungsmassen zurückzugehn. Man könnte glauben, die eben vorgelegte Unterscheidung der Hauptklassen des Interesse weise eben dahin. Allein das würde ein nachtheiliger Irrthum seyn, welcher muß entfernt werden. Keinesweges beschränkt sich eine bestimmte Vorstellungsmasse auf eine besondere Klasse des Interesse, sondern jede solche Masse kann mehrfach interessiren; und es gehört beym praktischen Menschen zu den sehr fehlerhaften Einseitigkeiten, wenn sein Interesse nicht vollständig der Natur des Gegenstandes entspricht. Denn die Erweiterung seines Gesichtskreises über die, für sein Geschäfft gerade nöthigen, Kenntnisse hinaus, welchen Zweck kann sie haben? Keinen andern als den, die Energie seines geistigen Lebens zu vermehren. Wir müssen dies mehr entwickeln.

1) Was die nöthigen Geschäfftskenntnisse anlangt: so stehn sie, da sie bloß als Mittel zur Geschäfftsführung betrachtet werden, unter dem Gesetz aller Mittel: Je einfacher, desto besser. Mit Wenigem Viel auszurichten, ist löblich. Mit unnützem Wissen den Kopf zu beladen, ist gar nicht rathsam für die Praxis. Aber

2) Ganz anders verhält sich's mit solchem Wissen, welches unmittelbar interessirt. Dies ist nicht Last, sondern Kraft; denn vom Interesse des Menschen geht seine Thätigkeit aus; und paßt diese Thätigkeit für ihn nicht ins Geschäfft, so paßt sie in die Erhohlung, wodurch die Kraft vermehrt wird; während schlechte Arten der Abspannung, wie Derjenige oft sucht, der keine würdige Erhohlung kennt, die Kraft erschöpfen.

3) Dies ist besonders wichtig bey einem Leben voll von Glückswechseln, denen sich jeder Sterbliche ausgesetzt sieht. Wer viel gelernt hat, das ihn unmittelbar interessirt, der findet geistigen Ersatz bey geistigem Leiden; während einseitige Gelehrsamkeit, wofür der Markt nicht gerade bequem ist, ihren Besitzer drückt.

4) Der Werth des Wissens steigt, wenn dessen unmittelbares Interesse wächst: er fällt, wenn dasselbe beschränkt wird; und fällt um so mehr, wenn dies Wissen in dem Gedränge der verschiedenen Vorstellungen dem Nöthigeren den Platz im Bewußtseyn und die Zeit im Gebrauche streitig macht.

5) Das unmittelbare Interesse vermag nicht bloß intensiv stärker zu werden, sondern oft kann es auch der Art nach mannigfaltig seyn. Da dieses der Punct ist, von dem wir ausgingen, so wollen wir um so mehr ein ausgezeichnetes Beyspiel aufstellen. Das Studium der Geschichte interessirt erstlich empirisch, durch bloße Mannigfaltigkeit und Abwechselung. Pragmatische Geschichtsforschung interessirt zweytens speculativ, durch Nachweisung des Nothwendigen im Zusammenhange der Begebenheiten. Dichtern und Künstlern ist drittens die Geschichte eine Fundgrube ästhetischer Verhältnisse; eben diese nutzt jeder tüchtige Geschichtschreiber zur anziehenden Darstellung. Aber das Anziehende liegt viertens noch mehr in der Sympathie mit Leiden und Freuden der historischen Personen. Auch dieses wird fünftens noch überboten

durch das gesellschaftliche Interesse, welches die Schicksale ganzer Nationen und Staaten einflößen. Und endlich sechstens hat wohl noch nie ein tüchtiger Geschichtskenner gelebt, der nicht vielfach aus dem irdischen Gedränge nach Oben geblickt hätte, getrieben von der Sehnsucht nach Trost und Hoffnung.

Allen sechs Klassen des Interesse also gehört die Geschichte an. Und in jeder Vorstellungsmasse, die auch nur Eine irgend bedeutende historische Partie umfaßt, muß dieses sechsfache Interesse lebendig seyn. Sonst fehlt etwas an der Art der Auffassung.

85. Umgekehrt vermag Einerley Interesse sehr viele und verschiedene Vorstellungsmassen zu durchlaufen und in Verbindung zu setzen. Dies zeigt jede weitläuftige gelehrte Nachforschung. So knüpft sich das philologische Studium an das historische; so wird Grammatik und Metrik studirt, weil man gewisse Auctoren lesen will. Und wiederum: wenn Jemand sich unmittelbar für Metrik interessirt, so studirt er ihrentwegen die Schriftsteller, welche ihm verschiedene oder ähnliche Versmaaße darbieten.

Die Zeitungen beleben vorzugsweise die Unterhaltung; und für die Unterhaltung ist das ganze Conversations-Lexicon geschrieben worden. Niemand wird ein tieferes speculatives, ästhetisches, religiöses Interesse dahinter suchen. Das Wesentliche in dem bändereichen, vielgebrauchten Werke ist das empirische und nebenbey das sympathetische und gesellschaftliche Interesse.

Für den praktischen Menschen ist es, in Beziehung auf den für ihn wünschenswerthen Antheil an der Gelehrsamkeit, äußerst wichtig, daß er sich über diese Verknüpfung des Wissens mit seinem wahren, unmittelbaren Interesse so genau als möglich Rechenschaft gebe. Sonst verirrt er sich auf den weiten Feldern des Wissens, und verdirbt sich nicht bloß Zeit, sondern auch, was mehr ist, Lust und Kraft.

86. Nach der alten Lehre von den Seelenvermögen würde man vermuthen müssen, daß dieselben, durch irgend ein bestimmtes Interesse einmal in Thätigkeit gesetzt, nicht eher ruhen könnten, als bis sie alle Gegenstände des Wissens von der Seite eben des nämlichen Interesse ergriffen hätten. Oder mindestens, daß jeder demselben dargebotene Gegenstand, welcher dazu geeignet wäre, auch als passende Nahrung dafür würde angenommen, angeeignet, verarbeitet werden. Also das empirische Interesse, welches einmal Botanik gekostet hätte, würde nun auch die alten Sprachen schmackhaft finden; den Bildhauer würde sein ästhetisches Interesse zur Musik, desgleichen den Mathematiker würde sein speculatives Interesse zur Metaphysik, den Metaphysiker zur Mathematik führen. Das ist aber gerade so sehr wider die wahre Psychologie, als wider die Erfahrung. Nur in bestimmten Vorstellungsmassen erzeugen sich die ihnen angemessenen Interessen; und in ihnen auch liegt die Kraft, womit die zu ihnen passenden Kenntnisse und Beschäfftigungen gesucht werden. Den Sprachkenner interessiren Sprachen; den Botaniker interessirt Geographie, sofern sie mit der Pflanzenkunde zusammenhängt. Die Verknüpfungen der Gegenstände sind es, denen das Interesse nachgeht, um zu jedem einmal mit Eifer ergriffenen Studium die Hülfswissenschaften zu suchen. So mag der Bildhauer wohl Anatomie studiren, nämlich als Mittel zu seinem Zwecke; aber höchst zufällig ist's, wenn das zwiefache ästhetische Interesse für Plastik und für Musik sich in Einer Person beysammen findet. Der allgemeine Begriff des ästhetischen Interesse vermag hier eben so wenig, als das eingebildete Seelenvermögen, genannt Geschmack, oder ästhetische Urtheilskraft, eine wirkliche Kraft in der menschlichen Seele ist. Irrthümer dieser Art würden dem praktischen Menschen sogleich schädlich werden, wenn er sich ihrer Leitung auch nur im geringsten überließe; und wirklich sind sie schädlich genug gewesen.

87. Die Verknüpfungen dessen, was unmittelbar interessirt, mit vielem Andern, was als Hülfsmittel in Bezug auf jenes ein mittelbares Interesse hat, durchkreuzen sich auf's mannigfaltigste, wenn man alle Liebhabereyen mit in Betracht ziehn will, wodurch Jemand sich an Gegenstände hängt, welche für die große Mehrzahl gleichgültig scheinen. Denn kaum wird man irgend einen möglichen Gegenstand des menschlichen Wissens nennen können, der nicht hie und da seinen Liebhaber fände, das heißt, einen Solchen, welcher für ihn sich unmittelbar interessirt.

Die gelehrte Kunst kann daher höchst mannigfaltig seyn, indem ihre Darstellungsweise sich dem verschiedenen Zuge der Interessen dienstbar beweiset, und in einem Falle als Hauptgegenstand hervortreten läßt, was in tausend andern Fällen als unbedeutende Nebensache tief in den Hintergrund treten muß. Aber im Allgemeinen wird sie desto mehr Dank verdienen, je mehr sie, von seltenen und zufälligen Liebhabereyen sich entfernend und alles zudringlichen Anpreisens des in der Regel Gleichgültigen sich enthaltend, jedes Einzelne an seinen Ort dergestalt hinsetzt, daß, wer es sucht, es leicht finden und gebrauchen könne. Dabey versteht sich von selbst, daß für den eigentlichen Gelehrten nichts von dem, was sich auf sein Fach bezieht, geringfügig genug sey, um ganz weggeworfen zu werden.

Es kann nicht fehlen, daß in diesem Bemühen, für Jedes den rechten Ort zu bestimmen, wo man es suchen und finden könne, sich die logischen Gattungsbegriffe als Richtschnuren gelten machen. Der Vorrath soll geordnet werden; die Anordnung geschieht nach den Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten. So entstehen aber Verknüpfungen, die vom natürlichen Zuge der Interessen weit abweichen. So kommt zum Beyspiel die Plastik nicht in Verbindung mit der Anatomie; sondern in der Aesthetik, welche von aller schönen Kunst zu handeln verspricht, begegnen Musik und Plastik einander als Nachbarinnen, so unwahrscheinlich es auch ist, daß der Tonkünstler zugleich Bildhauer seyn werde, und umgekehrt. Wer

nun Bücher studirt, oder Vorträge anhört, bey dem rechnet man auf gelehrten Fleiß, welcher den natürlichen Trieb des Interesse wohl ersetzen werde. Aber hiemit entfernt man sich aus der Sphäre des praktischen Menschen; und eben deswegen stehn ihm Bücher und Gelehrte als etwas Fremdes gegenüber.

88. Nicht ganz selten jedoch findet man auch bey dem praktischen Menschen eine solche Offenheit des Blicks, und eine so bewegliche Aufmerksamkelt, daß, indem die Gelehrsamkeit ihm als ein Ganzes vorschwebt, er nichts Einzelnes herausnehmen, nichts von seinem Interesse ausschließen mag, sondern Alles zu umspannen wünscht. Die nächste Folge ist, daß ihn die Umrisse der Wissenschaften beschäfftigen; ein Anfang des speculativen Interesse, während das empirische sich mit den Einzelnheiten begnügt.

Der nämlichen Offenheit des Blicks und des Aufmerkens liegt aber auch die Natur einladend vor Augen; und hiemit der Gegensatz zwischen unserm Wissen und Nicht-Wissen, sammt den mancherley Wegen, auf welchen die Bemühungen fortschreiten, um unser Wissen zu erweitern. Die Umrisse der Wissenschaften erscheinen demnach nicht durchgehends als vest bestimmt, sondern als veränderlich im Laufe der Zeit durch die gelehrten Arbeiten. Dies gilt besonders den heutigen Naturwissenschaften, welche Beobachtung auf Beobachtung, Entdeckung auf Entdeckung häufen; mit dem rühmlichsten Fleiße, dem es recht angenehm ist, daß die Natur sich niemals will erschöpfen lassen, sondern ihm für eine Arbeit, die er geendigt hatte, immer zehn neue Aufgaben stellt.

Hier aber erhebt die Metaphysik ihre Stimme. Sie erklärt Alles, was Erfahrung darbietet und zu entdecken gestattet, für bloße Erscheinung.

Die Naturforscher pflegen nicht zu widersprechen, wohl aber sich auf bloße Erscheinung zu beschränken, und dem praktischen Menschen einzuprägen, man bedürfe zum Behuf der nützlichen Künste nichts weiter. Ob sie auch Arzneykunst und Erziehungskunst und Staatskunst zu den nützlichen

Künsten rechnen? das muß man nach solcher Erklärung billig bezweifeln. Denn diese Künste wenigstens, die sich mit dem Lebenden beschäfftigen, möchten wohl alle Ursache haben, sich mit bloßer Erscheinung des Lebens nicht zu begnügen.

Offenbar ist es den rüstigen Erweiterern der menschlichen Kenntnisse, die sich zu den gefährlichsten Experimenten und Reisen willig hergeben, mit der freywilligen Beschränkung auf bloße Erscheinung eben so wenig Ernst, als die Fürsorge für das Gedeihen der bloß nützlichen Künste die wahre Triebfeder ihrer Arbeiten ausmacht. Die etwas düstere Geschichte der Metaphysik ist's, was sie schreckt; und sie haben vor der Zeit den Muth verloren, weil sie mit metaphysischen Problemen nicht umzugehn wissen.

Dieser üble Umstand aber dürfte bis jetzt noch auf die gesammte gelehrte Kunst einen beschränkenden Einfluß ausüben.

Elftes Capitel.

Von der Staatskunst.

89. Wir können uns hier weit kürzer fassen, als die Wichtigkeit des Gegenstandes mag erwarten lassen; da es nur darauf ankommt, zwey sehr verschiedene, anderwärts geführte Untersuchungen in die gehörige Verbindung zu setzen. Selbst dazu ist schon (im sechsten Capitel) die Vorbereitung gemacht, so wie hinwiederum das Nächstfolgende dem Späteren vorarbeiten wird.

Wo auf Einem Boden menschliche Kräfte und Interessen wider einander wirken, da findet sich allemal und nothwendig der vierfache Unterschied der Dienenden, Freyen, der Angesehenen, und Herrschenden, in dem oben angegebenen Sinne (50.), sobald die Menschen unter einander ins Gleichgewicht ihres gegenseitigen Wirkens getreten sind.*) Aber die Menschen wirken nicht bloß wider einander, sondern durch Sprache, Umgang, Sitte, Gewöhnung, verschmelzen sie reihenförmig mit einander; indem Jeder seine Bekannten hat, diese wiederum ihre Bekannten, die letztern abermals die ihrigen haben, und so fort. Jede solche Reihe, und jedes Gewebe von Reihen hat eine eigenthümliche Reizbarkeit **), welche der besonnene Staatsmann wohl kennt, und womit unnöthige und gefährliche Experimente zu machen er sich wohl hütet.

*) Psychologie, in der Einleitung zum zweyten Bande, wo von der Statik und Mechanik des Staats gesprochen wird.

**) Ebendaselbst.

Dieses erhält nähere Bestimmungen zunächst durch die Gesellschaften, welche auf dem gegebenen Boden der Staat nicht stiftet, sondern vorfindet, oder sich fortwährend neu erzeugen sieht, alsdann aber anerkennt und bekräftigt. Dahin gehören zu allererst die Ehen und die Kirchen (39.). Durch die Wohlthat des Christenthums werden diese beiden Arten der Gesellschaft auch den Dienenden zu Theil, welche an sich vereinzelt stehn würden, gerade so, wie Vorstellungen unter der Schwelle des Bewußtseyns.*) Man denke an die Sklaven der Alten. Es darf hier nicht vergessen werden, daß die Kirchen sich nicht auf die Gränzen eines Staats beschränken, so wenig als einerley Kirche dieselben ganz auszufüllen pflegt.

Eine andre, von jenen weit verschiedene, aber gleichfalls nicht von Einem innerhalb des Staats gelegenen Puncte aus gestiftete, sondern theilweise und allmählig entstandene Gesellschaft ist die Rechtsgesellschaft in so fern, als sie die Vertheilung der Güter betrifft. In der Regel nämlich ist jeder Eigenthümer als solcher anerkannt von seinen Nachbarn, mögen nun diese in einem engern, mehr geschlossenen Kreise, einer Stadt, einem Dorfe, beysammen wohnen, oder mag in einer nicht genau begränzten Gegend der Eigenthümer und sein Gut bekannt seyn.

So kann es noch mehrere Gesellschaften auf Einem Boden geben. Die Seele einer jeden ist der gemeinsame Wille, der ihren Zweck veststezt. Der Begriff des Gemeinwillens erfordert, daß kein Einzelner allein den Zweck wollen könnte, sondern die Möglichkeit seines, auf diesen Zweck gerichteten, Privatwillens als bedingt ansehn muß durch den Verein. Wie wenn Mehrere zu einer Seereise auf Einem Schiffe verbunden sind, welches keiner allein zu lenken sich auch nur einfallen lassen könnte.

Aus einem solchen Gemeinwillen folgen die Formen von selbst. Es ist ungereimt, die Form einer Gesellschaft als willkührlich anzusehn; denn wer den Zweck

*) Psychologie I. §. 57.

will, der will auch die sichersten und bequemsten Mittel, sofern dieselben übrigens tadelfrey sind.

Ferner beruht das Recht innerhalb einer jeden Gesellschaft auf der Uebereinkunft eines Jeden mit Allen, ohne daß darum der Vertrag als willkührlich anzusehn wäre. Die Kirche ist Bedürfniß; Streit wegen der Güter soll nicht seyn, u. s. f.

90. Für die gesammte Geselligkeit auf einem gegebenen Boden giebt es nun zwar eine wichtige, wenn auch in einzelnen Puncten mangelhafte, Bürgschaft durch die in jedem bestimmten Zeitpuncte abgelaufene Geschichte. Denn damit hängen Sitten, und besonders Erinnerungen zusammen, die sich weder schaffen noch umschaffen lassen, und die weit stärker wirken, als ein wörtlicher Vertrag zu wirken pflegt. Allein bey der großen Veränderlichkeit der Menschen bedarf dennoch jede Gesellschaft, so wie jeder Einzelne, eines Schutzes durch Macht.

Nun kann auf Einem Boden nur Eine Macht sich thätig äußern. Mehrere würden sich stören, anfeinden, mindestens einander das Vertrauen schmälern.

Der Herrschende, welcher nicht fehlen wird, wenn das Gleichgewicht der Kräfte eingetreten war, muß also von allen Seiten des Schutzes wegen angerufen werden.

Hiemit besteht der Staat, dessen Zweck durch die mancherley geselligen Kreise, die er vorfindet, gegeben ist; obgleich wegen der Frage: ob alle diese Gesellungen zugleich geschützt werden können? ob sie sich in Ein System verbinden lassen? noch manche Modificationen nöthig werden mögen.

91. Um nun die Gefahr leerer Abstractionen zu beseitigen: denke man in den Staat die gesammten nützlichen, schönen und gelehrten Künste hinein, mit allem Verkehr, den sie in Bewegung setzen. So wird sich finden, daß im Kreise der Freyen die Wurzeln der Geselligkeit liegen, an welcher die Dienenden nur in so fern, als es ihnen erlaubt wird, — das

heißt meistens, in so fern man sie zur Arbeit brauchbar findet, einen Antheil bekommen. Die Angesehenen dagegen haben ursprünglich am wenigsten geselligen Geist. Das Ansehn isolirt die Person; denn sie gilt schon etwas für sich allein, sie braucht sich nicht anzuschließen. Zwischen einem Angesehenen und dem andern spannt sich eine Feder; denn jeder behauptet dem Andern gegenüber seinen Platz. Daher unter Gebildeten die sorgfältige Beobachtung der Höflichkeit, welche den Verdacht abwenden soll, man könnte einander zu nahe treten. Daher die mancherley sichtbaren Abstufungen des Ranges, wodurch der Grad des zugestandenen Ansehns abgemessen wird. Derjenigen Geselligkeit aber, welche unter den Freyen vorhanden ist, streben die Angesehenen eine Form zu geben, die ihnen vortheilhaft ist, welches ihnen nach Verschiedenheit der Umstände mehr oder weniger gelingt.

Weit weniger Willkühr bleibt dem Herrscher. Er fügt nothwendig zu den vorhandenen Formen der Gesellschaft eine neue hinzu; denn ihn zunächst trifft die Gefahr des Angriffs äußerer Feinde; besonders jetzt, da zu den üblichen Künsten und Kniffen des Angriffs auch diejenige gerechnet wird, den Unterthanen zu erklären, man führe den Krieg nicht gegen sie, sondern nur gegen den Herrn; welchen sie nur zu wechseln brauchten, um glücklicher zu seyn als zuvor. Die nothwendige Wachsamkeit des Herrn treibt ihn demnach, dem Ganzen der Gesellschaft soviel Kriegsmacht abzugewinnen als nur möglich, oder wenigstens als irgend zweckmäßig erscheint.

Außerdem ist eine natürliche Spannung vorhanden zwischen dem Herrn und den Angesehensten neben ihm, die nur dann unmerklich werden kann, wenn er sich durch jede Art des Uebergewichts vor ihnen sicher weiß. Im Gegenfalle sind die freyen Bürger seine natürlichen Bundesgenossen. Der Wirkung dieses Verhältnisses aber können die Angesehenen sich sehr leicht entziehen, wenn sie, deren Bewegung überhaupt die ungebundenste ist, sich als Wächter aller Rangstufen, mithin auch als Stützen des Throns, darstellen.

92. Von den Umständen, welche das Gesagte bis zur Unkenntlichkeit abändern können (wie wenn der Herrscher fällt, und die Angesehenen seinen Platz nicht wieder besetzen wollen; oder wenn Colonien aus schon gebildeten Ländern an Gesetzen und Sitten hinreichende Stützen der Ordnung zu besitzen glauben; oder wenn der Boden so weiten Raum darbietet, daß die Reibung der Menschen nicht heftig werden kann; oder endlich wenn ein starkes gemeinsames Interesse, etwa des Handels, oder äußerer Gefahr, die Verbindung weit mächtiger werden läßt, als die Reibung): von allen solchen Umständen ist hier nicht der Ort zu reden. Dagegen muß bemerkt werden, daß, wie vollständig auch die natürliche Gestaltung des Staats verwirklicht und erhalten seyn mag, sie doch niemals das reine Resultat der eben jetzt lebendigen Kräfte seyn kann, sondern allemal ein Residuum früheren Erwerbs, früheren Ansehns, früherer Meinungen, Sitten und Formen mit in sich schließt. Das Alte macht sich zugleich ehrwürdig und unentbehrlich, und bevor es den dringendsten Verbesserungen im Einzelnen unterworfen wird, hat schon Anderes, das einst neu hieß, den Rost der Jahre erlangt; so daß niemals die Zeit kommt, wo das Ganze des Staats neu wäre, und den gegenwärtigen Antrieben vollkommen entspräche.

Hier wird Jedem einfallen, daß nicht immer die nächste Vergangenheit zur Stütze der Gegenwart taugt, sondern daß es auch Perioden der Erschütterung giebt, welche den Staat aus den Fugen bringen, und ihn in eine Lage setzen, worin er nicht bleiben kann.

93. Dem gemäß zerfällt die Staatskunst in die wiederherstellende, erhaltende, und verbessernde.

Die wiederherstellende erfordert einen richtigen Blick für dasjenige Gleichgewicht, worin die Kräfte werden Ruhe finden können. Ihre erste Bedingung ist, daß die Gegenwirkung der Menschen unter einander in die Gränzen des Unvermeidlichen zurücktrete; daß die aufgeregten Gemüther sich besänftigen, indem die Bestrebungen auf die wahren Bedürfnisse zu-

rückgewiesen und diese befriedigt werden. Alsdann folgt die zweyte Bedingung, alle Verbindungen dergestalt enger zu knüpfen, daß daraus keine überwiegenden neuen Spaltungen hervorgehn. Endlich muß einzelnen Unruhstiftern Einhalt gethan werden.

Dabey entsteht allemal die Frage, was, und wieviel wiederhergestellt werden könne. Hat das System der Kräfte in der Gesellschaft sich gegen eine frühere Zeit wesentlich verändert; ist das Verhältniß der Dienenden, der Freyen, und der Angesehenen nicht mehr das nämliche wie in einer frühern Zeit: so hilft kein eigensinniges Zurückrufen der alten Formen. Und selbst das oft gebrauchte Mittel, dem Gemeingeiste neue Gegenstände zu zeigen, um ihm neue Richtungen abzugewinnen, (etwa durch auswärtige Kriege,) ist nur ein Palliativmittel. Daß ein Staat, wie der alte römische, oder auch Frankreich unter Napoleon, vermöge beständiger Gefahren und Siege eine künstliche Dauer erlangt, ist Täuschung über die inneren Gebrechen.

Bevor von der erhaltenden und verbessernden Staatskunst gesprochen wird, muß an die praktischen Ideen erinnert werden.

94. Bekanntlich pflegt auf die Idee des Rechts allein, oder doch vorzugsweise, die Staatslehre gegründet zu werden; ein großer Fehler für Theorie und Praxis zugleich. Denn erstlich ist das Grundverhältniß zwischen Dienenden, Freyen, Angesehenen und Herrschenden, sammt den Bewegungen und Verbindungen des Verkehrs, überall gar kein Ausfluß irgend einer Idee, sondern das Werk einer psychologisch zu erörternden Nothwendigkeit. Zweytens haben zwar allerdings die praktischen Ideen, in so weit sie in den Gemüthern lebendig werden, ebenfalls eine sehr große Gewalt in der wirklichen Welt; aber einestheils ist diese wirkliche Macht nach dem Zeitgeiste veränderlich, (nicht weil die Ideen, sondern weil die Menschen sich ändern,) anderntheils gewinnt nicht bloß die Rechts-Idee eine Gewalt, sondern alle Ideen werden bey

wachsender Bildung mächtiger. Das Christenthum hat der Idee des Wohlwollens großen Einfluß geschafft; die Idee der Vollkommenheit macht sich Bahn durch Kriegsruhm und durch die Künste; die Idee der innern Freyheit regt sich mit der Vaterlandsliebe, und verräth sich durch alle die lobenden und tadelnden Zeugnisse, welche eine Nation sich selbst giebt, indem sie sich als Ein Ganzes, als eine moralische Person betrachtet und beurtheilt. Daß hieraus die abgeleiteten Ideen des Verwaltungs-Systems, des Cultur-Systems und der beseelten Gesellschaft entspringen, ist schon oben erwähnt (52.), in der praktischen Philosophie aber ausführlich und genau auseinander gesetzt worden.

Ebendaselbst ist eine Untersuchung über die natürliche Haltbarkeit der von den Ideen geforderten gesellschaftlichen Systeme, falls dieselben in die Wirklichkeit eintreten, geführt worden.*) Es hat sich daraus ergeben, daß die Rechtsgesellschaft, nebst dem mit ihr verbundenen Theile des Lohnsystems, durch sich selbst am beständigsten, das Verwaltungssystem am wandelbarsten, das Cultursystem theilweise kräftig, aber anderntheils großen Fehlern unterworfen, die beseelte Gesellschaft hingegen unter günstigen Umständen fähig ist, einen erhabenen Schwung zu nehmen, wodurch sie jenen Systemen allen zugleich Leben und Stärke giebt. Am angeführten Orte nun muß diese Untersuchung nachgesehn werden; die Folgen daraus lassen sich hier nur kurz andeuten.

95. Von der erhaltenden Staatskunst versteht sich zuvörderst von selbst, daß sie keinen Schritt thun darf, ohne die nach psychologischen Gründen vorhandene Nothwendigkeit des Gleichgewichts und der Bewegung in der Gesellschaft zu berücksichtigen. Hieher gehört gerade Alles das, was einsichtsvolle Staatsmänner ohne Theorie, aus bloßem praktischen Blick, der, wie sie meinen, sich nicht lehren und lernen läßt, wirklich thun; hier gehen sie der wahren Psychologie

*) Praktische Philosophie, im sechsten Capitel des zweyten Buchs.

voran, so wie oftmals die Kunst der Wissenschaft voraneilt, ohne sich von ihrem Thun eigentlich Rechenschaft geben zu können. Wo solcher richtiger Tact nicht vorhanden ist, da werden oft der Gesellschaft gewaltsam die Glieder ausgerenkt, wenn schon in der besten Absicht; oft auch bleibt die Gesellschaft, wie ein Schiff ohne Steuermann, dem guten oder schlechten Wetter überlassen.

Aber die erhaltende Staatskunst soll nicht bloß der Noth dienen, sie soll auch das vorhandene Gute erkennen und schützen. Hat sie nun schon einige Mühe, den rechtlichen Zustand durch die Justiz und Polizey unbeschädigt zu erhalten: so findet sie noch weit mehr Schwierigkeit bey allen wohlthätigen Einrichtungen, die zum Verwaltungssystem gehören. Denn hier sollte ihr das allgemein verbreitete Wohlwollen als National-Gesinnung entgegenkommen. Theils aber fehlt die Gesinnung selbst, troz allen Ermahnungen der Kirche; theils auch mangelt die Erkenntniß, wie, und mit welcher Zuverlässigkeit die Opfer, welche dem Einzelnen für das allgemeine Wohl zugemuthet werden, zu diesem Ziele treffen werden. Ferner wird es der Staatskunst zwar im Ganzen leicht, die nützlichen, schönen und gelehrten Strebungen und Künste zu fördern, in so fern sich diese Künste mehr und mehr ausbreiten, spalten, und vereinzeln; allein dabey pflegt die Einheit, worin alle diese Strebungen sich gegenseitig unterstützen sollten, zu leiden; und es ist schwer, das System derselben gegen die schädlichen Folgen der Eifersucht zu beschützen. Dahin gehört die ganze Frivolität des Zeitgeistes; das ganze Streben nach eitlem Glanze, worin es Einer dem Andern zuvorthun will; das athemlose Treiben, Drängen, Rennen des zügellosen Luxus, was einer verkehrten Staatswirthschaft wohl gar willkommen zu seyn pflegt, während der Moralist vergebens dagegen eifert. Endlich hat gerade deshalb die Staatskunst Mühe, der Nation den richtigen Tact des Ehrgefühls zu erhalten; während eine böse Politik es leichter dahin bringt, die Nation durch Phantome eines falschen (oft kaufmännischen oder militärischen) Ehrgeizes zu verführen.

Umgekehrt: wenn einmal ächtes Selbstgefühl im Gemeingeist eines Volkes lebendig ist, dann muß die erhaltende Staatskunst diesen größten aller Schätze vor allem Andern hüten; dadurch kann, was irgend einen Werth hat, gewonnen werden.

96. Ganz ähnliche Grundsätze gelten nun auch für die verbessernde Staatskunst. Aber hier ist, wo möglich, der vorige Unterschied noch wichtiger, um zu wissen, was man wolle.

Veränderungen können nothwendig werden, ohne Verbesserungen zu seyn. Denn zu allererst kommt hier wiederum jene psychologische Nothwendigkeit in Betracht. Jeder Staatsmann weiß, daß nicht Ein Staat sich so regieren läßt wie der andre. Wie nun, wenn der eigne ein andrer wird? Wenn die alten Formen nicht mehr passen wollen, so muß man sie zeitgemäß abändern. Dieses Müssen ist ganz verschieden von dem Wunsche, das Bestehende zu veredeln. Der kluge Staatsmann wird oft den Umständen nachgeben, auch wenn er weiß, das Neue sey nicht das Bessere. Wenn nun die Menge sich, wie so oft geschieht, an dem Neuen ergötzt, so ist das eine leidige Täuschung, die wenigstens nicht in die bleibenden, moralischen Maximen darf aufgenommen werden. Eine Anleihe, die gemacht wird, mit der Absicht, die Schuld dereinst, wo möglich, zu tilgen, darf ohne Zweifel nicht mit reinem Gewinn verwechselt werden.

Unter den Gegenständen, worauf die wahre Verbesserung kann gerichtet seyn, mögen drey Puncte als die wichtigsten hervortreten: die Vertheilung der Güter, die Ausbreitung der Einsichten, und die Bürgschaft gegen mögliche Misbräuche.

97. Die Vertheilung der Güter ist zwar überall rechtlich bestimmt; auch ist alles wirkliche Recht seiner wahren Natur nach positiv, d. h. durch Uebereinkunft wirklicher Willen vestgesetzt, und die Idee des Rechts thut dabey nichts Anderes, als der Uebereinkunft, im Gegensatze des Streits, einen Werth beylegen. Alle vorgeblich angebornen Rechte sind Begriffe ohne wissenschaftliche Genauigkeit, deren Fehler in vielen Fäl-

len zwar als unbedeutend kann vernachlässigt werden, (wie die Mathematiker sich ausdrücken,) in andern Fällen aber zu einer enormen Größe anwächst. Hierüber muß die praktische Philosophie nachgesehn werden. — Allein ebendaselbst zeigt sich auch, daß sämmtliche Rechte als Rechte nur in so fern einen Werth haben, wiefern sie die Gesinnung des Streits auslöschen. Daher bekommt das Recht sehr verschiedene Werthe. Oft bleibt die Gefahr des Streits, vermöge ursprünglicher und nicht abzuweisender Naturgefühle und Bedürfnisse. Daraus entstehen Präsumtionen dessen, was Recht seyn solle, d. h. wie die Uebereinkunft geschlossen werden müsse, um dem Rechte den größten möglichen Werth zu geben. Diese Präsumtionen sind nach den Umständen mehr oder weniger sicher und bestimmt. Die Beweglichkeit der Rechtsverhältnisse hängt bey Lebenden vom guten Willen der Berechtigten ab, den man suchen muß zu gewinnen. Verstorbene und noch Ungeborne dagegen haben genau genommen gar keine Rechte; wenn aber die Gesellschaft ihnen durch eine Fiction dergleichen beylegt, so geschieht dies allemal aus Rücksicht auf die jetzt Lebenden; welches Jetzt die Vorsicht freylich auch in die Zukunft hinausschiebt.

Außerdem daß der Werth des Rechts schon nach der Rechts-Idee steigt und fällt, je nachdem es mehr oder weniger die Gesinnung des Streits entfernt: finden sich große Unterschiede in dem Werthe der Gütervertheilung nach den Ideen des Wohlwollens und der Vollkommenheit. Das heißt: Gemeinwohl und Cultur gedeihen mehr oder weniger bey solcher oder bey anderer Lage der mehr und minder Berechtigten. So wenig nun die wahre Staatskunst dem fehlerhaften Rechte Gewalt entgegensetzen wird, so nothwendig muß sie alle Gelegenheiten benutzen, um seiner Dauer Schranken zu setzen, und den Motiven, durch die es vestgehalten wird, andre bessere Motive entgegenwirken zu lassen.

98. Die Ausbreitung der Einsichten ist aus verschiedenen Gründen, und ihnen gemäß in verschiedenen Graden, nothwendig.

1) Schon beym Criminal-Rechte finden sich zwey Gründe.

a) Der Verbrecher muß nicht bloß wissen, wieviel Strafe er verdient hat, sondern auch einräumen, daß er von seiner Obrigkeit die Vollziehung derselben zu erwarten hatte. Er mußte sich sagen: Strafe erhebe keinen Streit. Sonst verfährt gegen ihn der Staat wie gegen ein wildes Thier. Hiezu gehört aber soviel Erziehung, daß der Verbrecher von Jugend auf die Nothwendigkeit der Strafgewalt eingesehn, und sie in Beziehung auf seine eigne Sicherheit gewollt habe.*)

b) Es giebt eine Menge von Verschuldungen, die erst in Folge der Gesetze strafbar werden; die Gesetze nun müssen bekannt und verstanden seyn.**)

2) Einen weit höhern Grad von Einsicht erfordert das Verwaltungssystem. Dies verstößt gegen bestehende Rechte, wenn ihm nicht allgemeines Wohlwollen entgegenkommt. Aber sehr oft ist das Wohlwollen vorhanden; nur kommt es dennoch nicht entgegen, weil die Einsicht in den Zusammenhang der Staats-Einrichtungen fehlt. Aufgelegte Steuern betrachtet Derjenige als Tyranney, der entweder Verdacht schöpft, ob sie auch in die Staats-Casse gelangen, oder gar nicht begreift, daß eine gehörige Staats-Einrichtung Geld kostet, und daß ein hereinbrechender Feind mit weit höherer Zahlung würde besänftigt werden müssen. Daher ist die größte mögliche Oeffentlichkeit der Staats-Verwaltung immer wünschenswerth; aber sie muß, um nicht unverstanden zu bleiben, mit gehöriger Unterweisung verbunden werden.

3) Noch mehr Einsicht verlangt das Cultursystem. Diesem liegt vor Allem an Sprachkenntniß; sonst fehlt die Mittheilung. Aber auch das Ineinandergreifen der Künste

---

*) Praktische Philosophie, im neunten Capitel des ersten Buchs.

**) Ebendaselbst.

und Wissenschaften muß Jedem in allgemeinen Umrissen vor Augen liegen.*) Daß der praktische Mensch kein beschränkter Mensch seyn dürfe, wird schon längst genug ins Licht getreten seyn, wenn es anders je bezweifelt werden könnte.

99. Bürgschaft gegen mögliche Misbräuche — Verantwortlichkeit bis zu den höchsten Puncten der Verwaltung — ist das Thema des Tages. Bürgschaft aber setzt Mistrauen voraus; Mistrauen entsteht aus Erfahrung. Wo die Erfahrung fehlt, da möchte es wohl eine überspannte Klugheit seyn, wenn man das Mistrauen voranschicken wollte. Die Furcht könnte das Uebel erzeugen.

Wogegen will man Bürgschaft? Gegen Versehen und Absichten. Wodurch will man sie erreichen? Durch Gesetze, Güter, und Personen.

Der Versehen giebt es manche, die an sich leicht zu entdecken, doch einer sehr getheilten und rasch forteilenden Aufmerksamkeit entschlüpfen, so daß es oft sogar besser ist, auf Verbesserung zu rechnen, als durch Aengstlichkeit ein Geschäfft zu verzögern. In Druckereyen übernimmt der Corrector die Bürgschaft wegen der Fehler des Setzers; und es wäre lächerlich, einen ersten fehlerfreyen Satz zu fordern. So auch die Rechnungs-Revisoren. Mit Werken des Genies verhält sich's gerade umgekehrt. Hat ein Dichterwerk bey großen Schönheiten Fehler in der Anlage: so hilft keine Kritik. Denn in der Kritik liegt nicht die umschaffende Kunst, welche nach Beseitigung des Fehlers das Werk noch einmal machen müßte. Fehler der Gerichtshöfe dagegen lassen sich verbessern durch höhere Instanzen; nur die verlorne Zeit kann man den Partheyen nicht zurückgeben. Fehler des Feldherrn sind schwerlich jemals zu verbessern; wenn nicht günstige Momente wiederkehren. Und Fehler des Staatsmanns? — Bekanntlich steht er je höher desto gefährlicher. Kein Wunder, wenn die höchste

*) Praktische Philosophie, im zehnten und elften Capitel.

Person es vorzieht, die Leitung ganzer Geschäftszweige Andern zu übergeben, und sich selbst die Revision vorzubehalten; natürlich unter beständiger Beobachtung der Erfolge. Bey aller Kritik aber kommt in Frage, wiefern sie selbst dem Irrthum unterworfen sey. Doch pflegt es meistens leichter zu seyn, Fehler zu entdecken, als zu verbessern; und dann ist die Entdeckung wenigstens der erste Schritt, um die Verbesserung vorzubereiten.

Nicht außer Acht zu lassen ist: daß häufige und ungestüme Kritik jedes größere Werk stört. Was wird aus einem Künstler, der sich viel um Krittler bekümmert? Die Vertheidiger einer ganz ungezügelten Presse hätten Ursach, das zu bedenken! Wollen sie etwa, daß gar keine Kritik Gehör finde?

Noch schlimmer steht es um Bürgschaft gegen Absichten. Denn Mistrauen leitet zur Verstellung; Drohung reizt zu offener Gewalt. Und der höchsten Macht will man eine noch höhere entgegenstellen? Gesetzt, das sey ausführbar: so ist nichts unglücklicher, als wenn diese höhere Macht sich gewöhnt, handelnd aufzutreten. Wer bürgt nun gegen ihre Misbräuche? — Hier bürgt Nichts, als richtiges Ehrgefühl. Wo die Stimme der Ehre vernommen wird — und wo sie sich vernehmlich, das heißt, mit Anstand und Würde ausspricht, da ist Sicherheit, und sonst nirgends.

Man mag hier nochmals auf die Freyheit der Presse zurückschauen. Unsre literarische Welt hat sie für gelehrte Angelegenheiten; was hilft's? Die Namen der Recensenten werden gefordert; was ist die Folge? Vermehrte Dreistigkeit! So lange nicht ein Mittelpunct der Ehre sich bildet, vor welchem die Kritik selbst Respect hat, wird sie nicht sicherer.

100. Gesetze sollen Bürgschaft leisten gegen Willkühr. Aber sie selbst, wodurch erlangen sie Bestand, um nicht vergessen, nicht umgangen zu werden? Personen als Wächter müssen dabey stehn. Güter, die man fürchtet zu verlieren, müssen Caution machen. Woher die Personen? Soll das Interesse sie treiben? So haben sie einen Preis, und können

bestochen werden. Und die Güter? Oft ist's vortheilhaft, sie zu verlieren, und mit Zinsen wieder zu gewinnen. Inventa lege, inventa fraus.

Was ist das Resultat? Dies, daß sich das Mistrauen ewig in vergeblichen Kreisen drehen wird, wenn nicht irgendwo ein vester Punct für das Vertrauen gefunden wird. Einer verdorbenen Nation ist gar nicht zu helfen; für sie sind alle Verfassungs-Künsteleyen umsonst. Eine edle Nation, falls sie das Glück hat, eine edle Regierung zu besitzen, richte geradezu auf diese ihr Vertrauen, und blicke dankbar gen Himmel! Sie hüte sich, zu künsteln!

Dazwischen liegt nun freylich Vielerley mitten inne, auch bleiben im besten Falle entfernte Möglichkeiten zu fürchten. Man setzt demnach seine Hoffnung auf Wahlen. Wenn nur nicht das Wählen den Geist der Willkühr beförderte! Gegen Willkühr verlangte man Sicherheit. Aber die Gefahr wird wachsen, wenn die Einbildung, der Staat beruhe auf beliebigen Meinungen, auf irgend welcher Gunst, ja selbst auf irgend welcher Majorität des willkührlichen Beliebens, sich in einem größern Umfange ausbreitet. Pflichtgefühl, Aufmerksamkeit für Gründe, Anerkennung des Nothwendigen, des Rechten, des Guten, des Schönen, des Nützlichen, — keine andern Anker wird die Staatskunst jemals finden. Vollkommene Sicherheit giebt es gar nicht. Die stärkste mögliche Sicherung gegen großes Unheil liegt in der sittlichen Bildung der gesammten Nation. Aber eigentliches Glück schafft nur eine mächtige und wohlwollende Regierung. Am besten ein edler König. — Die Staatskunst hat man schon in alter Zeit auf eine andre, unscheinbare Kunst verwiesen. Darum ist schon Platons Werk über den Staat zugleich eine Pädagogik. Aber wir werden zeigen müssen, daß die Staatskunst selbst mit der Erziehungskunst sich im Kreise dreht.

Alle Untersuchung dieser Art kann nur dazu dienen, den höchsten sittlichen Ernst zu empfehlen. Von ihm muß die Begeisterung ausgehn für Wissenschaft und That. Und kann er

nirgends einen vesten Ruhepunct erschauen: so bleibt ihm zur letzten Stütze nur die Religion. Zu ihr wenden sich endlich alle Sorgen. Wie viele edle Staatsmänner mögen das schon in der tiefsten Brust empfunden haben, wenn sie scheiden mußten von dem Werke ihres Lebens, das sie nothwendig unvollendet, ohne Sicherheit für die Zukunft, verließen! Schwerlich sind solche, die recht laut rufen nach Bürgschaft, gerade die nämlichen, welche das unbefriedigte Bedürfniß derselben am schmerzlichsten fühlen. Wohl Mancher arbeitet bis zur Erschöpfung für Staat und Kunst und Wissenschaft, der nicht erst nöthig hat, sich einen Sünder nennen zu hören, um sehnsuchtsvoll über das Irdische zu der Vorsehung hinaufzuschauen, und ihr seine Angelegenheiten in Demuth und Ergebung anheim zu stellen.

101. In der Zeit des Napoleonischen Drucks verbreitete sich ein lebhafter Eifer für die Erziehungskunst aus politischen Gründen. Durch Uebungen des Körpers wie des Geistes wollte man die Jugend vereinigen; darin suchte die wiederherstellende Staatskunst einen Theil ihres Geheimnisses. Man würde nicht weit damit gekommen seyn. Kein Staatsmann sieht der Jugendbildung gleichgültig zu; drückt einmal ein fremdes Joch den Staat, so lastet das nämliche auf der Erziehung, wenigstens sofern sie ein öffentliches Schauspiel darbietet.

Aber eben deshalb sucht auch jetzt die erhaltende Staatskunst einen Theil ihrer Hülfsmittel in den Schulen; und zwar am merklichsten an den beiden Extremen der Standes-Verschiedenheit. In niedern Schulen soll der Geist guter Ordnung und eines zur Arbeit tüchtigen Fleißes vorbereitet werden; in den höhern Schulen sieht der Staat die Bildungs-Anstalten seiner künftigen Beamten.

Gesetzt nun, die verbessernde Staatskunst wäre im Streite mit der erhaltenden: so würden unfehlbar die Schulen einen der wichtigsten Streitpuncte ausmachen. Eine Parthey würde

durch die Jugendbildung eine neue Epoche vorzubereiten, die andre Parthey auf dem nämlichen Wege jeder Veränderung vorzubeugen suchen. Hieran zu erinnern ist des folgenden Capitels wegen nothwendig; nämlich damit man die Erziehungskunst nicht für eine freyere Kunst halten möge, als sie wirklich ist. Allemal werden politische Meinungen und Absichten Einfluß auf sie ausüben; denn wenn auch der Staat selbst noch so ruhig ist, so suchen dennoch Viele sich dadurch wichtig zu machen, daß sie ihrer Ansicht vom Erziehungswesen, wie auch dieselbe beschaffen sey, eine politische Bedeutung beylegen; und Andre schätzen das Werk der Jugendbildung nur in so fern, als Tüchtigkeit für Staatsdienst, oder wenigstens Fügsamkeit im Staatsverhältniß, und Geschick, dasselbe zu benutzen, dadurch gewonnen wird.

Diejenigen aber, welche in Ernst das Gute, ja das Beste wollen, mögen sich hüten, in irgend welchem Sinne die Erziehung als einen politischen Hebel zu betrachten. Aus einem geordneten Privatleben muß es von selbst hervorgehn, in wie fern jeder Einzelne Beruf habe, sich den geselligen Kreisen auf dem Boden des Staats (89.) anzuschließen; die Gesellschaften entspringen dann aus den wahren Bedürfnissen; der Staat aber ist das Resultat dieser Gesellschaften. Vorzügliche Leistungen für Verwaltung und Cultur können nur aus vorzüglichen Talenten entspringen; diese kann man nicht schaffen, und nicht durch eingeübte Fertigkeiten ersetzen. Die Mehrzahl der Menschen lebt in kleinen Kreisen; sie nimmt nicht mehr Bildung an, als dafür taugt; und es ist gleich verkehrt, ihr aufzudringen, was ihr nicht dient, als ihr zu versagen, was sie sich aneignen kann.

Betrachtet man das Privatleben in kleinen Kreisen als den Zweck der Erziehung im Allgemeinen; bereitet man daneben den seltenern Talenten die Gelegenheit zu ihrer Entwickelung; und wählt der Staat für seine höhern Aemter alsdann unter Vielen, die sich darbieten, nur die, welche sich auszeichnen: so wird nun, so weit es seyn kann, das Erziehungsge-

schäfft frey vom Drucke der politischen Rücksichten, und kann sich alsdann, wie es soll, den eigenthümlichen Naturen der Menschen anzuschließen versuchen. Diese Freyheit aber ist da, wo sie Statt findet, ein Geschenk des Staats, und zwar in doppelter Hinsicht: theils, weil die Erziehung wider seinen Willen sehr wenig vermag; theils, weil ohne seine Fürsorge es ihr an den nöthigen Hülfsmitteln fehlen würde.

Im nächsten Capitel liegt nun die doppelte Voraussetzung zum Grunde: theils, daß der Staat nicht das Mittel für seine Zwecke in der Erziehung suche; anderntheils, daß er dennoch ihr großmüthig seine Hülfsmittel darbiete; wohl wissend, wie gewiß sich ausgezeichnete Naturen ihm von selbst annähern werden, um in seinem Dienste Glück und Ehre zu suchen.

Soviel Großmuth, wird man sagen, wäre übertrieben. Macht die Erziehung sich Hoffnung auf die Hülfsmittel des Staats: so muß sie sich auch seinem Dienste widmen; sie muß sich ihm als Mittel darbieten.

Aber man vergißt Etwas. Der Staat drückt auf die Erziehung; er hat etwas Wesentliches wieder gut zu machen, welches unmittelbar zu vermeiden keiner Staatskunst möglich ist. Jener Unterschied der Dienenden, Freyen, Angesehenen, liegt so tief in dem psychologischen Mechanismus, worauf der Staat selbst beruht, daß die Kunst ihn nicht hinwegheben kann, wenn sie schon wollte; nur Sittlichkeit und Aufklärung können ihn allmählig mildern, indem sie den Ursprung desselben (das widerstrebende Wollen der Menschen, und die optischen Täuschungen) verbessern. So gewiß aber der Unterschied vorhanden ist, wirkt er äußerst schädlich auf die gesammte Erziehung. Denn die Kinder der Angesehenen, wenn sie nicht zu den vorzüglichen Naturen gehören, bemächtigen sich in Gedanken der Gunst des Glücks weit früher, als sie es sagen und zeigen dürfen; und sie vernachlässigen das, was Anstrengung fordert, dergestalt, daß die besten und stärksten pädagogischen Kräfte, die in den höhern Theilen des Unter-

richts liegen, sie nicht erreichen, wenigstens nicht durchdringen können. Die Kinder der untergeordneten Stände aber, wenn sie nicht dem Drucke erliegen, sind durch fremdartige Principien, durch Vortheil und Ehrgeiz, getrieben, sich empor zu arbeiten; wodurch wiederum die Erziehung verdorben wird, indem falsche Triebfedern zwar Leistungen, vielleicht glänzend genug, hervorbringen, die aber (wie so Vieles in der heutigen Bücherwelt) bloß dienen sollen, der Person einen Namen zu machen, eine bessere Stelle zu schaffen. Solche Arbeiten, und solche Gesinnungen, verschmähet die Moral; und eine Erziehung, welche sich damit rühmt, ist in ihrem innersten Wesen verkehrt. Wahre Erziehung wirkt den falschen Triebfedern auf alle Weise entgegen; sie will keine Leistungen, die nicht aus der rechten Quelle — aus ächtem Interesse, und ächtem Kraft- und Kunst-Gefühl, hervorgehn. Aber was hilft ihr Wirken? Der Staat stellt seine Ehrenpuncte heraus; das verdirbt die Erziehung. Der Staat kann seine Abstufungen den Augen der Kinder nicht entziehn; darum sucht die Erziehung vergebens nach dem Klima, was ihr zusage. Hiegegen die Augen zu verschließen, heißt ein Uebel mit der Ausrede bedecken, daß es ein nothwendiges Uebel sey. Dennoch bleibt es immer ein Uebel! Und der rechtliche Staat, wenn er irgendwo Schaden anrichtet, pflegt zur Vergütung bereit zu seyn; diese Vergütung haben wir vorhin Großmuth genannt.

Es wird nun schon klar geworden seyn, daß die Staatskunst sich mit der Erziehungskunst im Kreise dreht. Wer die Mängel der Staaten betrachtet, wer die Unmöglichkeit aller sogenannten Bürgschaften eingesehen, wer es begriffen hat, daß Verdienste um den Staat immer von verdienten Männern herrühren, deren Existenz ein Zufall ist: der richtet gewöhnlich am Ende seine Hoffnungen auf die Erziehung; wenn nur die Menschen von Jugend auf (so meint man) gehörig geleitet wären, dann würde es besser stehn! Gewiß! Und nun schaffe man der Erziehung den Boden, worauf sie frey wirken können! Aber

sie wirkt mitten in der Gesellschaft, von der sie unaufhörlich leidet. Doch wollen wir bekennen, daß der Kreis, von dem wir sprechen, vielleicht eher eine Spirale ist; und daß die moralische Macht der heutigen Staaten sich mehr und mehr freyen Raum schafft, der ohne Zweifel auch der Erziehung zu Gute kommen wird.

Zwölftes Capitel.

Von der Erziehungskunst.

102. Die Erziehung ist Sache der Familien; von da geht sie aus, und dahin kehrt sie größtentheils zurück. Nur das Bedürfniß eines mannigfaltigen und kostbaren Unterrichts treibt sie hinaus in die Schulen, in denen sie gleichwohl niemals ganz kann besorgt werden. Aber wie im Staate, so giebt es auch schon in den Familien oftmals übermäßige Ansprüche an die Erziehung.

Geistvolle Männer pflegen in ihre Jugendjahre zurückschauend zu wünschen, diejenige Erziehung, welche sie genossen haben, möchte in manchen Puncten anders gewesen seyn. Zweytens pflegen sie bey Kindern, die eben jetzt unter ihren Augen aufwachsen, die pädagogischen Leistungen zu beobachten und darüber zu urtheilen. Drittens stehn ihnen Erwachsene vor Augen, an welchen sie die Früchte einer guten oder schlechten Erziehung zu erkennen glauben. Bey allen diesen Beurtheilungen schwankt die Meinung zwischen dem, was man der Natur, und was der Erziehung zuschreiben solle. Ja sie schwankt sogar in Ansehung des Werths, den ein gegebener Erfolg haben möge. Sind ausgezeichnete Kenntnisse gewonnen, so fragt man, wozu sie nützen, sobald nicht ein amtlicher oder gewerblicher Gebrauch derselben eintritt; ist die Reinheit des Gemüths der Jugend so lange als möglich erhalten worden, so fragt man wiederum, wozu das nütze, wenn später dennoch, wie es zu geschehen pflegt, die Empfänglichkeit des Menschen für den Reiz der Natur und der Gesellschaft sich nicht mehr verläugnet; ist eine große Strenge

der Sitten zur Gewohnheit gemacht worden, so findet darin die Mehrzahl der Menschen eine unnöthige Steifheit, die von der Welt erst müsse abgeschliffen werden.

Unter allen diesen schwankenden Vorstellungen möchte noch am ersten etwas Wahres und der Beachtung Würdiges in jenem Rückblick auf die eignen Jugendjahre enthalten seyn. Denn so fern die Erinnerung treu blieb, kann der Mensch sich von dem, was auf seine Jugendzeit wirkte, ein Zeugniß ablegen, das kein Andrer durch irgend ein, auch noch so tiefes, Wissen zu ersetzen vermöchte. Jeder weiß selbst am besten, wie ihm zu Muthe war, was er verschwieg, was bey ihm am Hervorbrechen verhindert würde, welche Regungen unbenutzt, welche ungestraft geblieben sind; in welchen Puncten er für seine Entwickelung Hülfsmittel gewünscht, auf welchen oft verbotenen Wegen er sie endlich erlangt hat, und so weiter. Daher pflegt Jeder zu klagen, man habe ihm die Zeit mit unnützen Dingen verdorben; sie hätte weit zweckmäßiger für andre Uebungen können gebraucht werden. Der jugendliche Frohsinn sey in unmäßigem Zwange erstickt, die natürliche Energie sey unterjocht, — und wieder ein andermal, den ersten Fehltritten sey nicht der gehörige Widerstand entgegengesetzt worden, die jugendliche Schlauheit habe Pforten genug offen gefunden, um einer mangelhaften Wachsamkeit zu entschlüpfen.

Billig sollten nun Eltern, Erzieher, Lehrer hinzutreten können, um ihrerseits nachzuweisen, welche Absichten sie hegten, wie dieselben vereitelt wurden, wie oft sie Stumpfsinn und Gedankenlosigkeit, wie oft jugendlichen Uebermuth da vorfanden, wo Aufmerksamkeit, Ueberlegung, richtiges Gefühl zu erwarten waren; wie manches höchst mühsam Eingeprägte vergessen, wie manche schon gewonnene Fertigkeit durch spätere Vernachlässigung eingebüßt sey; wie undankbar jetzt die Erfolge der Aufsicht und Warnung als eigne gute Natur mit Selbstgefälligkeit in Anspruch genommen werden mögen, während es Mühe genug gekostet habe, das Böse nur so weit und so lange entfernt zu halten.

Könnten diese Gegenstände von beiden Seiten zu hinreichender Klarheit erörtert werden: dann bekäme das erzogene Individuum Licht über sich selbst; nun aber müßte solches Licht nicht bloß den Einzelnen, sondern zugleich ganz verschiedene Naturen, und ihre Jugendgeschichte zur Anschauung bringen, wenn die Schwierigkeit, die unvermeidliche Unsicherheit der Erziehung deutlich werden sollte. Selbsttäuschungen der mannigfaltigsten Art würden dabey eben so wohl zu Tage kommen, als falsche Ansichten der Erzieher.

Um nun die Verwirrung der Meinungen auf den höchsten Grad zu steigern, pflegt man die transscendentale Freyheitslehre einzumengen. Nichts ist gewisser, als daß unter Voraussetzung derselben alle moralische Erziehung als durchaus unmöglich, das Unternehmen einer solchen als durchaus thöricht erscheinen muß. Falsche Freyheitslehre und falsche Psychologie sind ganz eigentlich Schuld daran, daß anstatt wahrer Pädagogik eine Fluth von pädagogischen Meinungen im Umlaufe ist, auf welcher zwischen den Klippen hindurchzuschiffen bloß die Befolgung einer kleinen Regel erfordert: medium tenuere beati. Damit lernt man nun freylich nicht viel.

103. Statt aller Freyheitslehre erinnere sich zuerst der Leser, wie viel Mühe es oftmals den reifen Mann koste, bey einem ausgesprochenen Vorsatze Jahrelang zu beharren. Es mag dahin gestellt seyn, ob die Schwierigkeit von zu viel oder zu wenig Freyheit herrührt. Zu viel, indem während des Laufs der Jahre der Wille immerfort dauernd frey bleiben sollte; daher es als Usurpation erscheint, daß ein schnell gefaßter, allzu energischer Vorsatz alle Freyheit in einen Augenblick gedrängt, und den Willen für die Zukunft gebunden hat. Zu wenig, indem die Stärke des Vorsatzes nicht leicht, sondern mit beständigem Gefühl der Mühe, also unter beständigem Zweifel wegen der Beharrlichkeit, den Willen, der sich zu neuen Entschließungen wieder frey machen möchte, gebunden und gefesselt hält.

Wenn nun schon ein Erwachsener sich die nöthige Haltung nicht ohne Schwierigkeit giebt: so wird man vollends die Forderung an den Erzieher, er solle dem Zöglinge Haltung für alle Zukunft geben, als höchst übertrieben wenigstens bis zu näherer Untersuchung beseitigen müssen. Denn wir reden hier nicht von Idealen, welche der Erzieher etwa sich selbst aufstellt, um sich ihnen anzunähern, oder um wenigstens durch sie die Richtung seiner Bewegung zu bestimmen; sondern wir reden von dem, was im Kreise des praktischen Menschen kann gefordert werden. Solche Forderungen liegen in der Gegenwart; sie lassen der Zukunft das Recht, dem Vorhandenen allerley zu geben und zu nehmen, was man nicht voraussehen kann.

Die einfache Grundforderung an den gegenwärtigen Augenblick nun heißt so: man erhalte dem Zöglinge die Kräfte, die er hat. Einen Menschen schaffen oder umschaffen kann der Erzieher nicht; aber manche Gefahren abwenden, und sich eigner Mishandlung enthalten, das kann er, und das ist von ihm zu verlangen.

104. Zu diesen Kräften gehört vorzugsweise der natürliche Frohsinn der Jugend. Aber hier dringt sich einem Jeden, besonders bey der geringsten Erinnerung an den Staat, sogleich auf, daß der Mensch sich von Jugend auf an Beschränkungen gewöhnen muß. Daher die Forderung: Kinder müssen gehorchen lernen. Ihre Kraft muß hinreichenden Widerstand finden, damit sie in jeder Hinsicht den Anstoß verhüten.

Sogleich zeigt sich eine neue Schwierigkeit. Das leichte Mittel, um nicht anzustoßen, ist Verheimlichung und Lüge!

Manche Erzieher setzen, um den Knoten zu zerhauen, geradezu voraus, die Kinder lügen, wenn sie können; also muß man sie mit steter Aufsicht dergestalt umstellen und umstricken, daß ihnen zum Verhehlen keine Hoffnung, — man muß sie dergestalt vom Morgen bis zum Abend in Arbeit setzen, daß ihnen zum Ausbrüten listiger Pläne keine Zeit

übrig bleibt. Daran ist etwas Wahres; wenn es aber mit Strenge, oder nur mit Pünktlichkeit ausgeführt wird, so mag man zusehn, wie man es anfangen will, nicht gegen die erste Grundregel zu fehlen. Die Kräfte sollen erhalten werden! Dazu ist Spielraum nöthig. Wer ihn den Kindern dergestalt beengt, daß alle ihre Bewegungen auf den Beobachter berechnet sind, der erzieht Wickelkinder, die in spätern Jahren ganz von vorn an versuchen müssen, sich zu regen, und ihre Kräfte kennen zu lernen, — und doch nie damit zu Stande kommen, stets hinter freyen Naturen zurückstehn, lahm und unbehülflich bleiben; endlich sich entschädigen wie sie können.

Da nun ein solches Einengen schlechthin unzulässig ist: so muß mit der Aufsicht und Beschäfftigung etwas Anderes verbunden werden.

Gute Kinder, sagt man mit Recht, können's nicht über's Herz bringen, Vater und Mutter zu belügen. Warum nicht? Sie sind an vertrauliche Mittheilung gewöhnt. Diese giebt den Grundton ihres Lebens. Und so haben wir die dritte pädagogische Hauptregel. Denn es ist klar, daß die Kinder das Bedürfniß der Mittheilung gegen den Erzieher selbst, und nicht bloß unter einander zu befriedigen gewöhnt seyn müssen, wenn in ihnen dasjenige Gefühl seyn soll, was unmittelbar der Versuchung zu lügen sich innerlich entgegensetzt. Ist dies Gefühl tief gegründet, dann hilft die Bestrafung einzelner Lügen, welche die Schaam sogleich verräth; und nur dann ist es erlaubt, strenge Aufrichtigkeit zu verlangen, während sonst die Forderung zur Lüge reizt.

105. Das Gesagte läuft darin zusammen, daß man die Kinder mit Ernst und Vestigkeit in eine Lage setzen muß, die ihnen im Ganzen angenehm, und die zu geselliger Offenheit einladend ist.

Alles Andre, es habe Namen wie es wolle, ist für die Erziehung ein Zweytes und Drittes, aber nimmermehr das Erste.

Dahin gehört nun der gesammte **Unterricht**, von den Elementen bis zur höchsten Gelehrsamkeit hinauf. Und darum sind Schulen, die ihrer Natur nach das Lehren und Lernen zur Hauptsache machen, keine Erziehungs-Anstalten, und können es nie werden. Sie sind Hülfs-Anstalten für Familien, welche die angegebenen Erforderniße der Erziehung schon erfüllt haben.

Der Unterricht hat zwar vor der übrigen pädagogischen Behandlung einen Vortheil voraus, diesen nämlich, daß seine Wirkung, ein vest eingeprägtes Wissen und Können, dauerhafter ist, als die meisten Eindrücke, welche durch Gemüths-Aufregung bey den Kindern hervorgebracht werden. Gefühle werden durch Gefühle verdrängt; und der reife Mann fühlt ganz anders als in seiner Jugend; er ist auch durch so starke Reizungen der Außenwelt hindurchgegangen, daß von den Jugend-Eindrücken wenig Bestimmtes übrig bleibt. Hingegen Kenntniße kleben an; sie erhalten sich entweder in ihrem alten Zustande, oder werden die Grundlage neuer Studien und verbesserter Einsicht. Die Psychologie lehrt, daß es so seyn müsse. *)

Daraus folgt, daß die Erziehung, in so fern sie wünscht, bleibende Folgen hervorzubringen, selbst die Charakterbildung hauptsächlich durch den Unterricht suchen muß zu erreichen. **)

Aber es ist hier nicht unsre Absicht, pädagogische Vorschriften aus der Idee zu entwickeln; sondern wir bleiben auf dem Standpuncte des praktischen Menschen, und diesem sind theoretische Einsichten auch dann wichtig, wenn sie seine Erwartungen beschränken. Darum ist hier der Ort, zu bemerken, daß in der Wirklichkeit die Hoffnung, welche auf den Unterricht gesetzt wird, bey der Mehrzahl der Individuen um nichts sicherer ist, als die, welche sich an die eigentliche Zucht knüpft. Denn es gehört schon viel dazu, irgend ein Wissen zur Gelehrsamkeit zu steigern; aber es gelingt noch weit schwerer,

---

*) Psychologie II. §. 103 — 105. und an vielen andern Orten.

**) Pädagogik, im vierten Capitel des dritten Buchs.

daran die Charakterzüge eines Menschen zu bevestigen. Hiezu ist nöthig, daß das Gelernte zugleich empfunden sey, und daß sehr große Massen des Gelernten eine tiefe Gesammt-Empfindung bewirken, mit welcher sich eine logische und praktische Ausbildung von Begriffen, Maximen, und Grundsätzen verbinden muß. Nun läßt sich zwar nachweisen, wie der Unterricht gestaltet werden solle, um eine solche Wirkung mit möglichster Wahrscheinlichkeit hervorzubringen (und das ist in der Pädagogik gezeigt worden); aber wie weit man sich diesem Ziele nähern werde, hängt von den Individuen ab.

Wer es nicht aus Erfahrung weiß, nicht in ganz bestimmten Fällen beobachtet hat, wie schnell ein sorgfältig eingeprägtes, sogar mit Interesse aufgefaßtes, und Jahrelang glücklich durchgebildetes Wissen, bey veränderter Lage eines jungen Menschen wieder verschwindet, und kaum eine Spur seines Daseyns zurückläßt; wie leicht ganz entgegengesetzte Meinungen und Bestrebungen Platz finden; wie entschieden die Natur-Anlagen das ihnen gerade Zusagende aus der Umgebung an sich ziehn, ungeachtet der dagegen getroffenen Vorkehrungen: wer das nicht gesehn hat, der wird es sich nicht vorstellen, und kaum glauben wollen. Doch soviel zeigt einem Jeden leicht die allgemeine Erfahrung, daß ein Examen nur für den Tag gilt, an dem es angestellt wurde, und Alles zu diesem Behuf Gelernte schon am folgenden Tage beginnt, sich wieder zu verabschieden. Schwer zu begreifen sind solche Erscheinungen freylich keinesweges; sondern das Drängen verschiedener Vorstellungsmassen, wovon schon oft die Rede war, macht sie völlig erklärlich. Man wird jedoch wohl thun, in der Psychologie die Lehre vom Selbstbewußtseyn hiemit zu vergleichen.*) Denn wer das Ich für etwas ein für allemal Bestehendes, wohl gar für die Erkenntniß eines realen Gegenstandes hält, der wird sich in jene Veränderlichkeit, wovon die pädagogischen Erfahrungen die unwidersprechlichsten Zeugnisse

*) Psychologie II. §. 132—138.

ablegen, immer nicht recht finden können, und leicht zu falschen Mitteln greifen, wodurch das Uebel nur ärger wird.

106. Die vorstehenden Bemerkungen würden nun den pädagogischen Werth des Unterrichts — der im bloßen Wissen, und wäre es noch so vest eingeprägt, schlechterdings nicht liegen kann, — beynahe auf Nichts herabsetzen, oder doch ihn auf eine verhältnißmäßig geringe Minderzahl von Individuen einschränken, wenn nicht ein andrer Umstand hinzukäme. Die Selbstständigkeit der meisten Menschen ist viel zu schwach, als daß sie etwas für sich allein seyn könnten. Sie leben in dem Kreise ihrer Bekannten, ihrer Geschäffte. Dort finden sich natürliche Aristokraten, welche den Ton angeben; es bildet sich ein Uebergewicht der Meinungen und Ehrenpuncte; hiezu tritt jeder Einzelne in das ihm angemessene Verhältniß.

Nun entscheidet sich aber nach dem, was der Mensch gelernt hat, großentheils die Frage, welcher Gesellschaft er angehören könne. Auch für die Empfindung, womit er ursprünglich sein Wissen auffaßte, schwach wie sie seyn mag, findet sich in den geselligen Cirkeln der Resonanzboden. Und so geschieht es, daß die Kenntnisse im Ganzen eine entscheidende Wirkung thun, die bey den Einzelnen nicht planmäßig erreicht werden konnte. So wirken Schulen und Schriftsteller; schlecht oder gut, verwirrend oder vereinend.

Mit gehöriger Rücksicht darauf, daß der empfangene Jugendunterricht sehr stark auf die Stelle wirkt, die ein Mensch unter den Andern einnimmt, dürfen wir also immer noch behaupten, daß der Unterricht zu den stärksten pädagogischen Kräften gehöre, und nach pädagogischen Gründen anzuordnen sey.

107. Diejenigen aber, die keine richtigen psychologischen Einsichten haben, begreifen selten etwas von den pädagogischen Regeln. Sie haben etwa die alte Meinung, in der Seele seyen gewisse Kräfte oder Vermögen; diese müsse man üben, gleichviel woran und wodurch. Ungefähr wie gymna-

stische Uebungen, welcher Art sie auch seyen, die Muskeln des Leibes stärken und schmeidigen; weil es nämlich nur einerley und die nämlichen Muskeln sind, und der Mensch eben keine andern hat. So gerade meinen auch die, welche von Psychologie nichts Gründliches wissen, der Mensch habe einen Verstand, er habe eine Phantasie, er habe ein Gedächtniß, er habe auch einen Willen, er habe eine Vernunft, und so ferner. Wenn wir ihnen nun sagen, daß der Mensch von allen dem gar Nichts hat, so verstehen sie uns nicht; wir wollen uns demnach anders ausdrücken, indem wir statt des Nichts vielmehr Vieles setzen. In der That findet sich das, was man Phantasie, Gedächtniß, Verstand nennt, in jeder einzelnen Vorstellungsmasse; doch nicht in allen gleichmäßig, sondern es kann sehr leicht und sehr gewöhnlich in einem und dem nämlichen Menschen eine gewisse Vorstellungsmasse verständiger, eine andre phantasiereicher, eine dritte gedächtnißmäßiger ausgebildet seyn; in der einen kann tiefe Empfindung, in einer andern Kälte herrschen, und so fort. Daher wäre das, was die Pädagogen formelle Bildung nennen, ein völliges Unding, wenn es in einer Uebung solcher Kräfte zu suchen wäre, die nur in der Einbildung existiren. Aber in der That leistet eine Vorstellungsmasse der andern Hülfe, nach allgemeinen Gesetzen der Reproduction; ein Gegenstand, den wir hier in einem Beyspiele suchen müssen vor Augen zu stellen.

Wenn ein Knabe Latein lernt: so hat er schon seine Muttersprache in gehörige Verbindung mit seinem gemeinen Erfahrungskreise gesetzt, oder sollte es wenigstens gethan haben. Jetzt bekommen auch die lateinischen Worte für ihn Bedeutung; dies aber geschieht großentheils durch Vocabeln, das heißt, durch Complication der Vorstellung einzelner lateinischer Worte mit einzelnen deutschen. Aber das Ziel dieses Lernens liegt in der Ferne. Dereinst soll der Jüngling und Mann lateinisch denken; das heißt, mit seinem Gedankenflusse sollen ohne Vermittelung der Muttersprache die römischen Redensarten und Redeformen sich verbinden; und der

ganze Einfluß, welchen eine gebildete Sprache auf die Gedanken selbst ausübt, soll nun von der Muttersprache unabhängig, und von der römischen Sprache allein ausgeübt werden. Dies setzt voraus, daß inzwischen die Form der Verbindung unter den Vorstellungen sich sehr bedeutend geändert habe. Die Kenntniß der lateinischen Grammatik wird sich zu einer eigenen und sehr ausgebildeten Vorstellungsmasse erhoben haben, welche jeden Augenblick in die Rede bestimmend eingreift. Die Vorstellungen der lateinischen Wortstämme werden überdieß nicht bloß mit den Gedanken, die man dadurch bezeichnet, sondern auch unter einander in die engste Verbindung getreten seyn; sonst wäre eine geläufige Rede nicht möglich, sondern es würde das Lächerliche begegnen, was bey allen Anfängern, wenn sie zu früh versuchen zu sprechen, wirklich geschieht, nämlich daß mit den Gedanken sich da, wo ein fremdes Wort fehlt, schnell ein deutsches einschiebt, und die Rede sich aus den bunten Lappen verschiedener Sprachen zusammensetzt.

Jetzt werde Französisch oder Griechisch gelernt. Dies geht nun bekanntlich leichter, weil, so rühmt man, die formelle Bildung durch's Latein vorangegangen ist. Was wäre denn wohl geschehn, wenn man zuvor Französisch oder Griechisch gelehrt hätte, und alsdann Latein? Dann wäre, fährt man fort, die formelle Bildung vom Französischen oder Griechischen ausgegangen, und auf's Latein übertragen worden. Und dies, behauptet man weiter, wäre nicht besser noch schlechter als jenes; es kommt nur darauf an, die Kraft zu wecken; über den Weg, den man hiezu nimmt, lohnt es nicht zu streiten; der übliche ist der beste, denn er ist einmal eingeführt; auf einem neuen Wege aber könnte man sich ganz ohne Noth und Nutzen verirren.

Dies letztere mag in so fern wahr seyn, als die Philologen, wenn sie von einer andern Sprache ausgehn sollten, sich erst einige unbequeme Mühe geben müßten, damit ihnen dieser Unterricht eben so geläufig würde, wie jetzt der lateinische, in welchem alle Schritte abgemessen sind.

Was aber die Kraft anlangt, die man wecken will, so setzt dies voraus, es gebe eine schlafende Kraft, die man wecken könne. Aus der Rhetorik werden wir zwar den Schlaf und das Aufwecken als metaphorische Redensarten niemals verbannen können, so wenig wie Aufgang und Untergang der Sonne. Aber die Seelenvermögen müssen nicht bloß aus der Psychologie, sondern auch aus der Pädagogik entweichen; sie stiften hier bedeutenden Schaden.

Jene Behauptung, es sey einerley, ob man durch Griechisch, Lateinisch, Französisch, die Kraft wecke, ist ein Schlagbaum, durch welchen man den Weg der Untersuchung sperrt. Die Frage betrifft nicht Kräfte, sondern Vorstellungsmassen, und deren allmählige Bildung. Will man zuerst die Scherben, oder den Topf? Zuerst Französisch, oder Latein? Die Meisten wählen den Topf. Aber den Topf wollen sie lieber fertig kaufen, als ihn aus dem Thon allmählig bilden. Wäre nun die griechische Sprache nichts weiter als nur der Thon, woraus die römische Sprache entstanden ist, so möchten sie Recht haben. Dies bey Seite setzend, widersprechen wir für jetzt ihrer falschen Psychologie, und der daran hängenden falschen Pädagogik. Die Vorstellungsmassen, welche mit dem Französischen, mit dem Lateinischen, mit dem Griechischen in die Seele des Zöglings einziehn, sind keineswegs die nämlichen. Die Ordnung und Folge, worin sie sich nach einander vestsetzen, für gleichgültig zu halten, ist Unwissenheit. Gerade auf dieser Ordnung und Folge beruht die Construction und nachmalige Wirksamkeit der Vorstellungsreihen. Und was man Kraft nennt, die man wecken wollte, das wird wesentlich ein Anderes, wenn die Ordnung und Folge, worin ursprünglich die Vorstellungen sich verknüpfen, verändert wird.

Ein französischer, ein deutscher und ein englischer Gelehrter sind drey verschiedene Menschen, die sich ihr Lebenlang bemühen können, einander gleich zu werden, so wie ihre Wissenschaften an sich gleich sind; sie werden aber eine verschiedenartige Mühe anwenden müssen, und nie ganz damit zu

Stande kommen. Denn die Muttersprachen, von denen sie ausgingen, und die damit verknüpften Gedankenkreise, waren verschieden.

Hiemit vergleichbar ist bey recht fähigen Köpfen der Unterschied, ob mit dem Griechischen oder Lateinischen oder Französischen der Sprachunterricht begonnen wird. Gerade nun diese recht Fähigen sind die Wichtigen, die einst Ton-Angebenden. Bey den andern entsteht unmittelbar nur ein geringer Unterschied. Und warum? weil bey ihnen der Unterricht überhaupt nichts Entscheidendes wirken kann.

Der deutsche und der französische und der englische Gelehrte könnten mit einander disputiren, welchem von ihnen es leichter sey, sich zu der allgemeinen Wissenschaftlichkeit, die keinen Landes-Unterschied kennt, zu erheben. Ein Unbefangener würde ihnen sagen, sie alle drey seyen im Besitz des Vortheils, den sie suchten; vorausgesetzt, daß Jeder in dem Lande seiner Geburt bleibe und lebe; denn für Jeden müsse die Wissenschaft doch einheimisch werden, das aber sey sie schon geworden durch den Anfangspunct seines Weges. Und dies würde von der Wahrheit nicht weit abweichen.

Anders aber verhält sich's beym Unterricht in alten Sprachen. Wir sind weder Griechen noch Römer; jede Besorgniß, als könne eine Lehrmethode uns dazu machen oder auch nur machen wollen, ist lächerlich. Gerade deshalb nun, weil wir weder in Athen noch in Rom zu Hause sind, kommt alles bloß auf das Verhältniß zweyer für uns fremder Vorstellungsmassen an, die wir uns historisch aneignen wollen. Werden sie Anfangs in eine verkehrte Lage gebracht, so muß man sie hintennach umbilden; aber das gelingt nie völlig, denn Vorstellungen sind entweder activ, und alsdann lassen sie sich nicht wie ein weicher Stoff hin und her biegen, sondern widersetzen sich, um ihre einmal angenommene Verbindung zu behaupten; oder sie sind passiv, und erscheinen als ein todtes Wissen; alsdann aber stehn sie auf einer so niedrigen Bildungsstufe, daß sie für die Erziehung nichts bedeuten. Die Bedingungen dieser Activität und Passivität zeigt die Psycho-

logie in den Untersuchungen über die Schwellen des Bewußtseyns und über die Reproductionsgesetze.

108. Ein andres Beyspiel von unrichtigen Begriffen über formelle Bildung giebt die bekannte Anpreisung der Mathematik, sie schärfe den Verstand. Kein Wunder bey solcher Lobrede, daß die meisten Schulmänner zum nämlichen Ziele einen kürzern Weg suchen. Wozu die Figuren und Formeln, wenn die alten Sprachen, die ja ohnehin gelernt werden müssen, das nämliche leisten? Man studire nur Grammatik; auch diese schärft den Verstand. Und sogar noch sicherer; denn man will bemerkt haben, daß auch einfältige Leute das Rechnen zu besonderer Fertigkeit bringen.

Ob die Grammatiker sich nun gerade als kluge Staatsmänner oder Feldherren, oder sonst auf den großen Kampfplätzen des Verstandes auszeichnen, und ob sie darin die Mathematiker übertreffen? das wollen wir nicht fragen; da ohnehin der eingebildete Verstand ein Hirngespinnst ist.

Der Verstand der Grammatik bleibt in der Grammatik; der Verstand der Mathematik bleibt in der Mathematik; und der Verstand jedes andern Faches muß sich in diesem andern Fache auf eigne Weise bilden. Wenn aber grammatische oder mathematische Begriffe irgendwie, auch nur durch entfernte Verwandtschaft, in das Geschäfft eingreifen, welches unter bestimmten Umständen etwa dem Feldherrn oder dem Staatsmann obliegt: dann wird sich, was er früher von jenen Begriffen gefaßt hat, in ihm reproduciren, und seinem Thun zu Hülfe kommen.

Grammatik und Mathematik sind demnach keinesweges Surrogate für einander, sondern jede behauptet sich in ihrem Kreise und Werthe.

Kaum als eine Beyspielsammlung zur Logik läßt sich die Grammatik gebrauchen; obgleich hier einige Gemeinschaft der Begriffe, daher auch eher ein pädagogisches Zusammenwirken möglich ist. Das nämliche gilt in andern Puncten von der Logik und Mathematik. Aber wehe dem, der für Gebrauch

und Uebung logischer Lehren in den höhern Theilen der Philosophie sich darauf verließe, er habe fleißig Grammatik und Mathematik studirt! Weder Grammatik, noch Mathematik, noch Logik, machen den Metaphysiker; obgleich er ohne Logik und Mathematik auch nicht von der Stelle kommt.

Viel eher kann man die Geographie als die Wissenschaft nennen, für welche der Verstand in andern Wissenschaften geweckt wird. Denn die Begriffe der Mathematik, Naturlehre und Geschichte begegnen sich in ihr. Jedoch pflegt gerade die Geographie am wenigsten in dem Rufe zu stehn, eine besondre Vorübung des Verstandes zu erfordern; vielleicht deshalb, weil sie weder in mathematischer, noch physikalischer, noch politischer Hinsicht im gewöhnlichen Unterrichte eine besondre Reife erlangt.

109. Wenn nun der Erzieher sich auf formelle Bildung gar nicht verlassen kann, vielmehr der Begriff derselben durch das Vorurtheil von den Seelenvermögen verunreinigt und deshalb unbrauchbar ist; wenn überdies das bloße Material der Kenntnisse, sofern es auswendig gelernt wird, für sich allein gar keine persönliche Bildung gewährt, und folglich für die Erziehung nicht in Betracht kommt: woran soll denn der Erzieher sich halten?

Erstlich, in Ansehung der Wissenschaften: an Synthese und Analyse.

Zweytens, in Ansehung der Zöglinge: an dem Interesse, sowohl in Ansehung seiner Ausbreitung als Fortschreitung.

1) Synthesis und Analysis beziehen sich unmittelbar auf die Vorstellungsreihen, die in den Wissenschaften liegen.*) Was von denselben in gemeiner, oder auch in künstlich veranstalteter Erfahrung anschaulich herbeygeschafft werden kann, das muß allem wörtlichen Unterricht so reichlich als möglich vorangehn. Knaben, die nichts gesehn, nichts beobachtet haben, kann man nicht unterrichten. Alsdann aber muß es zerlegt und einzeln benannt werden,

*) Pädagogik, im vierten und fünften Capitel des zweyten Buchs.

damit es zum wissenschaftlichen Gebrauche bereit sey. So verwandelt es sich in eine Menge von Anknüpfungspuncten für alles das Neue, was der synthetische Unterricht hinzuthut. Der Erzieher ist allemal auf psychologisch richtigem Wege, wenn er das Gewebe und den natürlichen Fortschritt der Vorstellungsreihen, die ihn beym Unterrichte beschäfftigen, zugleich analytisch und synthetisch durchdenkt, und dafür sorgt, daß die Lehrlinge ihm ohne Erschöpfung der Empfänglichkeit*) und ohne zu starkes Gedränge der einander hemmenden Vorstellungen**) folgen können.

2) Was das Interesse anlangt, so ist es schwer, über die Stufen seiner Fortschreitung etwas Allgemeines zu sagen; und am besten, hierüber auf das Beyspiel großer Dichter zu verweisen, welche die größte Kunst darin beweisen, es zu fesseln und zu steigern.

Hingegen die Ausbreitung des Interesse nach seinen verschiedenen Hauptklassen läßt sich sehr bestimmt angeben; es ist auch schon oben (83.) geschehen; und das Weitere hievon muß in der Pädagogik nachgesehen werden.

110. Die Abtheilung der sechs Hauptklassen des Interesse dient nicht bloß dem Lehrer zur Richtschnur für die Mannigfaltigkeit dessen, was im Unterrichte neben einander gleichzeitig fortlaufen soll (indem das Interesse möglichst gleichschwebend muß erhalten werden); auch nicht bloß zur Abweisung eines unnützen und zerstreuenden Vielerley, während oftmals einerley Lehrgegenstand ein verschiedenartiges Interesse zugleich in Anregung zu erhalten hinreicht (84.): sondern auch zur Beurtheilung der größern oder geringern Wahrscheinlichkeit, daß ein gegebenes Individuum der Erziehung durch den Unterricht wahrhaft zugänglich sey. Oft sind alle

---

*) Psychologie I. §. 94.

**) Psychologie II. §. 128, sammt der dort angeführten Abhandlung über das Maaß der Aufmerksamkeit.

Arten des Interesse nur schwach und flüchtig; dann vermögen sie nicht, die Anstrengung des Lernens zu bewirken, wie sie doch sollten. Oft regt sich eine oder die andre Art, aber in so beschränkter Eigenheit, daß sie eher dem einseitigen Künstler, als dem ausgebildeten Menschen angehört. In allen solchen Fällen, wo weder Wißbegierde noch Geschmack noch Patriotismus noch Frömmigkeit lebhaft hervortreten, und auch bey sorgfältigem Unterrichte, bey gutem Vortrage, bey zweckmäßiger Zucht sich nicht hervorlocken lassen, — da kann die Erziehung in dem Menschen selbst keinen vesten Punct anbringen, an welchem eine sichere Hoffnung wegen seines künftigen Verhaltens im Laufe des Lebens sich halten möchte. Es kommt alsdann in Frage, wie groß die hieraus entstehende Besorgniß werden möge, und welche Gesichtspuncte für den Erzieher nunmehr übrig bleiben?

Außer den sehr bekannten Beobachtungen über die niedere Sinnlichkeit eines Menschen, und über die Gefahren derselben, treten hier wiederum die gleich Anfangs (7.) angegebenen bestimmenden Gründe der Lebensweise hervor. Denn von diesen allen bezieht sich die Ausbildung des vielseitigen Interesse eigentlich nur auf einen einzigen, nämlich auf die erhebende Erhohlung. Diese starke Stütze geht nun freylich verloren, wenn keine inwohnende Kraft der eignen geistvollen Beschäfftigung vorhanden ist. Die übrigen Puncte aber können noch gar sehr in Betracht kommen. Arbeitsamkeit ist möglich als Gewöhnung, selbst ohne empirisches, speculatives, ästhetisches Interesse. Erhohlung zu bloßer Abspannung kann mit der Arbeit noch immer auf eine vorwurfsfreye, wenn auch nicht gerade löbliche Weise zweckmäßig abwechseln, auch ohne sympathetische, gesellschaftliche, religiöse Theilnahme. Im Geleise des Umgangs geht Mancher mit Andern fort, der kein Beyspiel aufstellt, aber doch die goldne Mittelstraße zu halten weiß. Achtung für Höhergebildete, Liebe für Nahestehende, Anhänglichkeit an die Seinigen, endlich die Strenge des Dienstes, trägt Manchen so ganz leidlich durch's Leben, ohne daß eine besondere Kunst der Erziehung an ihm vermißt wird.

Wenn also der Erzieher nichts Höheres zu thun Gelegenheit findet, wenn schwache Anlagen ihm nicht weiter vorzudringen erlauben, so bleibt ihm noch übrig, solchen Hoffnungen, die freylich nicht glänzend sind, sein Verfahren anzupassen; — wiewohl auch dazu noch Umstände nöthig sind, die sich bey manchem, vom Schicksal einzeln hingeworfenen jungen Menschen nicht finden oder nicht voraussehen lassen. Jedenfalls aber zeigt sich der Erzogene als ein leidlich Abgeschliffener, er wird eine gangbare Münze; während der Unerzogene anstößt, abstößt, und, wenn er fällt, sich meist verlassen findet. Daß nun zu dem Abschleifen und Gangbar-Machen auch das Verhüten einer groben Unwissenheit gehört, leuchtet ein; freylich wird auch ein guter Unterricht, dem kein Interesse entgegenkommt, sie oft nicht vermeiden können.

111. Gelingt hingegen die Entwickelung des vielseitigen Interesse, dann ordnet sich das höhere Werk der Erziehung nach den praktischen Ideen (27.), die um so mehr dem Zöglinge mit eignem Lichte leuchten müssen, je weniger es, wie im vorigen Falle, nöthig ist, ihn im Strome der Gesellschaft schwimmen zu lehren. Dagegen wird es desto nöthiger, mit der Höhe der Begeisterung durch Religion und Geschichte die doppelte Strenge des Denkens und der Selbstkritik zu verbinden. Behülflich ist hiebey die scharfe Unterscheidung der einzelnen praktischen Ideen. Denn nicht von selbst schwebt das menschliche Gemüth in einem solchen Gleichgewichte, daß ihm Recht, Billigkeit, Vollkommenheit, und Wohlwollen gleich klar in Begriffen, gleich stark beym Handeln gegenwärtig wären. Und die innere Freyheit sucht oft genug eine excentrische Stellung in Meinungen und Ansprüchen, als ob eben ein neues Licht anstatt der alten praktischen Ideen angebrochen wäre, welches man mit großen Aufopferungen, mit kühnen Thaten auch ertragen müsse, um bey Gelegenheit nicht viel weniger als eine Märtyrerkrone zu erbeuten. Das Streben nach dem Seltenen und Seltsamen liegt im Geiste der Zeit; es paßt aber nicht zu unserm Lande; und die Erziehung muß

wachen, um jugendlichen Talenten die Unbefangenheit zu erhalten, nicht um sie durch die Flammen des Ehrgeizes zu versengen. Doch diese Andeutungen können hier genügen.

112. Bey Gelegenheit des erziehenden Unterrichts erwartet man ohne Zweifel etwas über Humanismus und Philanthropinismus; zwey wunderliche Worte, die in Betrachtungen über den erziehenden Unterricht sind eingeflochten worden. Sie gehören nicht dahin; sondern sie erinnern an das Schulwesen, wovon noch anhangsweise etwas beyzufügen ist.

Daß Schulen als Hülfs-Anstalten für die Familien-Erziehung, die ohne dieselben ungenügend zu seyn pflegt, dienen können, ist oben (105.) eingeräumt worden. Daraus folgt gar nicht, daß alle Schulen wirklich diesen Charakter an sich trügen. Der Staat braucht Beamte mannigfaltiger Art. Der Staat trägt überdies Sorge, daß ein wandelbares Zeitalter nicht die alten Documente der Wissenschaft und Kunst aus den Augen verliere; daß es nicht seinem Leichtsinn und seiner Schwärmerey sich ganz und gar Preis geben, und nicht wie ein Schiff auf wilden Wogen richtungslos dahin fahren möge. Diese Betrachtungen sind höchst gewichtvoll; aber sie sind eben so wenig pädagogisch, als das in ältern Zeiten übliche, unstreitig sehr zweckmäßige Verfahren, bey neu gesetzten Gränzsteinen ein Häuflein Knaben heftig zu prügeln, damit sie sich die Gränzen und deren Bezeichnung genau merken sollten.

Freylich wird Griechisch und Latein am sichersten im Andenken erhalten, wenn man fortwährend eine zahlreiche Jugend zwingt, zur Erlernung dieser Sprachen ihre beste Empfänglichkeit herzugeben. Freylich braucht unsre Theologie diese ganze Kenntniß, unsre Jurisprudenz und Medicin wenigstens einen Theil derselben. Freylich würde unser Wissen bald bodenlos werden, und die sichersten Vergleichungspuncte für die Werke der Redekünste würden in Vergessenheit gerathen, wenn jemals die alten Sprachen uns ungeläufig würden. Freylich müssen alle historischen Fäden, an denen wir die Herkunft

unsrer Cultur rückwärts verfolgen können, auf's behutsamste vestgehalten werden, damit sie uns nicht entschlüpfen. Thäte dies keine andre Nation, so müßte es die deutsche für sich und für die andern thun; denn geschehen muß es durchaus. Da nun diese Motive eben so einleuchtend als dringend sind, so verderbe man nicht das Klare durch's Dunkle, nicht das Veste durch's Schwankende und Zweydeutige.

Ob das Studium der alten Sprachen einen pädagogischen Werth habe? Diese Frage ist längst erhoben, und sie will gar nicht verstummen, trotz aller bis zum Ueberdruß sich wiederhohlenden Betheuerungen des sogenannten Humanismus. Das Zeitalter macht ganz andre Forderungen. Und diese Forderungen erhebt es keineswegs im Namen des verschollenen Dessauischen Philanthropins, von dem man endlich schweigen sollte.

Man sollte froh seyn, wenn es der Pädagogik gelingen kann, sich unter leichten Bedingungen mit jenen, von ihr gar nicht ausgehenden, und gleichwohl gebietenden Gründen für die Beybehaltung der alten Sprachen dergestalt zu vertragen, daß sie nicht genöthigt werde, über erlittenen Schaden Klage zu führen. Die Lobes-Erhebungen der formellen Bildung durch lateinische Grammatik (108.) könnte man sparen; die Jugend behilft sich gern ohne diese Bildung, welche eigentlich erst im männlichen Alter von Denen gewonnen wird, die sich darauf legen. Aber Latein muß gelernt werden; folglich auch lateinische Grammatik; das ist wahr, und das genügt.

113. Für den erziehenden Unterricht der frühern Jugend giebt es nur zwey Hauptwissenschaften: Geschichte und Mathematik. Denn wie früh man zweckmäßig Philosophie lehren könne, darüber fehlt noch hinreichende Erfahrung; und jetzt, da kaum die oberste Klasse der Gymnasien für die Anfangsgründe wieder geöffnet worden ist, nachdem das Mistrauen soweit gegangen war, der Philosophie die Gymnasien ganz zu verschließen (woran freylich die Universitäten Schuld waren): jetzt kann über das, was Philosophie dem gesamm-

ten Jugend-Unterrichte seyn und leisten könne, noch gar kein Urtheil Statt finden, sondern das Urtheil darüber muß lediglich der Zukunft anheim gestellt werden.

Der Geschichte gehört als Hülfswissenschaft die gesammte Philologie. Und wo es sich geschickt ausführen läßt, da ist sehr zu wünschen, daß man die Geschichts-Kenntnisse, die nicht bloß (wiewohl auch!) müssen auswendig gelernt werden, beleuchte und belebe durch das Anschauen ihrer Documente; so wie bey der Naturgeschichte die Exemplare dem Auge dargeboten werden. Es ist auch gewiß, daß die Documente in den Ursprachen weit tiefern und bestimmtern Eindruck machen, als in den Uebersetzungen. Aber dies ist noch lange keine pädagogische Rechtfertigung des Zwanges und Zeitverlustes beym Unterrichte in den alten Sprachen; während außerdem genug und nur zuviel zu lernen vorhanden ist. Und die jetzigen Bewegungen werden uns immer weiter selbst von der Möglichkeit entfernen, die Knaben bey den alten Grammatiken sitzen zu lassen, — mit Ausnahme derjenigen, welche Theologie, Jurisprudenz, Medicin, Philologie, Philosophie als Vorstudien für ihre künftigen Aemter betrachten müssen. Diese amtliche Rücksicht verändert Alles. Aber unsre Gymnasien sitzen voll von Knaben, die nur die untern Klassen besuchen, und deren Eltern nicht einmal die entschiedene Absicht haben, sie studiren zu lassen.

Warum sitzen diese Knaben nicht da, wohin sie gehören, auf den Bürgerschulen? Weil diese sogenannten Bürgerschulen nicht sind, was sie seyn sollten, und im Laufe der Zeit schlechterdings werden müssen, nämlich Haupt- und Volks-Schulen.

Wann erst dort der erziehende Unterricht ohne alte Sprachen getrieben wird (denn für klassisches Latein ist da kein Platz), dann auch werden die Gymnasien ihrerseits Freyheit gewinnen, durch die That zu zeigen, daß bey nicht überfüllten Klassen, bey schon einigermaßen ausgewählten Schülern, bey richtiger Methode, es sehr wohl, und selbst auf glänzende, und doch für Schüler und Lehrer keineswegs peinliche Weise

geschehen kann, den Unterricht in alten Sprachen, stets in die Geschichte verwebt, zum erziehenden zu machen, und ihm dabey den strengen Charakter des gründlich-gelehrten, der ihm unbezweifelt zukommt, zu lassen.

Denn es sind nur die langsamen, oder doch für diese Art der Beschäfftigung unaufgelegten Schüler, welche die Gymnasial-Arbeit verbittern und in die Länge ziehn. Diesen hilft auch keine Methode. Sie müssen aus den Gymnasien wegbleiben.

Dann ist die Methode, welche dem Griechischen den ihm gebührenden Vortritt und Vorrang vor dem Latein anweiset, ohne weitern Einwurf; denn bey gewöhnlich, nur nicht schlecht aufgelegten Schülern erreicht man es ohne besondere Mühe, sie auf diesem Wege zur rechten Zeit an die erste Klasse der Gymnasien abzuliefern; dergestalt, daß sie mit der vollständigsten Fertigkeit im Lateinischen auf die Akademie abgehen können, wenn es ihnen selbst darum zu thun ist, ihren Kenntnissen im spätern Jünglingsalter die nöthige Feile zu geben. Ohne dies hilft aller Unterricht nichts.

Wenn aber die Gymnasien zuweilen vorschützen, sie könnten das nicht zu Stande bringen, was man in Privat-Anstalten leiste: so wird das wohl nicht Ernst seyn. Was sie bey schwachen Köpfen nicht vermögen, das vermag eine Privat-Anstalt noch viel weniger; denn es ist eine bekannte Sache, daß eine größere Masse zwar schwerer zu erwärmen ist als eine kleine, daß aber die kleine weit eher erkaltet als die große.

114. Ueberhaupt muß die Mannigfaltigkeit der Schulen um Vieles größer werden, als sie ist. Jede Schule bekommt durch ihre angestellten Lehrer eine gewisse Eigenthümlichkeit; und das könnte manchmal erwünscht seyn. Nicht Alle passen in alle Schulen.

Einige dürsten nach Gelehrsamkeit so sehr, daß sie niemals gesättigt werden. Für sie ist ein recht reiches Vorrathshaus dieser Waare zu wünschen.

Andre brauchen viel Aufsicht. Die Schule mit strenger Disciplin taugt für sie am besten.

Noch Andre mögen sich gern vertraulich anschließen. Schade, wenn sie nicht Lehrer finden, die ihnen entgegen kommen.

Manche sind zum gelehrten Treiben schlaff; aber geboren zum künftigen Geschäfftsleben. Für diese paßt kein glänzendes, wohl aber ein bescheidenes Gymnasium, das nicht in der Höhe der Kenntnisse, sondern im beständigen Einprägen des Nöthigsten sein Verdienst sucht.

Besonders aber in den untergeordneten Schulen kann die Einförmigkeit weniger, als die Mannigfaltigkeit, erwünscht seyn. Denn die Verschiedenheit der Naturen und ihrer geistigen Bedürfnisse ist überaus groß, und bisher eben so wenig ergründet, als benutzt.

Dreyzehntes Capitel.

Von der geistigen Regsamkeit.

115. Das praktische Interesse des Gegenstandes, zu dem wir kommen, wird nach allem Vorhergehenden nicht mehr zweifelhaft seyn. Von der geistigen Regsamkeit haben wir fortwährend gesprochen; was noch folgen wird, ist Ergänzung, und Uebergang zu schwerern Gegenständen. Auf einige Anstrengung wird hiebey gerechnet.

Jemand höre einen einfachen Ton, oder sehe eine einfache Farbe, (etwa des blauen Himmels, oder einer ganz einförmigen Schneefläche): so ist er in einem Zustande, den man Empfindung nennt. Dieser Zustand pflegt mehr wie ein Leiden als wie ein Thun betrachtet zu werden; und das ist natürlich genug, obgleich die Empfindung kein eigentliches Leiden in sich trägt; sie stört aber die andern Gedanken, und hält ihren Lauf zurück. Allein wenn Jemand den gestirnten Himmel betrachtet, dann sagt man, er sey im Anschauen vertieft; und dies Anschauen wird als ein Thun bezeichnet. Es ist nämlich ein absichtliches Sondern und Zusammenfassen, um Sternfiguren zu gewinnen, aus denen endlich wohl gar die Sternbilder der Himmelskarten werden könnten. Jedoch diese Bilder werden als Phantasien zurückgewiesen; dagegen hat jeder Stern seine bestimmte Stelle, wo man ihn zwischen andern, in bestimmten Winkel-Abständen findet; und dies Finden ist durch eingebildete Formen der Sinnlichkeit keineswegs erklärlich, sondern wird durch die Empfindung des Sehens dergestalt beschränkt, daß man dem Sehen kein

Phantasiren unterschieden **kann**, so lange man wirklich sieht.

Die einförmige Schneefläche konnte die **Regsamkeit** des Anschauens nicht hervorbringen. Ein Gebäude vermag es; aber auf andre Weise, als der gestirnte Himmel. Die Umrisse des Gebäudes sind faßlich, ihre Gestalt ist sogleich gefunden; die Sterne dagegen regen allerley Versuche auf, aus ihnen etwas zu gestalten. Wie machen sie das? Die Vorstellung jedes einzelnen Sterns wird **gehemmt** durch die anscheinende Schwärze des dunkeln Zwischenraums, aber sogleich wieder **hervorgerufen** durch den Anblick des nächsten Sterns. Ein beständiger Wechsel der Hemmung und Reproduction ist die Grund-Voraussetzung dieses und aller ähnlichen innern geistigen Ereignisse.

Wer länger darüber nachdenken will, mag sich allenfalls mit sogenannter sympathetischer Dinte mancherley Schrift oder bunte Figuren auf weißes Papier zeichnen. Er wird keine Zeichnung erkennen, so lange das Mittel, wodurch die Dinte sichtbar wird, noch nicht angewendet ist. Die Zeichnung ist da, sie wird aber nicht sichtbar, so lange die bezeichneten Stellen des Papiers die nämliche weiße Farbe zeigen, wie das übrige. Der Fehler liegt nun nicht daran, daß die weißen Stellen unsichtbar wären; gerade im Gegentheil, so lange sie noch weiß erscheinen, sind sie heller, und folglich sichtbarer, als späterhin, wann sie Farbe annehmen. Was da fehlt, ist nur die Hemmung des Vorstellens; das Auge nimmt alles Sehens ungeachtet keine Gestalt wahr, so lange es **ungehindert** über das gleichmäßig weiße Papier hinwegläuft. Was nach der Färbung hinzukommt, ist **Hemmung**, aber **in genau bestimmter Ordnung** wechselnd mit **Reproduction**.

Aus der Analyse zahlloser ähnlicher Erfahrungen konnte man längst wissen, daß man hier weder mit Seelenvermögen, noch mit vermeinten Formen derselben, (die für alle Gegenstände einerley seyn würden, und keinem seine eigne Gestalt anweisen könnten,) zu schaffen habe; sondern mit **Vorstel-**

lungen, die, in ihren einzelnen Theilen, weder ein Thun noch ein Leiden sind, die aber durch ihren Gegensatz sowohl leidend als thätig werden.

116. Selbstgespräche sind ein andres, sehr bekanntes psychologisches Phänomen. Wozu doch dienen Worte, wenn kein Andrer neben uns ist, der zuhört? Warum reden wir mit uns selbst, als ob wir unsre eignen Gedanken erst dadurch erfahren sollten? — Jedermann weiß, daß die Selbstgespräche ihm nichts nützen; dennoch werden sie gehalten, oft in recht zierlichen Ausdrücken. Aber die Worte haben hier keinen Zweck; sie sind Ballast, der den Gedanken einmal anklebt; der psychologische Mechanismus bringt eins mit dem andern ins Bewußtseyn, weil einmal zwischen Wort und Vorstellung eine beynahe vollkommene Complication war gebildet worden.

Wodurch war sie denn gebildet? — Man frage lieber, ob sie verhindert werden konnte? Wenn das Kind zugleich sieht und hört: so klebt ihm Gesehenes und Gehörtes zusammen. Warum? Beides ist in ihm, und noch obendrein gleichzeitig. Keine Scheidewand aber, um die Verbindung zu hindern, ist in ihm. Alles in dem Einen, der da hört, sieht, vorstellt, würde Ein ungetheiltes Vorgestelltes werden, wenn nicht aus den Gegensätzen der Töne, der Farben u. s. w. Hemmungen entstünden *).

Aus diesen Principien hätten Erzieher und Staatsmänner, die unaufhörlich in Zöglingen und in ganzen Menschenmassen den psychologischen Mechanismus beobachten, die Spur der wahren Psychologie finden sollen. Aber abgesehen von den Vorurtheilen der Schulen, die sich in den Weg stellten, fehlte zur wissenschaftlichen Erkenntniß die Rechnung, ohne die man in diesem Felde keinen sichern Schritt gewinnt.

Vielleicht auch fehlte die wissenschaftliche Geläufigkeit in der Logik, welche zu Hülfe kommen muß, um theils an den

---

*) Psychologie II. §. 118.

Maaßstab ihrer Forderungen diejenigen Vorstellungen zu halten, die man unter dem Namen der Begriffe in den menschlichen Köpfen findet, — während sie niemals genau das sind, was sie als Begriffe seyn sollten*) — theils die Aufmerksamkeit auf den Actus des Urtheilens zu lenken, wodurch die Begriffe nicht bloß schärfer bestimmt, sondern im höhern Nachdenken sogar wesentlich umgebildet werden.**)

117. Reihen von Vorstellungen sucht jeder Lehrer in dem Kopfe seines Lehrlings zu bilden, indem er ihm eine Reihe von Namen, von Vocabeln u. dgl. vorsagt, und nachsprechen läßt, und zum Auswendiglernen aufgiebt. Daß manchmal auch noch überdies das Gelernte außer der Reihe soll aufgesagt werden, bleibe der Kürze wegen unberücksichtigt; auch kann der Actus des Memorirens hier nicht vollständig so, wie er im gebildeten Geiste vor sich geht, dargestellt werden. Wir müssen uns auf das Einfachste und Höchstnöthige beschränken; denn selbst dies ist noch ziemlich verwickelt, und kann, wenn man nicht rechnen will, nur gleichnißweise erklärt werden; ja auch so nur unter Voraussetzung scharfer Aufmerksamkeit.

Zuerst ist zu merken, daß jede Vorstellung, sobald sie von einer Hemmung durch entgegengesetzte ergriffen wird, zwar im Bewußtseyn sinkt, das heißt, verdunkelt wird; aber nicht plötzlich, sondern allmählig.

Der Lehrer sage dem Knaben etwas vor: so entsteht in dem Knaben eine Reihe von Vorstellungen, die wir mit a, b, c, d, e, f, g bezeichnen wollen. Sogleich, indem die erste dieser Vorstellungen, a, hervortritt, wirkt auf sie irgend etwas Entgegengesetztes, woran der Knabe sonst würde gedacht haben, und welches nunmehr, da es hinweggedrängt wird, einen Gegendruck äußert. Die Vorstellung a sinkt also; aber nur um ein Weniges. Denn noch ehe sie bedeutend ver-

*) Psychologie II. §. 120.

**) Ebendaselbst §. 139 — 149.

dunkelt ist, kommt die zweyte Vorstellung b hinzu. Was folgt daraus? Das ganze b verschmilzt, ungehemmt wie es in diesem Augenblick noch ist, mit a; jedoch nicht mit dem ganzen a, sondern nur mit a in so fern es nicht schon verdunkelt, also in so fern es noch im Bewußtseyn gegenwärtig ist! Dieses In-so-fern nennen wir den Rest von a. Und zwar den ersten Rest. Denn es steht bevor, noch einen zweyten, dritten, vierten Rest des nämlichen a sorgfältigst unterscheiden zu müssen. Der Grund davon liegt in der Verlängerung der Reihe. Auf b folgt c. In diesem Augenblicke findet sich zweyerley verändert. Erstlich ist a, dessen Hemmung immer fortgeht, jetzt schon mehr gehemmt als vorhin. Eben darum ist nun nicht mehr der ganze erste Rest von a im Bewußtseyn, sondern nur der zweyte Rest von a ist noch vorhanden. Aber Zweytens: b ist auch von der Hemmung ergriffen. Folglich verschmilzt nunmehr das ganze c mit dem ersten Reste von b, und mit dem zweyten Reste von a.

Man übersieht ohne Mühe, wie das fortgeht. Jede Vorstellung verschmilzt, indem sie eintritt, mit allen Resten, welche sie von den vorhergehenden noch antrifft. Was aber daraus folgt, ist etwas schwerer zu sagen, und dazu dient folgendes Gleichniß:

118. Einer Menge von Menschen werde einerley Geschäfft aufgetragen. Wären die Leute alle gleich rüstig, so würden sie es gleich rasch angreifen, und zugleich endigen. Aber wir müssen erwarten, sie ungleich stark zu finden. Also, sollte man meinen, würden die stärksten zuerst fertig. Keinesweges! Je geschwinder Einem die Arbeit unter den Händen von Statten geht, desto weniger strengt er sich an. Wenn es auch nicht immer in der Welt so geht, so paßt es doch zum Zwecke unseres Gleichnisses, für jetzt an solche Saumseligkeit zu glauben. Wenn nun Jeder in demselben Maaße, wie er seine Arbeit vorrücken sieht, sich weniger anstrengt: so hat zwar der Stärkste am rascheſten begonnen, aber bald

läßt er merklich nach, und arbeitet nicht geschwinder, als der nächste nach ihm, der etwas langsamer anfing. Der dritte war anfangs noch langsamer; nach einiger Zeit aber hohlt er, was die Geschwindigkeit anlangt, den zweyten ein; und so ferner.

Nun nehmen wir noch hinzu, daß die Arbeit, indem sie vorrückt, irgend Etwas gegen sich reizt, wodurch sie mehr und mehr in ihrem Fortschritte aufgehalten, ja wieder verdorben wird. Was ist die Folge? Der erste Arbeiter stößt am frühesten dergestalt an, daß er nicht weiter kann; der zweyte hat das nämliche Schicksal später, der dritte noch später, u. s. f. *)

Man würde sich irren, wenn man dies Gleichniß auf die verschiedenen Vorstellungen a, b, c, d u. s. w. beziehen wollte.

Wir haben nicht ohne Ursache in jeder dieser Vorstellungen verschiedene Reste gesondert, auf denen ihre Verbindung mit den andern Vorstellungen beruht. Nun fasse man zuerst die eine Vorstellung, a, ins Auge. Man versetze sich ferner in einen andern Zeitpunct. Gestern war der Knabe von seinem Lehrer unterrichtet; heute soll er aufsagen. Der Lehrer ist so gefällig, ihm die erste Vorstellung a zurückzurufen. Jetzt aber strebt a, in seinen ganzen vorigen Stand, mit allen seinen Verbindungen zurückzukehren. Dies Streben ruft b, c, d, e, f, g; aber nicht auf gleiche Weise. Der erste, zweyte, dritte Rest von a gleicht nun dem ersten, zweyten, dritten Arbeiter. Denn das Streben nimmt ab an Wirksamkeit in dem Maaße, wie ihm Genüge geschieht. Wären die Reste alle gleich rasch in ihrem Wirken, so könnte der Knabe zum Aufsagen nicht kommen; denn er würde Alles auf einmal herausstoßen wollen. Der erste Rest treibt aber

*) Dies Gleichniß möchte wohl das beste seyn, was sich finden läßt, um Denen, die mathematischen Untersuchungen nicht folgen können, den Mangel derselben einigermaßen zu ersetzen.

am schnellsten die Vorstellung b hervor; kaum ist das Wort dafür ausgesprochen, so sinkt, wegen stets widerstrebender andrer Vorstellungen, b zurück; c dagegen kommt nun zum Worte. Indem es sinkt, gelangt d eben dahin. Diese Ordnung und Folge nun ist die nämliche, wie die gegebene Reihe; daher hat der Knabe gut aufgesagt, indem er c zwischen b und d stellte, eben so d zwischen c und e, desgleichen e zwischen d und f, und so ferner.

Es muß hier genügen, dies von der Vorstellung a bemerklich gemacht zu haben. Ist b an sich stark genug: so hilft es beym Hervortreten der folgenden Glieder mit seinen verschiedenen Resten, die nunmehr mit den vorerwähnten Arbeitern verglichen werden müssen. Bey näherer Untersuchung wird man leicht bemerken, daß, wenn zuerst, bey der Wiederhohlung, der Lehrer dem Knaben die Vorstellung d erneuert hätte, alsdann zwar dieses d auf die folgenden Glieder e, f, g gerade so wirken müßte, wie vorhin a wirkte auf b, c, d; aber ein andres Gesetz der Reproduction gilt, wenn man die Reihe rückwärts betrachtet. Die Vorstellung d wirkt nicht bloß auf die nachfolgenden, sondern zugleich auf die vorhergehenden Glieder; jedoch mit dem Unterschiede, daß diese rückwärts gehende Wirkung von dem ganzen d auf verschiedene Reste von c, b und a ausgeübt wird; ein Unterschied, der in der Psychologie wichtige Folgen hat.*)

119. Auf die eben angedeutete Untersuchung muß zuvörderst Alles zurückgeführt werden, was irgend veranlassen kann, das Wort Zwischen auszusprechen. Dahin gehören die sämmtlichen Reihenformen: Raum, Zeit, Zahl, Grad, Tonlinie, Farbenfläche, ja sogar die logischen Anordnungen der

*) Psychologie I. §. 100, und II. §. 109—116. Wer diese Untersuchungen gering schätzt, von dem müssen wir annehmen, daß ihm an mathematischer Psychologie nichts liegt. Daß man das übel nehme, hat keine Noth.

Begriffe, die zwischen höheren und niederen Begriffen ihre Stelle haben. Nicht genug kann man warnen gegen das grundfalsche Vorurtheil, als wären Raum und Zeit Formen der Sinnlichkeit. Bey Gelegenheit sinnlicher Empfindung erzeugen sich vorzüglich häufig, vorzüglich vollständig, und mit manchen, daraus hervorgehenden, nähern Bestimmungen die Reihenformen; das ist Alles, was an der Verknüpfung der Sinnlichkeit mit dem Raume wahr ist. Aber schon im neunten Capitel war Gelegenheit daran zu erinnern, daß es sehr wichtige Analogien mit dem Raume im Gebiete des Schönen giebt.

Das räumlich Schöne in der Plastik und Malerey, das zeitlich Schöne der Melodie und Rhythmik, sind Proben von derjenigen Regsamkeit unsrer Vorstellungen, welche aus ihrem reihenförmigen Gefüge hervorgehn. Das Gefühl liegt beym Schönen, (und so überall,) nirgends anders, als in den Vorstellungen selbst; es ist ein Zustand, worin sie einander gegenseitig und zusammengenommen versetzen. Freylich aber liegt es eben deshalb in der Seele, welche nur Eine ist in ihrem gesammten Vorstellen. Dies läßt sich im Allgemeinen erkennen; und die Bahn zu künftigen Untersuchungen über Dinge, die bisher ganz unbegreiflich schienen, ist hiemit geöffnet.

120. Ferner hängt hiemit zusammen die Lehre vom sogenannten Begehrungsvermögen. In ihrer einfachsten Form ist Begierde nichts anders als eine Vorstellung, die einer Hemmung nicht nachgiebt, sondern, gestützt auf ihre Verbindungen, dagegen andrängt und im Bewußtseyn emporsteigt. Allein gerade darum, weil die Verbindung selbst meistens reihenförmig ist, muß auch zu diesem Behufe die Reizbarkeit der Vorstellungsreihen genauer untersucht werden. *)

Will man aber diese und andre Anwendungen der nämlichen Lehre gehörig überlegen: so ist nöthig, sich nicht bloß einfache Reihen zu denken, sondern Reihen von Reihen, Ge-

*) Psychologie II. §. 150.

webe von Reihen; ja sogar Reihen von Geweben aus Reihen, u. s. f.; kurz das, was schon oft unter dem Namen einer Vorstellungsmasse ist erwähnt worden. Der ganz formlose Ausdruck Masse wird hier bloß deswegen gewählt, weil es unbestimmt bleiben muß, ob die jedesmal vorhandne Form nicht in anderm Sinne auch höchst unförmlich, misgestaltet, könne genannt werden. Denn der psychologische Mechanismus bildet sich nur dann regelmäßig, wenn Erziehung durch Menschen, durch Welt und Schicksal hinzukommt; sonst oftmals höchst zweckwidrig.

Er wirkt auch nicht immer vollständig. Seelenstörungen und Träume entstehn auf unsäglich mannigfaltige Weise aus den physiologischen (vom Leibe ausgehenden) Hemmungen, wodurch die Regsamkeit der Vorstellungsreihen genöthigt wird, sich in verstümmelten, und alsdann wieder falsch zusammengesetzten Producten zu zeigen.

121. Alles dies läuft darin zusammen, daß man die geistige Regsamkeit lediglich in den Vorstellungen selbst zu suchen hat; während Andre sie in den Seelenvermögen, noch Andre gar im Hirn suchen. Dem praktischen Menschen könnte die Frage nach dem Sitze und Ursprunge dieser Regsamkeit sehr gleichgültig scheinen; fast so gleichgültig, wie die Frage vom Sitze der Seele. Wird etwa dadurch, möchte er ausrufen, die Regsamkeit selbst größer oder besser, daß Ihr Eure Meinungen von ihrem Entstehn verändert?

Eben hierin liegt Etwas nicht Gleichgültiges. Denn dieser Ausruf veranlaßt einen zweyten: Werdet Ihr etwa dadurch freyer, daß Ihr von der Freyheit diese oder jene Meinung faßt?

Ueber den Ursprung der geistigen Regsamkeit, also über die Möglichkeit, daß Jemand eine gewisse Handlung mit oder ohne bewußtes Wollen, mit oder ohne vorgängige Rechenschaft, die er sich selbst darüber ablegte, vollzogen habe: darüber disputiren heutiges Tages Aerzte und Criminalisten mit nicht geringer Heftigkeit. Der Streit hat auch nicht das An-

sehen, bald nachlassen zu wollen. Auf der einen Seite die fortlaufende Reihe von Criminalfällen, auf der andern das Asyl der Unwissenheit, welches man Freyheit nennt! Die Criminalfälle ängstigen mit Recht das Gewissen der Richter; die Freyheitslehre, übertrieben bis zu der Behauptung, auch der Wahnsinnige sey schuldig, spornt sie, Handlungen zu bestrafen, die nicht bloß aus dem rohen, sondern sogar aus dem fremdartig gehemmten psychischen Mechanismus hervorgehn; ohne Rücksicht auf den vielleicht unverschuldeten Mangel einer höhern Bildung zu sittlichem, klarem Bewußtseyn. Und nun stellen sich ihnen Physiologen in den Weg, die, nach der andern Seite hin übertreibend, *Leben* und *Seele* verwechseln! Folglich auch den Willen selbst als bloßen, glücklich oder unglücklich ausfallenden Lebensactus betrachten.

Solche Verwirrung kann zwar hier keine Polemik veranlassen, aber sie mag erinnern, daß auch scheinbar bloß theoretische Lehren ihre sehr wichtige praktische Seite haben.

122. Schon oft ist von der Zusammenwirkung mehrerer Vorstellungsmassen die Rede gewesen (41. 65 u. s. w.). Diese ist's, welche zuerst leidet, sobald die geistige Regsamkeit im Ganzen gehemmt wird. Daher vertraut man dem Wahnsinnigen kein Geheimniß; dem Schlafenden versucht man es abzufragen; bey sonst keuschen und züchtigen Personen tritt im Delirium der Geschlechtstrieb nackt hervor, u. s. f. Es bedarf nur die mindeste Ueberlegung dieser Beyspiele, um zu bemerken, daß hier die höhern Vorstellungsmassen, welche dem verkehrten Betragen nach gehöriger *Apperception* (70.) Einhalt thun sollten, gelähmt sind; daher nun die niedern ungehindert zu einer Wirksamkeit gelangen, wie sie von ihnen nicht besser zu erwarten ist. Man wird demnach ohne viele Worte begreifen, daß in dem *Zusammenwirken* der verschiedenen höhern und niedern Vorstellungsmassen der Sitz derjenigen geistigen Regsamkeit ist, welche gemeinhin *Vernunft* genannt wird. Der Name *praktische Vernunft* aber paßt insbesondre da, wo in den höhern Vorstellungsmassen

diejenigen ästhetischen Urtheile (45.) ihren Wohnplatz erhalten und behauptet haben, die nicht etwa auf Gärten, Häuser, Bildsäulen, sondern auf die innern geistigen Regungen selbst gerichtet sind. Also vorzugsweise jene fünf, und mit ihrer Anwendung zehn (27.), deren Gegenstand der Wille selbst ist.

Jetzt suche man den Punct, worauf die Untersuchung des Criminalrichters zielt. Zuerst unstreitig, was man den Geschwornen zugewiesen hat, die That. Aber das reicht nicht hin. Wenn Flüsse und Bäume menschliches Leben verkürzen, wenn Thiere Schaden anrichten, so bemüht sich wenigstens heutiges Tages gegen sie kein Criminalrichter. Die That soll erst gerechnet werden zu einem bösen, oder mindestens nachlässigen Willen. Geht man nun genau zu Werke, so unterscheidet man noch den Willen vom Charakter. Es ist allerdings gar nicht einerley, wie tief einem Menschen dasjenige Wollen sitzt, welches in That hervorgebrochen ist. Wir reden hier nicht etwa vom Wahnsinn, sondern davon, ob in dem Augenblicke, wo das Schwerdt der Gerechtigkeit den Tod bringt, der Mensch noch Verbrecher ist, oder nicht. Denn Fälle genug kann es geben, wo die Sünde schon völlig abgewaschen ist; wo sie nichts war, als ein böses Wetter. Ging die That nicht aus dem bösen Charakter, sondern aus einer Verstimmung hervor, und ist diese Verstimmung heilbar: alsdann reicht das Entsetzen vor dem Vollbrachten schon völlig hin, um dem Individuum, welches vor sich selbst erschrickt, ähnliche Handlungen für die Folge unmöglich zu machen.

Allein es scheint nicht, daß die peinliche Rechtspflege sich um diesen Umstand viel bekümmere. Ob der Mensch, welcher Böses that, von längst gefaßten sittlichen Vorsätzen abwich, ob er wohl gar umgekehrt böse Grundsätze mit Consequenz in Ausübung brachte, darnach fragt zwar der Criminalist, allein die Nachweisung dieser Puncte ist doch nicht das Entscheidende. Es ist ja sogar neuerlich den Psychologen übel genommen worden, wenn sie bey charakterlosen Personen den Wahn nachwiesen, durch's Verbrechen Gutes zu stiften. Man denke nur

an die Schauspielerin, die sich unglücklich fühlte, ähnliches Unglück für ihre kleinen Töchter befürchtete, und sie aus mütterlicher Fürsorge mit Opium aus der Welt schaffte. „Sie hat absichtlich gemordet, (sagen die Criminalisten,) das genügt."

Wir wollen nun zwar nicht mit Psychologie beschwerlich fallen. Der Fehler liegt in den ersten Elementen der Ethik. In dem erwähnten Falle mangelt der Wille, Schaden zu stiften; worauf mit vollem Rechte gleich die ersten Blicke gefallen waren.

Zusatz.

In dem Augenblicke, da dieses Manuscript soll abgesendet werden, führt der Zufall das Septemberheft von Hitzig's Zeitschrift für die Criminal-Rechts-Pflege vom Jahre 1830 herbey. Darin findet sich ein Artikel mit einem merkwürdigen Vorworte des Herrn Herausgebers, wodurch der Vorwurf einer feindlichen Stellung der Zeitschrift gegen die Medicin soll abgelehnt werden. Wie gehört das hieher? — Es wird sich gleich zeigen.

„Wir haben es allein mit solchen Aerzten zu thun, welche „Gründe für ihre Gutachten nicht aus ihrer Wissen„schaft entnehmen, sondern glauben, daß ein seichtes, „sogenanntes psychologisches Geschwätz, darum, „weil das Physicatssiegel darunter steht, dem Richter für „ein technisches Parere gelten müsse."

Hiemit, wird man sagen, ist gründliche Psychologie noch nicht zurückgewiesen. Mit deutlichen Worten freylich nicht. Es wird bloß behauptet:

„daß, wenn ein Arzt seine ganze Argumentation durchaus „auf eine nicht medicinische Basis gründet, der Rich„ter sich unmöglich an ein solches Urtheil gebunden halten „könne."

Ohne weitere Bemerkung hierüber kommen wir sogleich auf drey merkwürdige Criminalfälle, welche in dem angeführten Hefte enthalten sind, und fast dazu ausgesucht scheinen,

um gerade auf die Weise, wie es im vorliegenden Buche beabsichtigt wird, dem praktischen Verstande so wenig abstract als möglich die Gegenstände unsrer Betrachtung vor Augen zu stellen.

1) Einer zündet sein Haus an, um die zu hoch gesteigerten Assecuranzgelder zu gewinnen, und seinen Plan eines bessern Neubaues ins Werk zu richten. Mit verschiedenen Miethsleuten, die bey ihm wohnen, hat er schon im Voraus von dem Glücke geredet, abzubrennen; auch guten Rath fallen lassen, man möge für mögliche Fälle die Sachen zum Fortschaffen bereit halten. Er rühmt sich, gelernt zu haben, wie man Richter täuschen müsse. Er droht, einen Angeber würde der Brenner stumm zu machen wissen, oder ihn selbst als Brandstifter verklagen. Endlich, nach der That, im Gefängnisse, horcht er freudig auf ein vorgebliches Mittel, sich der Strafe zu entziehen.

2) Ein Unglücklicher, um sich den Selbstmord zu sparen, wünscht hingerichtet zu werden; zu diesem Zwecke stürzt er seine vierjährige Tochter in einen Brunnen. — Hier wird die Psychologie angeklagt, schlechte Dienste geleistet zu haben. Denn: das Gericht erkennt nur auf einfache, lebenswierige Detention; und findet den Grund, weshalb der Spruch nicht auf engstes Gefängniß nebst wiederhohlter öffentlicher Züchtigung laute, darin, daß der Inquisit durch die drückendste Noth der Verzweiflung nahe gebracht worden, und daß diese Lage störend auf seinen freyen Willen und sein Ueberlegungsvermögen gewirkt habe.

3) Ein melancholischer Mensch, übrigens unstreitig bey Verstande, drohet seiner Frau, sie werde ihn am Ende mit ihrer Schlechtigkeit (die, wie es scheint, nur seine Einbildung, wenigstens nicht bewiesen ist) noch so verwirrt machen, daß es ihm gehe, wie jenem Schneider, der zuerst seine Frau, dann sich selbst mordete. Bald darauf kommt der Bruder zur Frau, und erzählt

einen Unglückstraum, worin das Verbrechen prophezeiht wird. Magenkrampf, Herzklopfen, achttägiges tief in die Nacht hinein fortgesetztes Arbeiten kommt noch hinzu; ein Rasiermesser liegt gerade bereit, — und die That wird nach dem doppelten Vorbilde vollzogen; nur gelingt der Selbstmord nicht ganz. Der Mann wird geheilt, um sein Urtheil zu empfangen; Strafe des Schwerdts mit Schleifung zur Richtstätte. In dem Gutachten des Physicus findet sich als Probe von Psychologie folgende Stelle:

„Dem Principe des Sittlich-Guten gegenüber, wohnt „aber auch dem Menschen ein Princip des Bösen, „die Sinnlichkeit, der Egoismus, inne; mit „ersterem im fortwährenden Kampfe begriffen." *)

Ueber die Befugniß wissenschaftlicher Psychologie und Ethik (denn Psychologie allein reicht nicht aus), zur Beurtheilung der Verbrechen ihren Beytrag zu geben, — und zwar nicht bloß durch den Mund der Aerzte, denn Psychologie ist viel zu schwer, als daß ein Doctor-Diplom deren gründliche Kenntniß verbürgen könnte, — hierüber eine, der Wichtigkeit des Gegenstandes angemessene Auseinandersetzung zu liefern, wäre eine große Aufgabe, deren Lösung der Zukunft muß vorbehalten werden, wenn auch eine solche Arbeit nicht auf Dank und Anerkennung zu rechnen hätte. Hier können nur einige Winke zur beliebigen Benutzung Platz finden. Wir betrachten dabey die Fälle nicht als Wirklichkeiten, sondern wie wenn sie bloß Uebungs-Exempel für die Schule wären.

Zuvörderst tritt nun in dem ersten Falle nicht bloß das, was man eine freye Handlung zu nennen pflegt, sondern wirklich volle Freyheit des handelnden Menschen hervor. Alle seine Vorstellungsmassen erscheinen gleichsam angesteckt von dem bösen Plane; alles Reden und Thun, nach wie vor dem

*) Es lohnt nicht, solche Reden näher zu beleuchten. Man vergleiche, wenn man will, Psychologie II. §. 152, sammt dem was vorhergeht.

Verbrechen, zielt dahin; er weiß, daß die Einwohner seines Hauses in den Flammen den Tod finden können; er zündet es dennoch an. Hier ist keine zufällige Hemmung, deren Verschwinden einen b e s s e r n Menschen darstellen würde. Bloß der Erfolg ist zufällig nicht ganz so schlimm, wie er seyn konnte; denn man erfährt nicht, daß jemand verbrannt sey.

Was dagegen den armen Tagelöhner anlangt, der durch Hinrichtung zu sterben wünscht, so würden milde Herzen, hätten sie seine Noth gekannt, ihm das gute Gewissen und seinem Kinde das Leben wahrscheinlich durch eine sehr mäßige Fürsorge und durch freundlichen Zuspruch haben erhalten können. Aber die Lebenswege sind ihm verschlossen; seine Gedanken stocken; das Vatergefühl erlischt in ihm, und seine Handlung, ihrem Endzwecke nach betrachtet, ist Selbstmord, dem nur das Gelingen fehlt. Die Absicht, Wehe zu thun, — der allererste wesentliche Punct, auf welchem der Ursprung des Begriffs der Strafe beruht*), tritt nirgends in solcher Deutlichkeit hervor, daß man darauf Gewicht legen könnte. Das Wesen des Verbrechens ist kein dolus, wohl aber culpa. Er hätte sollen den Gedanken des Selbstmords verabscheuen! Er hätte sollen die geringen Hülfsmittel seiner Existenz noch möglichst benutzen! Er hätte sollen vor dem Leben seines Kindes Respect fassen! — Aber die Wahrheit zu sagen, die Forderung einer meist schon erloschenen Geisteskraft ist, nach der vorhandenen Beschreibung zu urtheilen, doch nicht gar viel klüger, als wenn man Nachdenken von einem B l ö d s i n n i g e n fordern wollte. Diesem, nicht aber dem kraftvollen Wahnsinn, nähern sich solche Fälle, wo ein Misgriff zum Verbrechen wird, weil die Gedanken des Menschen nicht mehr gehörig zusammenwirken.

Merklich anders verhält sich der dritte Fall. Hier ist zwar auch Verzweiflung und Selbstmord, aber zuerst die Absicht, Rache zu üben wegen vermeinter Beleidigung; dann erst, sich selbst für das Verbrechen zu strafen. Darin liegt k l a r e s

*) Praktische Philosophie, im fünften Capitel des ersten Buchs.

moralisches Bewußtseyn; und dasselbe anerkannt zu haben, gereicht dem gerühmten medicinischen Gutachten keinesweges zu besonderem Lobe; vielmehr verstand sich von selbst, daß man es nicht übersehen konnte, wenn man nicht etwa hätte absichtlich blind seyn wollen. Dennoch ist der Zusammenhang der Handlung so beschaffen, daß er bey einem charaktervollen Menschen tragisch heißen würde. Finstre Bilder, Beyspiel und Traum, schweben voran; der verstimmte, zerrüttete Mensch läßt sich fortschleppen von den Veranlassungen. Hier ist dolus und culpa zugleich. Der dolus liegt in den Vorstellungsmassen, welche handelnd hervortreten; die culpa in den andern, die sich zum Widerstande erheben sollten, und wirkungslos blieben. Und dennoch — obgleich die Handlung frey zu nennen ist, erblickt man keinen freyen Mann. Immer noch behält das Unglück seinen Theil an der That; und recht eigentlich ist der Thäter ein armer Sünder; eine Benennung, worauf jener kalt berechnende Brenner keinen Anspruch hat.

Keiner von diesen Fällen zeigt den Gipfel der Bosheit, die eigentliche Tücke. Andrerseits sinkt auch keiner bis zu solcher Milderung des Urtheils herab, wie jene Handlung einer Mutter, die, nach eignem Beyspiele ein klägliches Leben für ihre Töchter fürchtend, ihnen lieber einen sanften Tod giebt. Darin lag ein Misgriff in guter Meinung.

Sollen wir nun noch sagen, daß die Zurechnung eine Größe hat, welche wächst und abnimmt? — Und daß die Strafe mit der Zurechnung wachsen und abnehmen sollte? — Wenn nun schon jenem armen Sünder die geschärfte Todesstrafe zuerkannt wird; ja wenn der Unglückliche, der die Hinrichtung wünschte, zur Strafe ein schmachvolles Leben fortsetzen muß: welche ausgesuchte Pein soll jenem Brenner bestimmt werden, bey welchem die Zurechnung, wenn die übrigen Umstände gleich wären, ohne Vergleich höher steigen müßte? — Ist es unsern Criminalisten so überaus leicht, die Todesstrafe gegen stets erneuerte Einwürfe zu

vertheidigen, daß sie dieselbe nicht etwa (wie man erwarten könnte) den seltenern Fällen einer ganz klaren Zurechnung vorbehalten, sondern die Hülfe der Psychologie und der Ethik von sich stoßen, damit die Gränzlinien, die sich zwischen den Verbrechen ziehen lassen, ja nicht zum Vorschein kommen mögen? —

Vierzehntes Capitel.

Vom Leben.

113. Empfindung, Anschauung, Phantasie, Vorstellungsreihen und deren Reizbarkeit, Fühlen, Begehren, Wollen, logisches, ästhetisches, moralisches Urtheil, der Charakter selbst, — alles dies, sammt Wachen, Schlafen, Träumen, erscheint manchen, jedoch nicht allen, Physiologen als eine Summe von Lebenszeichen; wohin dann ferner die großen Familien der Vegetation, der Irritabilität, der Sensibilität gerechnet werden. Denn schon die Pflanze, welche nur wächst, besitzt Leben; das Thier, versehen mit irritabeln Muskeln, und mit Sinnes-Werkzeugen, hat ein höheres Leben; wenn nun beym Thiere Leben und Seele einerley wäre, — wenn man, um sich ja recht süßlich oder doch recht zweydeutig auszudrücken, einen beynahe romantisch klingenden Ausdruck, die Psyche, beides aber auch nach Belieben abwechselnd eins von beiden bezeichnen läßt: warum sollte denn beym Menschen, der den Physiologen nur ein Thier ist, mit dem man nicht experimentiren darf, die Seele vom Leben unterschieden werden?

Jedenfalls ist das Leben ein Erfahrungsgegenstand; die Seele aber ganz und gar nicht. Betrachten wir also für's erste das Leben, und späterhin die Seele. Zwar haftet an der Betrachtung der Seele, als eines selbstständigen Wesens, ein sehr starkes praktisches Interesse, nämlich das der Unsterblichkeit. Allein es ist an diesem Orte noch nicht nöthig, dasselbe in Anspruch zu nehmen.

Das Leben ist das Land der Wunder; und die nüchternste Erfahrungsweisheit kann sich hier vom Erstaunen nicht trennen. Zwischen dem Erklärbaren und dem Unerklärlichen einige Gränzlinien zu ziehen, ist der nothwendige Anfang der wissenschaftlichen Abstraction.

So z. B. kann man bey der Irritabilität die zweckmäßige Einrichtung der Muskeln, welche nur mit religiösem Sinne aufzufassen ist, in Gedanken absondern von der Frage: wie die Zusammenziehung der Muskeln an sich möglich sey? Offenbar nämlich ist diese Möglichkeit die erste Voraussetzung kunstvoller Anordnung und Verbindung so vieler verschiedenen Muskeln an passenden Orten; aber das Vorausgesetzte ist noch nicht die bewundernswürdige Kunst selbst. Eben so ist bloße Vegetation in krankhaften Auswüchsen nichts zweckmäßiges; aber die allgemeine Frage von der Möglichkeit der Vegetation trifft die Auswüchse eben so wohl als die gesundesten Theile des Leibes. Von der Sensibilität gilt das nämliche; in den Sinnentäuschungen des Kranken bleibt sie stets ein natürliches, obwohl kein zweckmäßiges Ereigniß.

Im vorhergehenden Capitel war von Zweckmäßigkeit nicht die Rede. Soll sie in die Vorstellungsreihen gelegt werden, so ist dies Sache der Erziehung und geselligen Bildung; darnach richtet sich alsdann die geistige Regsamkeit. Hier aber, wo wir nicht das sogenannte Leben des Geistes, sondern das Leben des Leibes bey schlafendem oder wachendem Geiste, oder auch eben so wohl das geistlose Pflanzenleben — also das eigentliche Leben, welchem der Geist zufällig ist, im Auge haben: hier findet sich nicht bloß ein auffallender Unterschied zugleich von Geist und von roher Materie, sondern eben hier auch findet sich die offenbarste Zweckmäßigkeit, welche überhaupt dem Blicke des Menschen erreichbar ist.

Wir rechnen in diesem Buche überall auf die reine Empfänglichkeit des gebildeten Lesers; nicht aber auf Verbildung durch falsche Systeme. Daher ist hier kein Widerstreben gegen die natürliche Auffassung des Zweckmäßigen zu erwarten;

sondern wir setzen voraus, man nehme dasselbe wie es sich giebt; und knüpfe nun, ohne Quälerey mit idealistischen Zweifeln, den religiösen Glauben daran, als an ein Gegebenes und nicht bloß Postulirtes. Dann ist geschehen was sich gebührt; und so muß es bleiben; ungetrübt durch Einwürfe, gegen welche der gebildete Mann ruhig die Metaphysik mag wirken lassen.

124. Aber auf allgemein verbreitete Vorurtheile müssen wir freylich auch hier gefaßt seyn.*) Hieher gehört nun zwar nicht ganz, aber doch nach der gewöhnlichen Auffassung, der alte Satz: Der Mensch besteht aus Leib und Seele.

Und wie nun, wenn Einer die Seele herausnehmen könnte? Dann wäre der Leib todt?

Haben denn die Pflanzen auch eine Seele? Und ist an deren Gegenwart das Leben der Pflanzen gebunden?

Ein Alter sagte scherzweise: dem Schwein sey die Seele gegeben statt des Salzes, damit es nicht faule. Das ist schon zuviel gesagt. Die Pflanzen haben keine Seele, und leben doch. Beschneidet man den Baum an einem Orte, so wuchert er desto stärker am andern. Nimmt man dem Rosenstock die ersten Knospen, so blüht er später. Keine Blumenseele war mit den Knospen verloren.

Man schreibe nun, um ein für allemal den Unterschied zwischen Seele und Leben zu merken, jene geistige Regsamkeit, von welcher im vorigen Capitel die Rede war, der Seele zu; einem ganz einfachen, an sich unräumlichen Wesen, das mit der Materie, wie sie den Sinnen erscheint, gar keine Aehnlichkeit hat. Das Leben aber gehört der Materie, und findet sich bey Thieren und Pflanzen nur darum im Ganzen, weil es in allen Theilen, wiewohl nicht in allen

*) Vielleicht auch auf Leser, die noch nicht wissen, daß die Gegenstände, von denen hier etwas Weniges mitgetheilt wird, zu den allerschwierigsten gehören. Man schlage die Metaphysik nach, dort stehn sie ganz am Ende.

einerley, sondern eben so verschieden ist, als diese Theile in ihren organischen Functionen sich zeigen. So hat die Lunge ein andres Leben als der Magen, das Blut ein andres Leben als das Mark. Aber nicht minder die flüssigen Theile sind belebt als die vesten; denn zwischen Flüssigkeit und Vestigkeit schwebt im lebenden Leibe Alles unaufhörlich, so daß man weder den Begriff des starren noch den des flüssigen Körpers, streng genommen, darauf anwenden kann.

Jenes unedle Thier hat Leben so gut wie ein andres. Es hat überdies auch eine Seele, die jedoch den Dienst des Salzes nicht leisten kann. Sie dient, damit das Thier nicht eine Pflanze sey, sondern sehe und höre, sich bewege und seine Nahrung suche.

125. Ehe wir weiter gehn, ist es zweckmäßig, den Begriff des Leichnams zu betrachten. Dieser ist das Gegentheil des Lebenden, aber eben so sehr das Gegentheil der rohen Materie, die niemals gelebt hat. Denn der Leichnam ruhet nicht; er muß verwesen, wenn es nicht gewaltsam gehindert wird. Auch ist er nicht so einfach und schlechtweg die Negation des Lebenden, daß zwischen beiden nichts in der Mitte stünde. Der Scheintod — ein still stehendes Leben — steht allerdings in der Mitte; und zwar nicht bloß bey Kranken, sondern auch bey Thieren im Winterschlafe; bey Eyern und Saamenkörnern, deren Entwickelung verspätet wird; und vielleicht am merkwürdigsten bey den in Felsen gefundenen Kröten, welche aus dem zerschlagenen Gestein hervorkamen, und von denen niemand weiß, wie lange sie dort können eingeschlossen gewesen seyn.

Während auf alle diese Gegenstände der Begriff des Leichnams nicht kann angewendet werden, paßt er dagegen auf alle diejenige Materie, welche während des Lebens ausgeschieden wird. Sie muß auch verwesen. Aber bekanntlich thut sie das in gewissen Fällen viel zu langsam für unsre Wünsche. Der Peststoff, das Blattern- oder Scharlach-Gift entzündet nur zu lange, nachdem es ausgeschieden war,

in gesunden Leibern die Krankheit, wodurch zuvor es selbst erzeugt worden war.

Wiederum mag man hiemit die Kraft des Düngers vergleichen, die allen Leichnamen zukommt. Auch hier zeigt sich ein scheinbar erloschenes Feuer noch glimmend und wärmend.

Endlich — damit die Betrachtung den gebührenden Umfang gewinne, — wollen wir dem Scheintode noch den Schlaf gegenüber stellen. In ihm erhohlt sich ein Theil des Leibes von den ihm zufälligen Aufregungen durch die Seele. Wiederum in der Seele sind nicht bloß im Schlafe die Vorstellungen gehemmt; sondern in jedem Augenblicke, auch während des vollkommensten Wachens, befinden sich die allermeisten unsrer Vorstellungen im Zustande völliger Hemmung. Der Grund dieser Hemmung liegt in dem Gegensatze der Vorstellungen unter einander.

Von allen den hier berührten Gegenständen kann nun freylich keiner in diesem Buche eigentlich abgehandelt werden. Aber bey Erfahrungs-Gegenständen muß schon bey der ersten Vorbereitung zum Nachdenken die Aufmerksamkeit soviel als möglich über das Feld dessen, was sich vergleichen läßt, ausgebreitet werden; wenn man sich gegen die Irrthümer der Einseitigkeit sichern will.

126. Es ist jetzt Zeit, zu unterscheiden, was wir wahrnehmen, und was wir hinzudenken. Das Aeußere nehmen wir wahr; ein Inneres denken wir hinzu, oder sollen es wenigstens hinzudenken; denn Gedankenlosigkeit in diesem Puncte ist eine der schlimmsten Blößen, die man dem andringenden Irrthum geben kann.

Und wie denn ist das Hinzugedachte beschaffen? Sind es Kräfte, welche die Dinge ein- für allemal haben? Wollen wir der Pflanze eine Kraft zuschreiben, vermöge deren sie grünt und blüht und Saamen trägt? Gesetzt, das wäre geschehen, wo bleibt nun ihre Fähigkeit, sich in Milch und Blut zu verwandeln? Das Thier, welches sie zum Futter wählt, verwandelt sie darin. Der Mensch genießt etwa das Fleisch

dieses Thiers. Er wird krank; die Pest ergreift ihn. Sein Leichnam wird eine Giftquelle. Lag die Kraft dieses Gifts in den Bestandtheilen der Pflanze? Nichts weniger. Der Mensch konnte gesund bleiben. Er konnte andre Nahrung genießen. Das Thier konnte andres Futter finden. Die Pflanze starb alsdann den natürlichen Tod der Pflanzen. Nichts von allem, was sie nochmals litt und that, war in ihr vorbestimmt.

Dieser ganze Kreis von Betrachtungen zeigt nicht Dinge, wie sie sind, sondern Dinge, wie sie werden. Er zeigt auch nicht Kräfte, als solche und keine andern, sondern Thun und Leiden in Folge des Werdens; und ein Werden in Folge des Zusammentreffens.

Wir haben aber noch einen andern Kreis von Wahrnehmungen, der kein Aeußeres, sondern ein Inneres darbietet. Man kennt ihn aus dem vorigen Capitel; und es ist hier der Ort, daran zu erinnern.

127. Gleich Anfangs (115.) fanden wir in der Empfindung zwar nur einen innern Zustand. Aber dieser Zustand blieb nicht allein; andre, und zwar entgegengesetzte Zustände, gleichfalls innere Bestimmungen, kamen hinzu. Nun waren die Entgegengesetzten nicht außer einander, denn wir setzten Einen Empfindenden voraus, der, indem er spricht: Ich empfinde, die entgegengesetzten Empfindungen vereinigt und verarbeitet; doch so, daß sein Verarbeiten sich nach dem Empfinden richtet, indem aus dem ruhigen Empfinden das bewegliche und regsame Anschauen hervorgeht. Dabey ist wohl zu bedenken, was oben nicht ohne Grund sorgfältig entwickelt wurde, daß nämlich die verschiedenen Empfindungen nicht etwa so schlechtweg in Ein Subject zusammenfallen, wie wenn dies Subject ein Gefäß wäre, worin allerley bunt durch einander gemengt wird; sondern daß, gemäß der Ordnung und Folge, worin die Empfindungen theils gleichzeitig, theils nach einander eintreten, — und überdies, gemäß dem Grade ihres Gegensatzes, (der in manchen Fällen auch gleich Null ist,) sich Reihen bilden, welche

Reihen weiterhin die Wirksamkeit bestimmen, die in ihnen jedes einzelne Element gegen die übrigen äußert.

Man wird wohl thun, sich hiebey der mehrern Deutlichkeit wegen sogar die Reihen von Menschen im Staate zu vergegenwärtigen, von welchen oben (89.) bemerkt wurde, der Staatskünstler werde sich hüten, nach Belieben mit ihnen zu experimentiren. Jedoch, die Menschen sind im Staate außer einander, wenn sie schon dicht beysammen wohnen; ja sie kennen oft einer den andern nicht, wenn sie schon Nachbarn sind. Aber die Empfindungen, welche in Einem Bewußtseyn beysammen sind, werden durch Nichts getrennt, außer in so fern sie theilweise einer Hemmung unterliegen. Aus der Hemmung entsteht Spannung; aus der Spannung entsteht unter gewissen Bedingungen Wirksamkeit; und aus der Wirksamkeit ein Schein oder vielmehr eine Meinung von allerley Kräften, welche der Unbehutsame für inwohnende Eigenschaften der Dinge zu halten pflegt. Wir müssen aber den Leser ersuchen, sich vor solchem Meinen zu hüten.

128. Zwar bey weitem nicht Alles, was von der geistigen Regsamkeit bekannt ist, aber wohl den ganz einfachen Uebergang von innern Zuständen, (welche der Mensch, der sie in sich findet, eben deshalb und in so fern Empfindungen nennt,) — zu gegenseitiger Hemmung, Spannung, und Wirksamkeit: diesen Uebergang denke man in jedes einzelne Element eines lebenden Leibes hinein. Und nun glaube man vorläufig der Erfahrung, daß solche Elemente, die räumlich verbunden sind, gemäß ihren innern Zuständen auch ihre äußere Lage bestimmen; so daß mit jenen auch diese sich verändert, also, daß von den innern Zuständen auch die Bewegungen, mithin die räumlich bestimmten Erscheinungen abhängen. Wie das zugehe, und warum es so geschehn müsse, läßt sich im Allgemeinen erklären.*) Das offenbarste und bekannteste

*) Metaphysik II. §. 267 — 278.

Beyspiel davon giebt die Gewalt des Willens über den ihm dienstbaren Leib, dessen Nerven dergestalt vom Willen abhängen, daß in den zugehörigen Muskeln eine mechanische Kraft entsteht, durch welche wir in der Außenwelt handelnd auftreten. Es ist zwar Niemandem zu verdenken, wenn er über diese Verbindung zwischen Leib und Seele sich wundert; aber daß man erst zu wissen meint, was die Dinge seyen, und welche Kräfte sie haben, und hintennach sich wundert, wenn aus diesem Seyn und Haben weder Empfindung noch Bewegung zu erklären ist, dies zeigt eine falsche Richtung der Gedanken, die man aufgeben, ja umkehren muß.

Der erste und allgemeinste Grundsatz aller wahren Naturphilosophie ist dieser, daß innere und äußere Zustände sich gegenseitig bestimmen.

Dieser Grundsatz paßt nicht bloß auf Seele und Leib, sondern auch auf die Theile des Leibes in ihrem gegenseitigen Verhältniß. Er paßt nicht bloß nicht auf thierische Leiber, sondern auch auf die Saamen der Pflanzen, welche in jedem Korn das ganze System der innern Zustände enthalten, wodurch die Gestalt der wachsenden Pflanze in der ganzen Reihe ihrer Metamorphosen bestimmt wird. Er paßt endlich auf Krystalle, auf alle chemischen Verbindungen und Zersetzungen, wovon weiterhin. Ehe wir von der Anwendung dieses Grundsatzes sprechen, ist noch eine Warnung nöthig.

129. Nichts ist leichter, nichts verführerischer, aber auch nichts verkehrter und für alle genauere Untersuchungen verderblicher, als bey der Betrachtung des Lebens sich in das bloße Wechseln und Werden zu vertiefen. Es ist schon unklug, wenn ein Staatsmann von Gesetzen und von der Herrschaft der Gesetze redet, ohne zu überlegen, welche denn die Personen seyen, denen Lust und Macht inwohne, die Gesetze zu befolgen und zu schützen. Gesetze sind ein reines Nichts, ohne den Willen, der sie in Ausübung bringt und erhält. Es ist aber noch viel unkluger, von Naturgesetzen etwas zu erwarten ohne Voraussetzung einer vesten, sich durchaus gleich bleibenden Natur der

Dinge. Sich selbst gleich und unwandelbar muß zuerst Etwas seyn; wo Nichts ist, da wird auch Nichts. Das Sinnloseste aber von allem wäre, (was leider! zu den alten Vorurtheilen gehört,) Substanzen anzunehmen, von denen man ganz gelassen aussagen dürfte, sie wären das Beharrliche, was dem Wechsel zum Grunde läge, und ihn geschehen ließe, ohne sich um ihn zu bekümmern, und ihn zu bestimmen. In dem Beharrlichen hat die Vestigkeit der Gesetze den Grund ihrer Nothwendigkeit. Weil es ein solches und kein andres ist, darum wird der Wechsel von solchen und keinen andern Gesetzen regiert.

Aber hieher gehört auch der bekannte Satz: die Dinge an sich kennen wir nicht. Dieser Satz ist richtig *); und auf ihn bezieht sich das zuvor Gesagte: man möge nicht glauben, zu wissen, was die Dinge seyen und welche Kräfte sie haben.

130. Ferner muß man sich hüten, über dem Zusammenhange der Natur die Vielheit der gesonderten Dinge aus den Augen zu verlieren. Die Erfahrung zeigt Vieles, und zwar vieles Selbstständiges. Die genauere Naturkenntniß entdeckt manche auf den ersten Blick nicht sichtbare Abhängigkeit des Einen vom Andern; so z. B. findet sie, daß alle Theile der Erde durch eine gegenseitige Anziehung beysammen bleiben; daß eben diese Anziehung den Mond bey der Erde, und wiederum die Erde bey der Sonne erhält, u. s. w. Nun kommen die Systeme mit grundloser Uebertreibung. Weil Alles zusammenhängt, meinen sie, Alles sey Eins. Dabey begegnen ihnen die ungeheuersten Ueberschätzungen des Zusammenhangs.**) Denjenigen aber, die sich lieber auf Erfahrung als auf Systeme verlassen, sollte man gar nicht nöthig haben, mit einer Warnung über diesen Punct beschwerlich zu fallen. Oder sagt ihnen etwa die Erfahrung, wenn der Mond einen Fixstern bedeckt, dann sey in der Wirklichkeit eine Wechsel-

*) Metaphysik §. 199. 200.

**) Ebendas. §. 155. 413.

wirkung zwischen dem Sterne und dem Monde vorhanden? Jedermann weiß, daß die ganze Erscheinung, die man Sternbedeckung nennt, sich auf den Standpunct des irdischen Zuschauers bezieht, und ohne diesen durchaus nichts bedeutet. Eben so können unter den zahllosen Analogien, welche die vergleichende Anatomie antrifft, gar viele seyn, die weiter nichts sind, als eben Vergleichungen, das heißt, Gedanken im Kopfe des Beobachters. Wenigstens liegt darin nichts, was den Satz, Alles ist Eins, begründen könnte; und es ist bloße Unwissenheit, wenn Einige in diesem Puncte den Untersuchungen der Metaphysik vorgreifen, die das gerade Gegentheil lehren.*)

131. Nach diesen Vorerinnerungen wird verständlich seyn, was zur Anwendung des allgemeinen Grundsatzes (128.) auf den vorliegenden Gegenstand dient.

Die Bestandtheile organischer Leiber können zwar mannigfaltig seyn in Ansehung ihrer ersten, ursprünglichen Qualität. Wenn aber diese Voraussetzung zum Grunde gelegt wird: so führt sie auf den Begriff eines starren Körpers.**) Das war auch nicht anders zu erwarten. Aus dem Gegensatze zweyer Elemente mag, wie die Chemie in der Erfahrung nachweiset, ein Körper entstehen: so wird die Beschaffenheit dieses Körpers eben so vest bestimmt seyn, als die Qualitäten der Elemente. Da ist nichts von Leben zu spüren.

Setzen wir also die Verschiedenheit in den ursprünglichen Qualitäten bey Seite, damit ihr Product uns nicht schon in Gedanken erstarren möge.

---

*) Metaphysik II. §. 213—229.

**) Metaphysik II. §. 274. Es wird sogleich im folgenden Capitel mehr davon gesagt werden. Die Ordnung, in welcher die Untersuchung fortschreitet, ist hier absichtlich umgekehrt. Wir können hier nicht untersuchen, sondern nur von der am angeführten Orte aufgestellten Untersuchung Bericht erstatten, und noch überdies nur einen sehr kurzen Bericht; über das Resultat, nicht über die Gründe!

Statt dieser Verschiedenheit können wir eine andre finden, nachdem wir uns die ursprüngliche Qualität für mehrere Elemente als gleichartig gedacht haben. Denn in jedes Element sollen wir mancherley innere Zustände, sammt deren Hemmung, Spannung, und Wirksamkeit hineindenken (128.). Dies Mancherley in Einem Elemente kann sehr verschieden seyn von dem Mancherley in andern Elementen. Nun sollen die Elemente räumlich verbunden seyn, — so wie etwa Stickstoff, Sauerstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff, in organischen Leibern verbunden sind. Mag dann immerhin aus Wasserstoff und Sauerstoff Wasser werden: wenn nur nicht zugleich aus den andern Verbindungen Kohlensäure, oder gar Salpetersäure entsteht! Gerade dies ist's, was wir vermeiden wollten. Verschiedenheit der innern Zustände soll in gleichartigen — gleichviel welchen, — Elementen stattfinden. Einiger Kohlenstoff zum Beyspiel mag in dieser, andrer Kohlenstoff in andern Pflanzen schon früher vorhanden gewesen seyn. Und nun soll es nicht auf Verbindungen zwischen Kohlenstoff und Sauerstoff oder Stickstoff ankommen, sondern auf Verbindungen zwischen einigem und anderm Kohlenstoff. Wird denn daraus das Eigne der Lebenserscheinungen erklärlich werden?

Wir könnten eher fürchten, zu viel, als zu wenig auf diesem Wege zu erklären. Denn wenn aus allen innern Zuständen eines einzigen Elements solche unruhige Regsamkeit hervorginge, wie die geistige ist, die wir kennen: dann möchten mehrere verbundene Elemente solcher Art aus ihrer innern Unruhe auch eine sehr unhaltbare äußere Lage erzeugen; und dabey könnte man eher an Fieberhitze, als an gesundes Leben denken.

Allein nichts nöthigt uns zu solcher Uebertreibung. Die geringste innere Spannung in jedem Elemente, einzeln genommen, giebt schon Wandelbarkeit ihrer Verbindung. Der einfachste Anfang dieser Untersuchung erfordert eigentlich gar nichts von innerer Spannung, sondern nur ungleich-

artige innere Zustände in gleichartigen Elementen.*) Aber woher nehmen wir die geforderte Verschiedenheit der innern Zustände?

132. Das Reich der lebenden Organismen ist bekanntlich nicht auf einmal da; sondern es erhebt sich stufenweise. Wasser und Erde können nicht den Menschen ernähren. Thiere und Pflanzen müssen schon da seyn. Aber auch nicht die schlechtesten Pflanzen. Vom Grase lebt allenfalls das Pferd, aber nicht der Mensch. Das Gras schon will einen fruchtbaren Boden; einen Humus, der frühere Vegetation voraussetzt. Was bedeutet diese Stufenfolge? Nichts andres, als daß die feinere Nahrung ihre schon erworbenen innern Zustände mitbringen muß. Diese innern Zustände bleiben ihren Bestandtheilen oder Elementen, auch nachdem die organische Structur zerstört ist. Von diesen innern Zuständen hängt einerseits das Verwesen des Leichnams, aber auch andrerseits die Fähigkeit ab, höhere Organismen zu ernähren. Ihre Verschiedenheit, theils in verschiedenen Pflanzen, theils in verschiedenen Theilen derselben Pflanze, theils auf verschiedenen Stufen der Vegetation, versteht sich ganz von selbst.

133. Aber wo bleibt, möchte Jemand fragen, das praktische Interesse? In der That, wohnte nicht die Seele im Leibe, würde nicht die geistige Regsamkeit bald gestützt bald gestört durch das leibliche Leben, ließe sich die Psychologie von der Physiologie, die praktische Philosophie von der Psychologie ganz trennen: dann dürften wir dem Leser kaum zumuthen, die vorstehenden Sätze genau zu durchdenken. Hat aber die Sterblichkeit des Leibes schon so manche Zweifel gegen die Unsterblichkeit der Seele aufgeregt: so dürfte doch die Bemerkung willkommen seyn, daß selbst in den Elementen, woraus der Leib besteht, die innern Zustände jede organische

*) Metaphysik II. §. 365 und 426 bis zu Ende des Werks.

Structur überdauern. Der Tod ist sogar hier nicht das Ende; und wenn ein falscher Materialismus der Frömmigkeit gefährlich ist, so könnte im Gegentheil wohl ungesucht ein Licht in die Physiologie fallen, wenn man, von Betrachtungen über die geistige Regsamkeit herkommend, die Frage vom Leben daran knüpft, um alsdann zur Betrachtung der Materie hinüberzugehn. Und jetzt wird, nach dem Sprichwort: opposita iuxta se posita magis elucescunt, die unbelebte, bloße Materie uns den Dienst leisten, durch ihren Gegensatz auch das, was im Vorstehenden etwa dunkel scheinen konnte, faßlicher zu machen.

Funfzehntes Capitel.

Von der Materie.

134. Ohne auf Meinungen, Einwürfe, insbesondre auf idealistischen Irrthum hier Rücksicht nehmen zu können, verfolgen wir den eingeschlagenen Weg. Die Verbindung des Willens mit Nerven und Muskeln, desgleichen das Entstehen der Vorstellungen aus Affection der Sinne, diese Thatsachen sind Beyspiele für den allgemeinen Begriff des Zusammenhangs zwischen dem Aeußern und Innern. Von der Materie aber erfahren wir nicht das Innere; daher das Vorurtheil, sie sey bloß träge Masse im Raume.

Bekanntlich zieht die Sinnpflanze ihre Blätter an sich, sobald man eins derselben leicht berührt. Wenn nun andre Pflanzen Aehnliches nicht zeigen, so folgt nicht, es fehle ihnen der Sinn, sondern es fehle ihnen der Bau, der solche Erscheinungen bedingt. Und eben so:

Bekanntlich findet die Chemie in Pflanzen und Thieren beynahe nur Kohlenstoff, Stickstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Kalk, Phosphor, Kalium, Eisen, u. s. f.; sehr vieles Andre hingegen findet sie in den Organismen nicht. Wenn nun jene Bildsamkeit, vermöge deren der Kohlenhoff u. s. w. von der niedrigsten Vegetation beginnend allmählig die Fähigkeit erlangt, dem Menschen zur Nahrung zu dienen (132.), sich in den meisten Erden und Metallen nicht zeigt, so folgt darum nicht, es fehle den letztern gänzlich an innern Zuständen: sondern nur, die Resultate derselben seyen so vest bestimmt, daß sie an der Mannigfaltigkeit und Beweglichkeit des Pflanzen- und Thierlebens nicht Theil nehmen können.

Die Materie für ein bloß Räumliches und dennoch für etwas Wirkliches zu halten, ist völlig ungereimt. Der Raum ist Nichts; und Prädicate, die bloß von ihm entnommen werden, bedeuten Nichts.

Kräfte, wie Schwere, Cohäsion u. dgl., die sich bloß auf räumliche Verhältnisse beziehn, gehören der Erscheinung an; und diese Erscheinung muß tiefer liegende Gründe haben. Kein Wunder, daß der Idealismus sie in uns selbst sucht. Aber der Idealismus ist falsch*), und die Naturforscher haben durch ihn nichts gelernt.

135. Daß die Erfahrung immer Einzelnes, Bestimmtes zeigt, und niemals irgend einen Stoff, der bloß Materie wäre, liegt vor Augen. Aber auch die Metaphysik, weit entfernt, einen angenommenen, raumerfüllenden, beweglichen, undurchdringlichen Stoff hintennach mit allerley Prädicaten zu begaben, — findet gleich dort, wo sich ihr der Begriff des Körpers im Denken darbietet, den starren Körper, mit bestimmter Configuration, Dichtigkeit, chemischer Auflösbarkeit, Elasticität; dergestalt, daß die nähere Bestimmung dieser Eigenschaften von dem Verhältniß unter den Qualitäten der Elemente unmittelbar abhängt. Was sich hierüber mit wenigen Worten andeuten läßt, läuft etwa auf Folgendes hinaus.

1) Räumliche Trennung paßt zu keinem Causalverhältniß; alle Wirkung in die Ferne ist abhängig von der Größe des Zwischenraums; welches keinen Sinn haben würde, wenn dieser Raum nicht ein Vermittelndes enthielte. Leerer Raum, er sey groß oder klein, ist immer Nichts, als ein Gedankending.

2) Was einander die innern Zustände bestimmt, sollte dem gemäß gar nicht räumlich getrennt, sondern völlig in einander, in strengster Durchdringung seyn. Dann fiele es in Einen mathematischen Punct zusammen. Dieser Punct aber wäre wieder nur unser Gedanke; und da be-

*) Metaphysik II. §. 302—325.

kanntlich ein Punct keinen Raum einnimmt, so wäre auch das, was wir in ihn hineindächten, eigentlich ganz unräumlich vorhanden.

3) Hiemit ist schon angedeutet, daß die Materie nicht ins Unendliche fort aus Materie, also weder aus Moleculen noch aus Atomen, sondern, nach Leibnitzens Ausdrucke, aus **Monaden**, das heißt solchen Elementen besteht, die an sich völlig unräumlich sind.

4) Ein **Paar** solcher Monaden, wenn sie einander gegenseitig ihre innern Zustände bestimmen, würden zwar sich selbst überlassen, einander völlig durchdringen; allein sobald **ihrer mehrere**, das heißt, **mehr als zwey**, im Causalverhältniß seyn sollen, so kann die Causalität, das heißt, die gegenseitige Bestimmung der **innern** Zustände, sich **nicht völlig** ausbilden*); und **daher** entsteht die **Erscheinung eines unbefriedigten Strebens zur Durchdringung**; einer Attraction, die nicht ganz zu Stande kommt, sondern, durch eine Repulsion begränzt, **räumliche Gestaltung** zur Folge hat.

5) Diese Attraction und Repulsion sind gar nicht Bestimmungen der Dinge selbst, sondern ihres Verhältnisses; sie sind nicht Kräfte, sondern bloß formale Folgen des Zusammenseyns der Dinge, die von den innern Zuständen nur in Gedanken können abgesondert werden.

6) Daß aber der Zuschauer sie absondert, ist sehr natürlich. Ihm erscheint schon eine bloße Bewegung als eine Veränderung. So geschieht's, wie oben bemerkt, bey Sternbedeckungen, während man doch weiß, daß der Mond mit entfernten Fixsternen in keiner irgend merklichen Verbindung steht, ja daß für sie sogar nicht einmal von einer Veränderung der Lage des Mondes die Rede seyn kann. Was nun dem Zuschauer für eine Veränderung gilt, da-

*) Was dieser Ausdruck: **nicht völlig**, eigentlich bedeuten soll, das erklärt der §. 270 der Metaphysik.

für sucht er eine Kraft. Und so entstehn in seinen Augen Kräfte der Attraction und Repulsion, weil es ihm nicht gelingt, sich in das Innere der Dinge hinein zu versetzen.

Man würde sich irren, wenn man hoffte, durch Hülfe der Geometrie tiefere Einsicht zu erlangen. Die geometrischen Begriffe beziehen sich auf den leeren Raum; es ist aber der Grundfehler der falschen Naturphilosophie (die sich noch von Kants metaphysischen Anfangsgründen herschreibt), die Materie für realisirten Raum zu halten.*)

136. Zwar giebt es zu rein metaphysischen Untersuchungen, wie diese hier, keinen andern Weg, als den durch die Metaphysik selbst. Allein dem Anfänger kommt unter den übrigen Wissenschaften hier noch am meisten die Chemie zu Hülfe. Indem sie von Verwandtschaften redet, deutet sie mehr an, als sie weiß; der Ausdruck paßt zu innern Zuständen, welche daraus entstehn, daß die Elemente einander nicht gleichgültig sind.

Ferner: je mehr Gegensatz unter den Elementen, desto vestere Verbindung; welches metaphysisch richtig ist.

Ueberdies entdeckt die Chemie in den meisten Fällen eine starke Veränderung des Volumens, wo das Entgegengesetzte sich vereinigt.

Und endlich zeigen sich die Krystallisationen abhängig von den Verhältnissen der Elemente.

Ja sogar die bestimmten Proportionen der Elemente, welche sich chemisch vereinigen lassen, sind lehrreich, indem sie den Gedanken einer Materie entfernen, die vermöge unendlicher Theilbarkeit beliebig verdünnt oder verdichtet, auf eine andre einwirken, und sich mit ihr in Verbindung erhalten könnte.**) So wenig nun die Geometrie im Stande ist,

---

*) Metaphysik I. §. 150. 156 u. s. w.

**) Ebendas. II. §. 421—424.

chemische, oder gar organische Phänomene zu erklären: eben so wenig kann sie unmittelbar über die Constitution der Materie Aufschluß geben. Ihre Begriffe von unendlicher Theilbarkeit passen gar nicht, weder auf die Bestandtheile der Materie, noch auf deren Lagerung und Configuration.

137. Die Menge und Mannigfaltigkeit der Materien können wir in Gedanken nicht begränzen, dürfen sie aber auch nicht für unendlich erklären*); sondern das leere Gedankending der Unendlichkeit muß hier, wie überall, wo vom Realen die Rede ist, vermieden werden. Die Erfahrung zeigt uns Weltkörper mit ungeheuern Zwischenräumen, das heißt, sie zeigt mannigfaltige Elemente zu großen materialen Massen verdichtet; wie es zu erwarten stand, wenn Attraction, oder das Streben zur Durchdringung, der Repulsion vorangeht. Aber Licht und Schwere (welche letztere von der Attraction der Elemente sorgfältig zu unterscheiden ist) durchwandern noch die für leer gehaltenen Zwischenräume; das heißt mit andern Worten, diese Räume sind nicht leer, und nicht alle Elemente haben sich zu Weltkörpern verdichtet. Das war auch nicht zu vermuthen. Denn die Verdichtung, also die Attraction, setzt Causalität in Ansehung der innern Zustände (135.) voraus; dazu gehört aber ein Verhältniß des Gegensatzes unter den Elementen.**) So wenig nun Grund vorhanden ist, anzunehmen, es gebe für irgend eine Art von Elementen gar keine andern ihm entgegengesetzten; eben so wenig darf man doch behaupten, jedem stehe ein anderes, ihm gleichsam widersprechendes, gegenüber: sondern die unbegränzte Mannigfaltigkeit läßt erwarten, daß Gegensätze in allen Abstufungen, also auch in sehr geringen Graden, vorkommen werden; woraus alsdann folgen wird, daß manche Elemente zu einer vesten Verbindung mit den übrigen,

---

*) Metaphysik II. §. 300.

**) Nämlich damit sie in einander eingreifen. Metaphysik §. 232 und §. 335.

schon zur Verdichtung gelangten, nicht passend seyen, und daß hiemit auch für die Zwischenräume unter den Weltkörpern noch Etwas übrig bleiben werde.

138. Es liegt nahe genug, hier etwas über die Imponderabilien, Licht, Wärme, Elektricität, Magnetismus zu sagen; welche das mit einander gemein haben, daß ihre Wirkungen sich strahlenförmig von Einem Puncte ausbreiten. Denn mancherley Elemente, die, wie so eben bemerkt, wegen eines Mangels an hinreichendem Gegensatze gegen die Elemente starrer Körper, zu einer bleibenden Configuration mit denselben nicht taugen, können dennoch, schon bey dem geringsten Grade des Gegensatzes, eindringen, mit dem Beding, sogleich wieder nach allen Richtungen hinausgeworfen zu werden. Anhäufung, welcher die innern Zustände zu entsprechen nicht vermögen, ist hier der Grund der Repulsion; und es ist gar nicht nöthig noch schicklich, etwa dem sogenannten Wärmestoff (den man übrigens beyzubehalten Ursach hat) eine ursprüngliche Repulsivkraft zuzuschreiben. Das Aeußere folgt auch hier aus dem Innern; und das Innere läßt sich in Begriffen so weit construiren, als nöthig ist, um den zu erwartenden Erfolg mit dem in der Erfahrung gegebenen zu vergleichen.*)

Jedermann weiß, daß ohne Rücksicht auf die Wärme das Flüssige nicht kann erklärt werden. Man wird sich also nicht wundern, wenn Anfangs die Untersuchung nur den starren Körper begreiflich macht (135.); der Weg zur Betrachtung des Flüssigen eröffnet sich später.

139. Dem Naturforscher kann es auch willkommen seyn, wenn man ihm Vorschläge macht, die Imponderabilien, welche seit Entdeckung der Voltaischen Säule wunderlicher als jemals durch einander zu fahren scheinen, in Begriffen gesondert zu halten**), da es ihm in der That nichts hilft, nichts

---

*) Metaphysik II. §. 349—361. und §. 388—420.

**) Ebendaselbst §. 339.

Dunkeles klarer macht, wenn er unternimmt, Alles aus Einem Puncte zu erklären. Die Unterschiede machen sich dennoch gelten, und um desto ungelegener, je weniger Aufmerksamkeit ihnen von Anfang an gegönnt war.

Allein wir reden hier nicht mit dem Naturforscher, welchen ein rein theoretisches Interesse an seine Untersuchungen fesselt. Der praktische Mensch sucht bey der Naturlehre nur Unterhaltung; er will bunte Reihen von Experimenten; vieles Erklären kommt ihm nicht gelegener, als ein Commentar zu einem Gedicht.

Ihm wird es angenehm seyn zu hören, daß die Naturphilosophie, wenn sie in das Einzelne der Physik eingeht, bis jetzt nur Wahrscheinlichkeiten aufsuchen und abwägen kann. Dahin gehört die Behauptung, es gebe nicht, nach Symmer, zwey elektrische Flüssigkeiten, sondern, nach Franklin, nur Ein Elektricum; jedoch sey dieses nicht am Glase, sondern am Harze zu suchen, mit Umkehrung der Zeichen + und —. Eine solche Behauptung*), wenn schon durch manche sehr verschiedene Versuche belegt, darf Niemandem üble Laune erregen; denn sie ist gar nicht von der Bedeutung, daß mit ihr das Ganze der speculativen Untersuchung stünde und fiele. Eben dahin gehört der Versuch, Magnetismus auf gebundene Wärme zurückzuführen**); will man ihn lieber mit den heutigen Physikern mit der Elektricität in unmittelbare Verbindung setzen, so wird dies eben so wohl als jenes ein Gegenstand der Meinungen bleiben, bis die Versuche entscheiden.

Das aber wird Jeder gern eingestehen, daß die mancherley Hypothesen, weit entfernt dem Denker lästig zu fallen, vielmehr sein Interesse an den Versuchen sehr beleben. Auch gehört es zu den nützlichsten, und überdies zu den leichtern Vorübungen, die man schweren Untersuchungen vorausschicken kann, Hypothesen zu verfolgen, durchzuführen, oder zu bestreiten. Wer nicht im Stande ist, oder nicht Lust hat, sich

*) Metaphysik II. §. 401—403.

**) Ebendaselbst §. 411.

auf Hypothesen einzulassen, wie sollte der bereit seyn, es mit ganzen Systemen aufzunehmen? Nur freylich soll man sich nicht von Hypothesen blenden lassen, und sie nicht mit bewiesenen Lehrsätzen verwechseln.

Aber wie es Kinder giebt, die nicht verstehen zu spielen, so giebt es Männer, die nicht Sorge tragen mögen, ihren Gedanken freye Bewegung zu schaffen. Solche sind es, welche, wo ein Vorurtheil verschwindet, klagen, man beschränke ihre Freyheit. Klagte doch Schiller einst, das Christenthum habe den Olymp verdorben! Andre lassen sich dergestalt vernehmen, als hätte ihnen Copernicus den Himmel geraubt, und sie dadurch in poetischen Launen gestört. Noch Andre beschweren sich, die Natur verliere über der Physik das Wunderbare; als ob dessen nicht genug übrig bliebe. Sie verstehen nur nicht, sich am rechten Orte zu wundern.*) Die Betrachtungen des nächsten Capitels sind übrigens nicht hypothetisch, und in praktischer Hinsicht nicht gleichgültig.

---

*) Metaphysik II, im Anfang des fünften Abschnitts.

Sechzehntes Capitel.

Von der Seele und vom Ich.

140. Dem Idealismus ist es eigen, anstatt der Seele lieber vom Ich zu reden, wie wenn dadurch die wahre Natur unseres Geistes erkannt würde. Dies ist ganz falsch.*) Der Wahnsinnige, der sich selbst für einen König, oder gar für die Gottheit hält, verräth schon deutlich genug, daß man das Ich nicht als ein Beststehendes, am wenigsten aber als ein Reales betrachten dürfe. Auch der Gesunde, der außer Fassung geräth, ist außer sich; das heißt, außer seinem Ich. Ueberlegten die Menschen genau, was ihnen ihr Ich eigentlich bedeute, so würden sie selbst im Laufe des ruhigsten Lebens bald merken, daß diese Bedeutung viel zu mannigfaltig und wandelbar ist, um für ein beharrliches Substrat des geistigen Daseyns gelten zu können. Der Idealist versucht, durch eine Abstraction das Ich von allen diesen Zufälligkeiten loszureißen. Sein sogenanntes **reines** Ich paßt alsdann auf Niemanden weniger, als auf ihn selbst. Die nothwendige Folge ist, daß sich das eingebildete Abstractum gänzlich vom Selbstbewußtseyn losreißt; und nun ist er im Lande der Chimären. Die genauere Speculation zeigt, daß die Chimären vollkommene Widersprüche sind; über welchen zu brüten wir dem praktischen Menschen nicht zumuthen dürfen.

Die Seele ist das Bestehende und Bleibende, welches dem wandelbaren Ich des Gesunden, des Wahnsinnigen, des Genesenen stets auf gleiche Weise zum Grunde liegt. Sie

*) Metaphysik II. §. 309—325.

wird nicht unmittelbar erkannt, sondern zu den Ereignissen der innern Erfahrung mit Unrecht als Kraft, aber mit Recht als Substanz hinzugedacht. Zu der leiblichen Masse der Arme und Beine, die man amputiren, des Blutes, das man aus den Adern herauslassen und durch neue, zufällig sich darbietende Nahrung ersetzen kann, zu diesem, was kommt und geht, kann man die Seele, welche beharrt, nicht hinzudenken; sondern sie ist davon völlig verschieden; eben so verschieden als von den Haaren, die wir abschneiden, und von den Zähnen, die wir ausziehen lassen, ohne an unserer Person etwas zu verlieren.

141. Alle Zweifel an der Unsterblichkeit der Seele sind aus dem speculativen Ungeschick entstanden, mit welchem einerseits der Begriff des Lebens, welches dem Leibe zukommt, und andererseits der Begriff der geistigen Regsamkeit, die man auch Leben nennt, ist behandelt worden. Es giebt aber eben so wenig ein allgemeines Leben, als eine allgemeine Materie; sondern jedes wirkliche ist ein besonderes; und die Seele ist eben deswegen gar kein Leben, weil sie der Sitz und Grund des geistigen Lebens ist. Der Grund jedoch nicht für sich allein, sondern unter hinzukommenden Bedingungen.

Dieser Sitz und Grund dauert fort, auch ohne das leibliche Leben. Ja er würde fortdauern, wenn durch ein göttliches Wunder das ganze, von der Geburt bis zum Tode entstandene, geistige Leben, welches in diesem Sitze wohnt und wirkt, ausgelöscht würde. Aber hiezu wäre eben ein Wunder nöthig; und ein so zweckloses Wunder muß von dem Allgütigen Niemand befürchten.

Dem gemeinen Verstande hat man diese Lehre besonders dadurch verdorben, daß man meinte, die Thiere möchten wohl auch eine Seele haben, aber für sie wäre es zuviel Ehre, ihr Unsterblichkeit zuzutrauen. Das Pferd also und der Hund hätten eine Seele, aber eine sterbliche! Diese Weisheit bedarf dann freylich eines Wunders gerade am unrechten Orte, damit der menschlichen Seele ein so besonderer Vorzug, noch

nach dem Tode fortzudauern, eingeräumt werde. Sie hat von Anfang an die Seele des Thiers, welche Substanz ist gleich der des Menschen, für eine Kraft gehalten, alsdann diese Kraft (die nichts weiter ist als ein ungereimter Begriff) mit dem Leben verwechselt; und sie verwechselt nun weiter die Seele des Menschen mit dem Ich. Eins ist so verkehrt wie das andre. Die Seelen der Thiere dauern eben so nothwendig, eben so ganz von selbst fort, wie die Seelen der Menschen. Noch mehr: mit der nämlichen psychischen Nothwendigkeit, wie beym Menschen, bleiben auch jeder Thierseele ihre Vorstellungen; wofern nicht hier abermals ein göttliches Wunder eintritt, dessen Zweck wohl Niemand darzuthun unternehmen wird. Von selbst können innere Zustände, die irgend ein Wesen, sey es welches es wolle, einmal erlangt hat, nicht aufhören. Im Gegentheil: man darf glauben, daß eben diese innern Zustände jedes höher gebildete Wesen in den Stand setzen, alle unpassende Verbindungen, denen es nach dem Tode des Leibes ausgesetzt scheinen möchte, für immer zu vermeiden, und sich ein rein geistiges Daseyn zu erhalten, wofern nicht etwas Höheres, unserer Speculation nicht Zugängliches, über dasselbe beschlossen und veranstaltet wäre. Daher bedürfen die Meinungen von der Seelenwanderung keiner Widerlegung. Oben (128. 135. 136.) ist schon gelehrt worden, daß die äußere Lage und Gestaltung sich nach den innern Zuständen richtet. Daraus folgt sogleich der negative Satz, daß eine Gestaltung, die den innern Zuständen zuwider wäre, nicht möglich ist. Und so wird sich die Seele des Menschen wohl hüten, in einen Thier- oder Pflanzenkörper hineinzuwandern; sie paßt nicht einmal in den Leib eines menschlichen Kindes, dessen Bildung von vorn anfängt, wenn sie zuvor schon die geistige Ausbildung einer höhern Stufe erreicht hatte.

In das Jenseits hinter dem Grabe nimmt die Menschenseele ihr ausgebildetes Ich; die Thierseele ihre ungebildeten Vorstellungen mit hinüber. Jeder einzelne Bestandtheil des Leichnams aber, dessen innere Zustände so dürftig sind, daß

sie nur kaum, und nur in der allgemeinsten Abstraction mit der Thierseele dürfen verglichen werden, mag sich dem Pflanzenleben als ein Erweckungs- oder Förderungsmittel darbieten; wiewohl auch dieses von der Nervensubstanz schon zuviel behauptet seyn möchte; und selbst von der Kalkerde und Phosphorsäure, die jemals einen Bestandtheil eines Thierleibes ausmachte, noch sehr die Frage ist, ob sie einen bleibenden Bestand in der Pflanze sich gefallen lasse, oder vielmehr nur im schnellen Durchgange den Vegetationsproceß in Gang setzen helfe.

Durchaus nothwendig aber ist in allen diesen Betrachtungen ein strenger Realismus, der sich mit den idealistischen Irrthümern in gar keine Gemeinschaft einlasse. Sonst sind zahllose Inconsequenzen nicht zu vermeiden. Es ist kein Scherz, daß man von der falschen Philosophie der letzten Decennien sich losreißen muß.

142. Zu den Nachlässigkeiten der neuern Philosophie gehört eine, die in gewissem Grade der Ungelehrte fast leichter als der schulgerechte Denker verbessern kann. Es ist die Beobachtung der Thiere in geistiger Hinsicht. Diese zeigt unzweydeutig, wenn je die Zeichensprache der Thiere verstanden zu werden Anspruch hat, den Egoismus der Individuen, theils gemildert durch Anhänglichkeit an einzelne Andre, theils geschärft durch Neid und Haß gegen alles Fremde. Man wolle nur nicht gewaltsam der Erfahrung die Augen verschließen, so wird schon diese Klasse von Thatsachen sich hülfreich beweisen, um die idealistische Einseitigkeit in Ansehung des menschlichen Ich zu vermeiden.

Das Ich des Menschen ist nur in der Abstraction eine fertige und abgeschlossene Vorstellung; jedoch fängt hier die Abstraction nicht erst in den Schulen an, sondern schon im Leben. Der Mann, welcher spricht: was kümmert's mich? stößt schon irgend etwas von sich ab, das als zu ihm gehörig könnte gedeutet werden. In der Betrachtung über Unsterblichkeit machen wir unser Ich los von dem Leibe, der

sonst im gemeinen Verkehr als sehr wesentliche Grundlage jeder Person angesehen wird. Auf diesem Standpuncte des Zurückweisens und der Erhebung über das Irdische findet sich überhaupt der gebildete Mensch; welches anzeigt, daß der jüngere und unreife manches zu sich selbst gerechnet hat, (z. B. Stand und Namen,) was die bessere Ueberlegung zu verschmähen pflegt, und wovon das Ich allmählig gereinigt wird. Andererseits aber bringt die Zeit auch Zusätze zum Ich; die Jahre bringen Verstand, das Alter bringt Weisheit; und solche Zusätze können nicht füglich aus dem Ich verwiesen werden; eben so wenig als die Reihe der verdienstlichen Handlungen, mit denen wo möglich jeder neue Tag des Lebens von neuem soll bezeichnet werden Dieses fortdauernde Reinigen und Veredeln des Ich macht aber den wahren Gegenstand der Vorstellung, die wir von Uns selbst haben, sehr schwankend; und nicht ohne Grund mag Einer sich fragen: War ich vor Jahren schon Ich? Seit wann bin ich, der Ich bin? und wie lange werde ich es bleiben?

143. Ganz vergeblich würden wir uns bemühen, dem praktischen Menschen das Gewicht der eben berührten Schwierigkeiten fühlbar zu machen. Denn ihm steht das beste Hülfsmittel dagegen zu Gebote. Er handelt; und im Handeln findet er Sich. Er läßt sich die Folgen seiner Handlungen gefallen; seyen sie willkommen oder nicht, er findet Sich, gleichviel ob im Genuß oder im Leiden. Allenfalls würde er sich auch mit dem cogito, ergo sum, begnügen. Und warum sollte er nicht? Er sucht einen Gedanken, um das Denken als Thatsache zu ertappen; er hat einen erhascht; sein Thun ist gelungen. Er sieht nun den Besitzer des Gedankens als Denselben, der danach suchte. Der Denkende ist offenbar zugleich Inhaber und Erzeuger des Gedankens. Der Inhaber (cogitans) denkt nicht bloß irgend Etwas, sondern das gedachte Etwas macht auch den Ursprung des Gedachten, auf den es selbst zurückweiset, (nämlich das denkende Subject,) zu seinem Vorausgesetzten. So fällt bey Ge-

legenheit des ersten besten, wenn auch noch so geringfügigen Gegenstandes, indem er vorgestellt wird, das Subject selbst ins Gebiet des Objectiven; nachdem die Vorstellung, das Werk des Subjects, fertig ist, und nunmehr dem Vorstellenden zu Dienste steht. Wie sollte er nun noch zweifeln, ob er sey, oder nicht sey? Das cogito beweiset nicht bloß das Seyn, sondern das sum; es zeigt gleichsam durch den beliebig gedachten Gegenstand hindurch auf den Inhaber des Gedankens, als auf den Wissenden nicht des Gedankens allein, sondern auch Dessen, von welchem dieser Gedanke ausging; also auf den, welcher wisse von Sich.

Wie nun hier der Punct, von wo der Gedanke kommt, zusammenfällt mit dem Puncte, wo der Gedanke ist, und wie der schon zusammengefallene Doppelpunct jetzt (in dem Satze: cogito, ergo sum,) als die Probe des Daseyns vorgewiesen, mithin selbst zum Gegenstande der Betrachtung (zum Objecte) gemacht wird, während er doch der Ursprung des Gedankens (das Subject desselben) war: eben so verhält es sich nur noch deutlicher mit dem Thun; nämlich indem das Vollbrachte vor Augen steht. Der Vollbringer findet zunächst Sich als gebunden im Anschauen; (er kann zwar vielleicht das Werk noch abändern, doch das Geschehene nicht ungeschehen machen; und für jetzt wenigstens macht es ihn passiv, indem es ihn zwingt, es so zu erblicken, wie es nun eben ist.) Aber auf die Frage: wie wurde es so? antwortet das Werk, indem es den Anschauenden bezeichnet als den Urheber, der Sich darin wieder finden müsse. So findet der praktische Mensch sich in der That bey jedem seiner Schritte im Kleinen wie im Großen unzähligemal; seine Werke sind seine Spiegel. Kleinliche Menschen dagegen, die kein eigenthümlich bezeichnendes Werk, das gerade auf sie und keinen andern zurückweise, zu vollbringen wissen, schreiben mit besonderm Vergnügen ihren Namen, um sich zu erblicken. Läge ihnen bloß daran, denselben zu lesen, so könnte ihn wohl eine fremde Hand schreiben. Aber das würde die Freude verderben. Das Auge soll gerade die eigne Hand im

eignen Namen erblicken, damit, indem der Name das Individuum verkündigt, eben dieses Sehende durch das Gesehene hindurch Sich anschaute.

Etwas Aehnliches gilt im Falle des Genießens und Leidens. Denn die Empfindung weiset zwiefach, und doch auf Einen Punct treffend, hin auf den eben jetzt Empfindenden, welcher zugleich der sich Hingebende war; gleichviel ob zur Lust oder zum Schmerze.*)

144. Natürlich wird hier Jedem die Frage einfallen, ob denn die Auffassung des eignen Ich so sonderbar geartet sey, daß sie durchaus eines fremdartigen Anknüpfungspuncts bedürfe? Wir sind uns ja wohl unmittelbar unseres Denkens bewußt; was bedarf es denn da noch eines zufällig erhaschten Gedankens, woran geheftet die Vorstellung sowohl des Inhabers als des Erzeugers eben dieses Gedankens hervortrete? Wir kennen ja unser Begehren, Wollen, Wirken; wozu brauchen wir denn noch ein bestimmtes Werk als das unsrige anzuschauen? Wir fühlen ja unser Fühlen; was soll denn ein bestimmtes Empfinden von Lust oder Schmerz?

Wenn es nur wahr wäre, daß wir so geradezu, unmittelbar, unser Fühlen fühlten, oder unser Wollen wollten, unser Denken dächten! Dann würden wir ja auch unser Sehen besehen, und eben so unserm Hören zuhören, unsern Geschmack schmecken, unsern Geruch riechen können. Alle sorglosen Voraussetzungen dieser Art sind barer Irrthum.**)

Und von dem Ich muß auf's entschiedenste behauptet werden, daß ihm ein fremdartiger Anknüpfungspunct durchaus unentbehrlich ist; indem der Mangel desselben, den die unbehutsame Speculation sich nur gar zu gern gefallen läßt, in die gröbsten Ungereimtheiten hinabzugleiten veranlaßt.***) Mit andern Worten: das vorgebliche reine Ich ist ganz unmöglich; jedes Selbstbewußtseyn zeigt irgend etwas Be-

*) Psychologie II. §. 136.

**) Ebendaselbst §. 131 u. s. w.

***) Ebendas. I. §. 24—30.

stimmtes, welches zum Objecte dient, so daß nun eben als ein Solches das Ich sich finde.

Hieraus aber entsteht in Beziehung auf das menschliche Selbstbewußtseyn der Einwurf: man finde doch keine veste Bestimmung in demselben; sondern das Ich sey bey verschiedenen Personen nach verschiedenen Individualitäten anders und anders; ja selbst bey dem nämlichen Menschen zeige sich das, als was oder wen derselbe sich anschaue, bey weitem nicht immer gleichartig.

Die Antwort auf diesen Einwurf (welchen schärfer auszudrücken hier nicht nöthig scheint) ist folgende: das Ich muß nicht bloß mannigfaltige, sondern selbst entgegengesetzte Objecte haben; so, daß die Vorstellungen, die wir von uns fassen, sich gegenseitig auslöschen können. Daraus folgt aber nicht, daß sie immer, und ganz, durch einander aufgehoben würden: sondern nur, daß jede nähere Bestimmung unseres Ich uns zufällig erscheine.

Hiedurch, um nur kurz die praktische Seite dieses Gegenstandes hervorzuheben, geschieht es, daß wir uns über das Gemeine, welches uns sonst von Jugend auf ankleben würde, erheben können; und daß selbst die Tugend des Menschen nicht von dem stolzen Wahne befleckt werden kann, wie wenn sie seiner Person wesentlich, und frey von aller Gefahr des möglichen Verlustes, inwohnte. Sie ist vielmehr erworben, und will stets gehütet seyn; gerade so wie die Gesundheit, die gegen Krankheit des Leibes und der Seele eines beständig sorgsamen Schutzes bedarf.

145. Hat schon ein einzelnes, wenn auch unbedeutendes, Werk des Menschen die Kraft, ihn dahin zu bringen, daß er nicht bloß spreche: ich sehe, sondern: ich sehe mich, als den Urheber dieses Werks: so finden sich die Bedingungen der Ichheit noch weit vollständiger realisirt in solchen Thaten, die mit einem bedeutenden Bewußtseyn von Schuld oder Verdienst, und vollends noch mit dem Voraussehn der Folgen begleitet sind. Der Verbrecher, der nach voll=

brachter Unthat zwischen Schreck und Freude und Furcht schwebt, appercipirt zuvörderst diesen seinen gegenwärtigen affectvollen Zustand *), und schreibt denselben sich, als Individuum, zu. **) Allein zugleich versetzt ihn der Anblick des von ihm mishandelten Gegenstandes zurück in die Zeit vor der That; in das Streben zur That. Hier offenbart sich der stärkste Contrast des frühern und des jetzigen Gemüthszustandes. Die gleichsam doppelte Person, welche wir vorhin durch die Worte: Inhaber und Erzeuger des Gedankens, kenntlich machten, tritt hier weit auseinander. Dennoch fällt beides zusammen. Der Mörder, gezwungen den Leichnam anzuschauen, erblickt zugleich Sich, den im Anschauen Begriffenen, als den Nämlichen, welchem hiemit auch die Erinnerung aufgedrungen wird an die Absicht des Mordes, an die Veranstaltungen dazu, an die Gefahren, die er besiegte, an den Augenblick der Ausführung. Und noch regt sich die böse Lust; hätte er nicht gemordet, noch jetzt wäre er bereit! Dieser letzte Zug vollendet die Einheit des Ich. Wenn derselbe bey dem reuigen Verbrecher fehlt, so trennen sich Object und Subject; der Mensch klagt dann: ich begreife mich selbst nicht. Daher mag man sagen: der Tugendhafte gelange zur Ichheit vollkommener, als der Sünder. Denn er ist mit sich Eins und in Frieden. Seine That, indem er sich zunächst als deren Zuschauer auffaßt, — vielleicht als bloßen Zuschauer, dem jetzt nicht mehr die Kräfte zu Gebote stehen würden, die er ehedem besaß, — versetzt ihn dennoch zurück in die nämliche Regung des Willens, aus welcher die Handlung hervorging, da sie vollzogen wurde. Er findet sich als Denselben der Gesinnung nach, wie ehedem. Als Zuschauer weiß er von seinem ehemaligen Ueberlegen und Wollen; die jetzige erneuerte Ueberlegung kommt dazu; und es vollendet sich das Gefühl der Harmonie mit Sich Selbst.

---

*) Psychologie II. §. 125 — 127.

**) Ebendas. §. 135.

Der Blick in frühere Vergangenheit und spätere Zukunft, besonders das Wissen um die schon gefaßten Vorsätze, schon getroffenen Anstalten zu fernerem Thun, knüpft die Vorstellung des jetzigen Ich an die eines ältern und eines in die Zukunft hinausschauenden, ja bevorstehenden, in dessen Gemüthsstimmung man jetzt nur noch durch Vorahnungen eindringen könne.

146. Endlich ist noch eine Erinnerung an einen oft berührten Gegenstand hier zu wiederhohlen. Die Mannigfaltigkeit verschiedener Vorstellungsmassen, deren jede zu eigner Ausbildung gelangt ist, und die unter einander in sehr verschiedenen Verhältnissen wirksam seyn können, bringt eine eben so große Mannigfaltigkeit in die Ichheit hinein. Denn jede dieser Massen konnte für sich allein schon, nicht bloß einfach, sondern tausendfach die Ichheit erzeugen. Der Mensch fand Sich in Allem was er im Garten, in Allem was er auf dem Studirzimmer, im Gesellschaftssaale, auf einer Reise, in großen und kleinen Geschäfften und Erhohlungen that und empfand und dachte. Die Meisten werden geneigt seyn, zu glauben, in allen diesen Fällen stehe ein und der nämliche Gegenstand, das Ich, der innern Anschauung vor Augen; aber sie irren sich gewaltig! Der Gegenstand, den sie meinen, ist gar nicht vorhanden; und kann also auch nicht angeschaut werden. Sondern die Ichheit erzeugt sich aus den vorhandenen Vorstellungen so vielmal, als hinreichender Anlaß da ist. Die Einheit der Seele aber, und der Umstand, daß jede Vorstellung ein beharrlicher Zustand (ungeachtet vorübergehender Hemmungen) in der Seele ist, verbunden mit den Gesetzen der Complication und Verschmelzung unter den Vorstellungen: dieses Alles bewirkt, daß die Ichheit im gesunden Menschen ihren Zusammenhang behauptet, und sich im Laufe der Jahre nur allmählig verändert; während der Wahnsinn, welcher bloß auf partialen Hemmungen durch starr gewordne (in gewissen

körperlichen Zuständen vest gewurzelten) Affecten beruht, leider oft genug auch die Ichheit zersplittert, und alsdann seltsame Erscheinungen darbietet, über die man sich bey etwas mehr geläuterter Psychologie weniger wundern würde.

In den sämmtlichen Geisteszerrüttungen liegt ohne Zweifel noch Vieles, das wir nicht wissen; aber schwerlich etwas, das sonderlich befremden sollte. Der gesunde, jedoch zu höhern Bildungsstufen gelangte, psychologische Mechanismus kann unzählig verschiedene Arten von Hemmung erleiden; diese in ein System zu bringen, ist ungefähr ein solches Unternehmen, als ob Einer alle möglichen Verzerrungen des menschlichen Gesichts aufstellen und classificiren wollte. Man müßte denn doch zu diesem Behuf die sämmtlichen Muskeln des Gesichts, und deren mögliche Zusammenziehungen, erst vollständig kennen. Wer falsche Vorstellungen über die Verbindung zwischen Leib und Seele hegt, mag zusehn, was er bey Störungen des Ich, oder der Vernunft, denken könne, die man durch Arzney, vom Unterleibe aus, heilen müsse. Wer sich um die Apperception einer Vorstellungsmasse durch die andre nicht kümmern will, der mag die Freyheit der Handlungen in allgemeinen Theorien behaupten oder läugnen: er wird im Einzelnen überall selbstgeschaffnen Schwierigkeiten begegnen, die man, so lange die Vorliebe für alte Vorurtheile nicht weichen will, nicht einmal angreifen, vielweniger heben kann. Erst muß die natürliche Wirkungsweise dessen bekannt seyn, was unter besondern Umständen der Hemmung unterliegt; dann erst ist es Zeit, die möglichen Arten, wie und wo die Hemmung eingreifen könne, zu untersuchen; und ganz zuletzt läßt sich erklären, warum die erfahrungsmäßig bekannten Erscheinungen der Hemmung so und nicht anders ausfallen.

Zum Schlusse dieses ersten Abschnitts sollte noch ein Capitel von der Geschichte der Menschheit folgen, welches

mit den zuletzt erwähnten Gegenständen das frühere über Moral, Religion und Kunstlehre Gesagte in Verbindung bringen würde. Allein die Geschichte selbst spricht heutiges Tages zu laut, als daß über sie zu reden schicklich genug wäre.

Zweyter Abschnitt.

Methodenlehre.

Erstes Capitel.

Von der Logik.

147. Zuerst muß der Unterschied klar werden zwischen der Encyklopädie und der Einleitung in die Philosophie. Der Etymologie nach bezeichnet das erste dieser Worte eine Bewegung im Kreise; das andre einen geraden Gang, der weiter vorwärts führen soll. Die Bedeutung ist also verschieden, und zwar dergestalt, daß die Einleitung Anfänger voraussetzt, welche die Absicht haben, weiter zu gehn; die Encyklopädie hingegen einen kurzen und übersichtlichen Unterricht ankündigt, bey welchem eher Vorkenntniß als fortzusetzendes Studium darf angenommen werden. Allein um dies für den vorliegenden Fall zu erläutern, dazu ist ein Rückblick auf den bisherigen Vortrag nöthig.

Dem Widerwillen, welcher neuerlich von *falschen* Systemen auf Systeme *überhaupt* und als solche sich ausgebreitet hat, ist im Vorhergehenden weit mehr, als man wohl bemerken mochte, eingeräumt worden. Hätte Einer zum Verdruß des Verfassers das System recht bunt durch einander werfen, das Oberste nach unten, das Hinterste nach vorn kehren wollen: er würde es nicht ärger machen können, als hier geschehen ist. Durch alle Capitel ist die Psychologie zerstreut; die Metaphysik ist vom letzten Ende der Naturphilosophie angefangen, während ihre Haupttheile ganz im Dunkeln gelassen worden; von der praktischen Philosophie ist der Anfang ihres letzten Viertels in den Anfang des ganzen Buchs gestellt, und, um den Gräuel zu vollenden, gar die Pädagogik zur Einlei-

tung in die Lehren vom Leben des Geistes und des Leibes gebraucht worden.

Zur Aufklärung über dies Verfahren kann eine Reihe von Begriffen dienen, die eigentlich in der Pädagogik einheimisch ist, und dort verschiedene Stufen des Unterrichts bezeichnet. Sie heißt: Klarheit, Association, System und Methode.

Wollte Jemand nach Anleitung dieser Begriffsreihe Philosophie lehren: so müßte er zuerst die Gegenstände der philosophischen Betrachtung aus einander legen, und sie — so weit das möglich ist, — einzeln besehen lassen; denn Klarheit erfordert Entfernung alles dessen, was Eins das Andre trüben könnte. Dann müßte er es durch einander mischen, um es in mancherley zufällige Verbindungen zu bringen; so lange, bis es dem Zuhörer zu Gebote stünde, ohne Beschwerde von jedem Puncte zum andern überzugehn, und besonders, bis der Zuhörer sicher wäre, nicht mehr Eins über dem Andern ganz aus den Augen zu verlieren. Nun erst würde der systematische Vortrag eintreten, und auch nun erst in seinem Werthe, als Anordnung und Veststellung des Schwankenden, erkannt werden, — doch aber noch nicht völlig geprüft seyn, bis endlich die Methode hinzukäme, welche jedem Gliede des Systems die Nothwendigkeit seiner Stellung nachwiese.

Ganz genau so die Philosophie zu lehren, erlauben die äußern Verhältnisse nicht. Das Gedränge dessen, was gelehrt und gelernt, vollends was gelesen wird, gestattet höchst selten, daß man irgend einen Lehrgegenstand in irgend einem Fache so stufenweise durcharbeite. Ob der Philosophie jemals die Zeit kommen wird, auf diese Weise studirt, und wahrhaft zum Gebrauche zubereitet zu werden? das läßt sich nicht voraussehn.

148. Jedenfalls wenigstens verkennt man auch schon jetzt die Einleitung in die Philosophie, wenn man (wie oft genug geschieht) sie mit der Encyklopädie verwechselt, oder dadurch zu ersetzen meint.

Die Einleitung steht auf der Stufe der Klarheit; die Encyklopädie auf der Stufe der Association. Daher das vorige Verfahren.

Diese allgemeine Angabe erfordert aber eine nähere Bestimmung. Einleitung in die Philosophie, bey welcher auf ein künftig weiter fortzusetzendes Studium gerechnet wird, geschieht in mündlichen Vorträgen an Jünglinge; und dazu gehört ein Compendium. Zur Association dagegen paßt der Compendienstil ganz und gar nicht, sondern der Feder muß hier ein freyer Lauf gegeben werden, in der Gedankenverbindung, welche bequem scheint für Männer, die weder Anfänger sind, noch in der Wissenschaft die Meisterschaft erreichen wollen. Denn von solchen ist zu erwarten, daß ihnen Encyklopädie willkommner sey, als Einleitung oder System.

Ferner: die Einleitung darf nicht auf die Menge der Zuhörer berechnet werden, die sich aus Neugier etwa einfindet; sondern auf diejenigen, die wirklich eingeleitet, oder vorbereitet seyn wollen. Ihnen muß man das Fortschreiten möglich machen; daher lehrt man sie theils das, was unmittelbar klar ist, theils aber die Probleme, welche zum fortschreitenden Denken die wesentlichen Motive enthalten. Und wenn ja am Ende der Einleitung einige Uebersichten (mehr zum beliebigen Lesen als zum Behufe des Vortrags) beygefügt werden, die man encyklopädisch nennen kann: so bekommen doch dieselben dort nicht die eigene Form der Encyklopädie; das heißt, sie werden nicht zur kurzen und bequemen Uebersicht, (mit Auslassung der mehr schweren als unmittelbar wichtigen Puncte,) also nicht so, wie es hier geschieht, nämlich associirend dargestellt; sondern sie bezeichnen den Weg des zum System, und in dem letztern fortschreitenden Denkens, und berühren deshalb manches, wovon in dem vorliegenden Buche bis jetzt noch nicht die Rede war, und auch nur Weniges folgen wird.

Wir haben uns nämlich bisher an Dasjenige gehalten, was unmittelbar, und vorzugsweise für den praktischen Menschen, Interesse mit sich führt. Daher sind namentlich die ab-

stracten Begriffe von der Causalität, und vom leeren Raume, ganz weggeblieben. In der That gewähren diese abstracten Begriffe keine Erkenntniß irgend eines wirklichen Gegenstandes; vielmehr sind die weitläuftigen Untersuchungen der Metaphysik und Psychologie, welche sich darauf richten, nur Zurüstungen, um die gesuchte Erkenntniß zu erlangen.

Allerdings gehören solche Zurüstungen wesentlich zum Verfahren, wodurch man Erkenntnisse gewinnt; und davon werden wir hier, in der Methodenlehre, etwas sageen müssen. Doch erinnere man sich, daß dies Buch eben so wenig für die Schule, als für Schüler seyn soll.

In den systematischen Schriften sind überall die gebrauchten Methoden angegeben; zur Erläuterung der letztern müßte die genaueste Kenntniß der systematischen Schriften vorausgesetzt werden, worauf hier nicht zu rechnen ist. Der Leser, welcher bis hieher folgte, erwartet ohne Zweifel, das Vorhergehende aus der Zerstreuung, worin es liegt, gesammelt, und in die Umrisse wissenschaftlicher Formen gebracht zu sehen; um aber dieses leisten zu können, werden wir den vorigen Bruchstücken einige, im System wichtige, Ergänzungen nachtragen müssen; welches nur allmählig geschehen kann. Die ältesten und ersten Ansprüche, als philosophische Methodenlehre erwähnt zu werden, macht die Logik; und wir wollen ihr wohlhergebrachtes Recht nicht schmälern.

149. Gleich Anfangs wurde erwähnt, daß die Logik zwar von der Zusammenstellung der Begriffe handelt, aber ohne sich um deren Gültigkeit zu bekümmern. Ihre nächste Verwandte ist die Combinationslehre, von der sie sich jedoch dadurch unterscheidet, daß in ihr die mancherley Formen, wie Begriffe einander ausschließen und einschließen, zur Sprache kommen. Die Nothwendigkeit, hierauf stets die Aufmerksamkeit zu richten, begleitet uns durch alle Wissenschaften; daher ist die Logik ihre gemeinsame Vorschule.

Allein diesen weiten Gesichtskreis der Logik müssen wir für unsern Gebrauch enger begränzen. Aesthetik und Meta-

physik sind die beiden großen Haupttheile der Philosophie; es fragt sich, wie zu ihnen die Logik sich verhalte?

Zuerst negativ. Da die eigenthümliche Gültigkeit der ästhetischen Begriffe darin besteht, daß sie Beyfall und Misfallen mit sich führen: so mengt sich die Logik hierein nicht. Während also sie selbst von der Einstimmung und dem Widerstreite der Begriffe redet: mag die Aesthetik sich hüten, das bloß logische Ja und Nein schon für Lob und Tadel, — und hiemit etwa im Ernste die bösen Geister für Geister zu halten, welche verneinen. Es fehlt freylich in der Geschichte der Philosophie nicht an dergleichen Misgriffen.

Da ferner die eigenthümliche Gültigkeit der metaphysischen Begriffe darin besteht, daß sie Erkenntniß entweder darbieten oder vermitteln: so mengt die Logik sich hierein nicht. Während also sie selbst etwa von den Urtheilen einige Formen aufstellt: mag der Metaphysiker sich hüten, daß sich ihm diese Formen ja nicht etwa in Kategorien verwandeln, mit der Einbildung, dadurch die menschliche Erkenntniß erweitern oder verengern zu können. Freylich hat diese Einbildung alle Gewalt eines eben so starren als grundlosen Vorurtheils erlangt; aber die Logik ist daran unschuldig. Sie predigt nicht, daß man ihr etwas nachmachen soll, was sie in ihrem Kreise braucht; sondern solche Nachahmerey ist Ungeschick Derer, die sich auf dem eignen Boden der Metaphysik nicht genug umgesehen haben, und den Mangel der daselbst einheimischen Hülfsmittel durch fremdes Gut ersetzen wollen.

150. Allein positiv betrachtet, erscheint die Logik meistens als ein Mentor, der mehr warnt, als hilft. Damit sie eine mehr glänzende Rolle spielen möge, ist sie neuerlich sogar völlig aus ihrer Sphäre herausgetrieben worden, um ihren Namen für Lehren herzugeben, die ihr geradezu widersprechen. Bevor wir mit Mehrerem darauf kommen, überlegen wir doch erst näher, was wohl das Positive in den Forderungen der Logik zu bedeuten habe?

Sie fordert Einstimmung in den Begriffen, und weiset den Widerspruch zurück. Sie macht also einen Begriff zum Maaßstabe für den andern, und gebietet, daß man die Zusammenfassung des Mannigfaltigen in Einem Gedanken sorgfältig durchmustere, um zu sehen, ob auch jede einzelne Bestimmung zu den übrigen passe? Hiedurch fordert sie auf zum analytischen Denken, dessen Folgen übrigens die Logik nicht voraussieht, da sie sich nicht darum kümmert, welche eigenthümliche Fehler in jedem Begriffe bey der Analyse zu Tage kommen mögen.

Wenn zum Beyspiel der Begriff der Pflicht eine Nothwendigkeit mitten in der Freyheit ankündigt: so ermahnt die Logik bloß, daß man hieraus keinen Widerspruch machen, also diese Nothwendigkeit nicht wie einen wirklichen Zwang gegen den wirklichen Willen (der als frey gedacht wird) ansehn solle. Daraus folgt aber sogleich, es müsse ein idealer Zwang gerichtet seyn gegen den Willen ohne seine Wirklichkeit, das heißt, gegen das Bild des Willens; woraus alsdann die wahre Bedeutung der sogenannten praktischen Vernunft, sofern dieselbe als gesetzgebend erscheint, sich ergiebt. Sie ist zwar ein höheres Wollen; was aber dieses Höhere emporträgt über gemeines Begehren, das ist kein Wollen, sondern Apperception, verbunden mit ästhetischem Urtheile; welches Urtheil unerbittlich veststeht (29. 45.).

Oder wenn gefragt wird, ob die Pflicht aus der Tugend, und rückwärts, folge: so ermahnt die Logik, nachzusehn, ob jenes ästhetische Urtheil über den Willen sich allemal direct auf den Werth der wollenden Person beziehe? Denn bekanntlich wird Tugend als persönlicher Werth betrachtet; wenn nun Einer an seine Pflicht kann erinnert werden, ohne daß man sich um dessen persönlichen Werth bekümmert: so laufen jene beiden Begriffe nicht vermöge einer vollkommenen logischen Einstimmung in einander zurück, wofern nicht noch irgend welche Mittelglieder eingeschoben werden. Etwa so: Gesetzt, ein gewisses ästhetisches Urtheil beziehe sich zwar nicht auf den Werth einer Person, aber auf ein Verhältniß zweyer Perso-

nen; und, nachdem dies vefstehe, komme alsdann noch ein zweytes ästhetisches Urtheil hinzu, welchem gemäß die Person misfallen würde, falls sie jenes erstere Urtheil vernachlässigen wollte: so wird dadurch mittelbar eine Beziehung der Pflicht einer Person gegen die andre herübergeleitet auf den innern Werth der erstern, also auf deren Tugend. Man sieht ohne Mühe, daß hier von den beiden Ideen des Rechts und der innern Freyheit die Rede ist (29.).

151. Nach solchen Beyspielen, die sich übrigens vermehren ließen, darf es wohl dreist ausgesprochen werden, daß die Logik sich ein großes Verdienst schon durch ihr Antreiben zum analytischen Denken erwirbt; es kommt nur darauf an, daß man den Rathschlägen des Mentors Folge leiste; und dies gerade ist der vernachlässigte Punct! Logik zu lernen, ist gar leicht; Logik in Ausübung zu bringen, ist überaus schwer; und die heutige Generation möchte sich in dieser Hinsicht keinesweges einer besondern Geschicklichkeit rühmen dürfen. Aber die Schwierigkeit des Analysirens ist noch nicht die größte.

Die Logik fordert Vollständigkeit in den Reihen der Begriffe, und einen vestbestimmten, genau erkannten Platz für jeden Begriff in der Reihe der andern.

Diese Forderung ist es, welche zu erfüllen höchst nützlich, aber eben so schwer, und gemeinhin vernachlässigt ist.

Als Beyspiel einer nicht vollständigen, und doch an ihrem Orte richtig bestimmten und geordneten Reihe wählen wir die bekannte der Gründe, wovon die Lebensweise der Menschen abhängt (7.). Um den Anfang derselben zu finden, setzt man alles Eigne des menschlichen Daseyns dergestalt bey Seite, daß nur der Begriff der Intelligenz überhaupt noch übrig bleibt. Eine solche lebt entweder in Verbindung mit andern Intelligenzen, oder nicht. Der letzte Fall ist der einfachste, und tritt an die Spitze der Reihe. Die ganz einzeln stehende Intelligenz füllt die Zeit durch irgend welche Beschäftigung, — mit oder ohne eine auf bestimmte Werke gerichtete Absicht, also entweder arbeitend, oder sich erhohlend.

Der nächste, zweyte Fall, das Zusammenleben mehrerer Intelligenzen, ergiebt Gesinnungsverhältnisse. Diese vollständig einzutheilen, kann etwas schwer scheinen. Man achte auf folgenden Theilungsgrund: die Intelligenzen fassen einander entweder als Personen auf, oder nicht; der letzte Fall ist der einfachste, und ergiebt den Verkehr des gemeinen Umgangs, in welcher Jeder Etwas darbietet, das den Andern interessirt; dieses Etwas macht die Verbindung des Gebens und Nehmens, wobey die Personen aus dem Spiele bleiben können, denn sie sind gleichgültig für einander, so lange es nur darauf ankommt, daß ein Hörer und ein Erzähler sich gegenseitig befriedigen. Nachdem solchergestalt das erste Glied der Untereintheilung bestimmt worden, kommt der zweyte Fall, wo Jeder den andern als Person auffaßt, zu einer neuen Theilung in Betracht. Die Auffassung steht entweder unter dem Einflusse der Neigung, oder sie ist frey davon. Die freye Auffassung einer Person aber giebt nothwendig ein ästhetisches Urtheil, mithin die Gesinnungsverhältnisse des Beyfalls, oder seines Gegentheils. Hingegen die Einmischung der Neigung ist Liebe, oder ihr Gegentheil; daher nun die drey Gesinnungs-Verhältnisse gefunden sind. Das übrige ist leicht. Aus der Beyseitsetzung der menschlichen Natur waren die ersten Hauptglieder, Beschäfftigung und Gesinnung, gewonnen worden; jetzt aber richten wir den Blick auf den Menschen, wie die Erfahrung ihn zeigt. Jedoch zunächst die allgemeine Erfahrung, ohne Unterschied der Orte und Zeiten. Hier finden sich Familien- und Dienstverhältnisse. Daß nun oben (7.) die Reihe nicht weiter ist geführt worden, bezeichnet nicht, sie sey wirklich geschlossen, sondern nur, man wolle sich für allgemeine Betrachtungen auch mit den Anfangsgliedern begnügen; wie aber würde man sie fortsetzen? Etwa dadurch, daß ein Jeder sogleich zu den ganz eignen Umständen seiner persönlichen Lebenslage überspränge? Sichtbar würde er hier den Faden verloren haben. Denn während Familie und Dienst aus den allgemeinsten Natur-Einrichtungen der Menschheit hervorgehn, hat etwas minder Allgemeines, je-

doch Weitherrschendes, Sprache, Kirche, Vaterland, Zeitgeist, — gewiß in der logischen Anordnung den Vortritt vor dem Stande, der Gesundheit, dem Temperament des Individuums, welches etwa diese ganze Betrachtung auf sich und seine Lebensweise zu beziehen gedenkt.

152. Es geschah nicht ohne Absicht, daß wir die eben als logisches Beyspiel gebrauchte Reihe gerade in den Vordergrund dieses Buchs stellten; und es kann auch jetzt seinen Nutzen haben, noch einen Augenblick dabey zu verweilen. Denn man stößt zuweilen auf eine gewisse falsche Logik, deren Princip darin besteht, Alles recht weit herzuhohlen. Das Weiteste aber ist das Universum. Möglich wäre, daß da oder dort unsere Reihe für ein Fragment einer kosmischen Reihe erklärt würde, welches sehr brauchbar sey, sobald man jene Intelligenzen, bey denen wir von den Eigenheiten der menschlichen Natur abstrahirten, für etwas Urbildliches erklärte, welches durch eine fortgehende Besonderung menschliche Gestalt annehme. Alsdann wäre die Sittenlehre sehr bald gefunden, indem die Besonderung nur nöthig hätte, sich bis zu einer vollständigen Gestaltung auszubilden, und ihrem ursprünglichen Triebe gemäß sich durch die scheinbar widerstrebende, in der That aber ohnmächtige Natur hindurchzuarbeiten. Wir könnten hier leicht in sehr gelehrte Dunkelheiten, — und noch leichter in eine starke Polemik hineingerathen; allein man fürchte nichts! Es ist im Voraus dafür gesorgt, dem Leser in deutlicher Prosa zu sagen, was in sittlicher Hinsicht der wahre Sinn dieser Reden werden würde. Denn oben (24.) haben wir schon vorgeschlagen, man möge einmal die bloße Kenntniß der Nothwendigkeit als das treibende Princip für den Menschen ansehn; und dort wurde die Ueberlegung, wie schwer es sey, allen Rücksichten des Dienstes, der Familie, der geselligen Verhältnisse, der nöthigen Beschäfftigungen, zugleich und in Vereinigung Genüge zu leisten, — als bekannt vorausgesetzt. Wie lautet wohl anders die Aufgabe, die sich der praktische Mensch ohne künstliches Nachden-

ken zu stellen pflegt, als so: „Es kommt darauf an, daß Jeder seiner Lage entspreche." Die Lage nun wird bestimmt durch Beschäfftigungen, Gesinnungen, Familie, Dienst, und so weiter, durch alle Verlängerungen dieser Reihe hindurch. Man hätte also die Pflicht jedes Augenblicks, wenn man die Eine Diagonale finden könnte, welche aus allen jenen bestimmenden Kräften zusammengenommen resultirt; und hiemit wäre die Sittenlehre auf ein Analogon mechanischer Probleme glücklich reducirt. Aber wir haben dieser grundfalschen Ansicht schon oben widersprochen, und können uns jetzt begnügen zu überlegen, was wohl die Logik dazu sagen möge?

Ohne Zweifel würde sie nach ihrer behutsamen Weise ermahnen, man solle den Grundbegriff, den man voraussetze, analysiren. Also den Begriff, der Mensch sey getrieben von Arbeiten, von Bekannten, von der Familie, vom Dienst, und so weiter. Sogleich würde nun Jedem einfallen, er werde doch eigentlich nur getrieben, sofern er getrieben seyn wolle, und es nicht etwa vorziehn, alle Bande des Lebens zu sprengen. Die Logik würde ihn also erinnern, daß in letzter Instanz sein Wille selbst das Bindende sey. Und nun würde sie, auf die Beweglichkeit des Willens hinweisend, erinnern, daß andrer Wille andre Gebundenheit ergebe. Sogleich ferner würde Jedem einfallen, daß in der That die Menschen höchst verschieden sind in Hinsicht dessen, was Jeder aus seiner Lage sich macht; daher ein vorsichtiger Mann nicht einmal gern die Rolle des Rathgebers zu spielen pflegt, weil er fürchtet, sich selbst dem Andern unterzuschieben, und eben hiedurch guten Rath in schlechten zu verwandeln, sobald er ihn von sich giebt. Gerade eben so vorsichtig würde die Logik sich erklären. Keinesweges, würde sie sagen, verbürge ich mich für die Gültigkeit Eures Begriffs von Eurem Willen. Ihr selbst müßt wissen, ob Euer Wille in der That der letzte Schiedsrichter alles Werths und Unwerths ist. Rühren Eure Verlegenheiten nur daher, daß Ihr auf Beschäfftigungen und auf Menschen und auf Verhältnisse hier und da und dort so gar viel Werth legt, und daß die vielerley Werthe nicht füglich

alle zugleich können gehütet und verwaltet werden: so besinnt Euch doch auf Euern Willen! Wollet nur einmal Euch weniger daraus machen, so wird das Alles weniger bedeuten; und Ihr werdet Eurer Plage los seyn.

Wir nehmen nun ein andres Beyspiel vor, das, so wie das vorige, die Vollständigkeit der Reihen betrifft; das aber von jenem sich gerade hierin unterscheidet, indem es wirklich eine vollständige Reihe darstellt, die jedoch nicht ohne einige Mühe gefunden wird.

153. Die fünf praktischen Ideen haben wir mit den Namen: Innere Freyheit, Vollkommenheit, Wohlwollen, Recht, und Billigkeit, bezeichnet. Man weiß auch, daß jede dieser Ideen durch ein ästhetisches Urtheil gefunden wird, welches nicht vom Willen ausgeht, sondern über ihn ergeht. Es kann daher nicht einen Augenblick zweifelhaft seyn, was jene Beschäfftigungen, Gesinnungen, Familien- und Dienstverhältnisse im ethischen Sinne eigentlich bedeuten. Sie haben einen Werth oder Unwerth als Mittel zu solchen Zwecken, die von den praktischen Ideen vestgestellt werden; und heißen daher Principien des Fortgangs und Rückgangs.*) Daran aber, daß der Wille ihnen beliebig einen Werth zuschreiben oder absprechen könnte, ist nicht auf's Entfernteste zu denken; und wenn vorhin die Logik dahin führte, so war das eine deductio ad absurdum.

Um nun die Reihe der fünf Ideen bequem zu überschauen, mag man sie zuerst in der Mitte fassen. Die Idee des Wohlwollens bezeichnet die innere Harmonie einer Person, welche mit eignem Willen sich einem von ihr vorgestellten fremden Willen widmet. Zu bemerken ist hier, daß diese Idee von einer zweyten Person nur die Vorstellung braucht, denn im Wohlwollen wird der vorausgesetzte fremde Wille lediglich vorgestellt; und dies ist so gewiß, daß, selbst wenn Irrthum in dieser Vorstellung wäre, doch der Werth des Wohlwollens

---

*) Praktische Philosophie, im siebenten Capitel des zweyten Buchs.

sich gleich bleiben würde. Vollends ist hier von wohlthätigen Handlungen gar nicht die Rede, so gewiß übrigens dieselben von dem wirklich Wohlwollenden unter günstigen Umständen und bey gehörigen Kenntnissen zu erwarten stehn. Rechts und links vom Wohlwollen ausgehend und in der Reihe fortschreitend, findet man nun ganz verschiedene Verhältnisse. Beym Recht und der Billigkeit sind wirklich mehrere Personen nöthig; ja auch ein Medium, ein gemeinsamer Boden, eine Fähigkeit, auf einander einzuwirken. Hier finden wir nicht etwa nur Eine, sondern auf's bestimmteste zwey verschiedene Ideen. Diese Thatsache ist schon oben (44.) bemerklich gemacht; jetzt wollen wir den Grund angeben. Zwey Personen treffen in der ihnen gemeinsamen Welt der Sachen und des Handelns entweder absichtlich zusammen, oder unabsichtlich. Der logische Werth eines solchen contradictorischen Gegensatzes besteht bekanntlich in seiner Vollständigkeit; und das ist der Punct, auf den es hier ankommt. Ergeben sich also aus den zwey Gliedern dieses Gegensatzes die Ideen des Rechts und der Billigkeit, (was hier nicht kann erörtert werden,) so schließen diese beiden Ideen zusammen eine logische Sphäre ab, zu welcher kein drittes und viertes Glied kann gesucht werden. Verhielte es sich mit dem ersten Paar eben so, das heißt: könnten die Ideen der innern Freyheit und der Vollkommenheit auch durch einen contradictorischen Gegensatz eingeführt werden: so wäre Symmetrie in der ganzen Reihe; allein dies ist nicht der Fall. Um den wahren logischen Zusammenhang zu finden, verfolge man die Reihe von hinten nach vorn. Recht und Billigkeit kommen darin, wie schon gesagt, überein, daß sie eine wirkliche Mehrheit von Personen voraussetzen. Das Wohlwollen braucht von der zweyten Person nur das Bild ihres Willens. Die Vollkommenheit — ein Ausdruck, der lediglich seiner Etymologie gemäß eine Größenvergleichung anzeigt, — kann zwar die Voraussetzung mehrerer Personen annehmen, welche neben einander groß oder klein erscheinen; allein die Vergleichung, und das darauf beruhende ästhetische Urtheil bedarf nicht einer Mehrheit der Personen; sondern

es findet seinen Gegenstand schon in einem Beysammenseyn der mehreren Strebungen, welche das mannigfaltige Wollen einer einzigen Person an den Tag legt. Endlich die innere Freyheit schwebt über allen andern Ideen; denn sie ist überhaupt, gleichviel ob durch Größe oder durch Wohlwollen, oder durch Recht oder durch Billigkeit, — diejenige innere Harmonie einer einzigen Person mit sich selbst, welche zwischen den erkannten Ideen und dem Willen Statt findet.

Es versteht sich, daß hier nicht die ganze, in der praktischen Philosophie längst gelieferte Entwickelung kann wiederhohlt werden; aber auf das logische Verhältniß aufmerksam zu machen, war der Zweck der so eben gegebenen Auseinandersetzung.

154. Nach welcher Logik aber ist nun diese Reihe gebildet? Die Anweisung wegen des contradictorischen Gegensatzes findet man zwar überall; aber die Art, ihn zu benutzen, hat keine allgemeine Formel, sondern sie muß jedesmal dem Gegenstande abgewonnen werden. Und dieser Gegensatz liefert zur Ideenreihe nur zwey Glieder. Was aber das ganze Verfahren anlangt: so dient es gerade in so fern zum passenden Beyspiel, als es zeigt, daß man die Winke der Logik benutzen muß, ohne von ihr die dazu nöthigen Kunstgriffe zu verlangen.

In der gesammten Philosophie giebt es vielleicht nicht zwey Fälle, worin die nöthige speculative Bewegung genau nach einerley Anweisung könnte vollzogen werden. Alles Nachahmen, jede unbehutsam befolgte Analogie hat den Verdacht gegen sich, daß es dem Nachahmer an der ächten, directen Kenntniß seines Gegenstandes mangele.

Geradezu lächerlich und thöricht ist die Meinung: wenn man von der Philosophie das Princip besitze, so werde sich das Uebrige wohl finden. Im Gegentheil: alles Einzelne will Stück für Stück von neuem, mit einer ihm besonders angepaßten Geschmeidigkeit des Denkens untersucht seyn; oder man umarmt die Wolke statt der Juno.

Darum verlange Niemand eine allgemeine Methodenlehre! Sehr viele Methoden muß man kennen; aber keiner einzigen sich überlassen.

Zur Probe mag Jemand nunmehr versuchen, eine Lücke auszufüllen, die wir in dem obigen Beweise von der Vollständigkeit der Ideenreihe offen gelassen haben. Nach dem Gesagten wird Keiner unternehmen, zwischen die erste und zweyte, oder zweyte und dritte, oder dritte und vierte, oder vierte und fünfte, noch etwas einzuschalten. Aber wie, wenn die Reihe sich verlängern ließe? Warum giebt es keine sechste und siebente Idee? — Nichts ist leichter, als diese Frage zu beantworten. Aber wer da meint, er werde durch irgend ein schon gebrauchtes Verfahren die Antwort finden, der wird bald seinen Scharfsinn im vergeblichen Brüten abstumpfen.

Man bequeme sich, aus dem Geleise der gewohnten Logik einen kleinen Schritt in ein anderes, naheliegendes Gebiet, zu thun. Es ist das Gebiet der Combinationslehre. Und wozu das?

Von zweyen Personen galt der contradictorische Gegensatz: sie treffen zusammen entweder mit oder ohne Absicht. Jenes giebt die Billigkeit, dies das Recht, (nämlich zunächst den Streit, der vom Rechte soll vermieden werden). Also mit zwey Personen sind wir fertig. Zu einer einzigen können wir nicht zurück; sonst kämen wieder die frühern Glieder der Reihe zum Vorschein. Folglich muß von mehr als zweyen Personen die Rede seyn. Soll nun eine sechste oder siebente Idee zu finden seyn, — rein verschieden und unabhängig von den vorigen, wie jene unter einander es sind, — so sind Mehr als Zwey der Gegenstand der Beurtheilung. Nennen wir dieselben a, b, c; so zerfällt die Ternion a b c in die drey Binionen a b, a c, b c. Diese Binionen führen auf Recht oder Billigkeit, laut vorigem Beweise. Was also auch die Ternion a b c Neues bringen möchte: es kann nie unabhängig und abgesondert auftreten von der Beurtheilung jener Binionen; es enthält immer die Ideen des Rechts und der Billigkeit. Darum, und in so fern, kann es keine sechste

Idee mehr geben. Dennoch giebt es wirklich zehn praktische Ideen; man erinnere sich an die Rechtsgesellschaft, das Lohn-, Verwaltungs- und Cultursystem, endlich an die beseelte Gesellschaft. Sie sind nur nicht einfache, nicht ursprüngliche, nicht von den vorigen durchaus geschiedene, sondern abgeleitete, in denen die frühern mit nähern Bestimmungen verbunden sind.

155. Es mag nicht überflüssig seyn, noch eine Probe zu machen. Wenn es, nach unserer Art zu zählen, keine sechste Idee geben kann, so wollen wir einmal den umgekehrten Versuch machen. Gehen wir rückwärts; es sey nun die Idee der Billigkeit die erste, so wird die der innern Freyheit die fünfte. Warum giebt es denn nunmehr keine sechste? Warum läßt sich die Reihe nicht rückwärts verlängern?

Der Anfänger würde noch einmal combiniren wollen. Er würde nichts herausbringen. Die Logik würde ihn ebenfalls ohne Hülfe lassen.

Richten wir aber unsern Blick nur gerade auf den Gegenstand selbst; dieser belehrt uns sogleich. Rückwärts die Ideenreihe durchlaufend, kamen wir zuletzt an die Idee der innern Freyheit, das heißt, an die allgemeinste Grund-Voraussetzung aller sittlichen Existenz; nämlich an jene Apperception sammt dem ästhetischen Urtheil (150.). Appercipirte nicht der Mensch sein eignes Wollen, sähe er nicht das Bild seines Willens; oder, sähe er es mit Gleichgültigkeit, ohne Beyfall und Tadel: dann gäbe es gar keine Idee und keine Sittenlehre; eben so wenig, als eine solche für rein unvernünftige Thiere vorhanden ist. Nun beruht nicht bloß die Idee der innern Freyheit auf diesem Grund-Verhältniß zwischen dem Willen und dem Anschauen desselben: sondern sie selbst ist dessen vollständige Auffassung und Beurtheilung; daher wäre der Versuch, sie zu übersteigen, geradezu ein Versuch, dem Ersten in dieser ganzen Betrachtung noch ein Früheres voranzuschicken. Wer einen solchen Versuch im Ernste machen könnte, der müßte von Allem Nichts begriffen haben.

156. Die vorstehenden Beyspiele waren entnommen aus dem ersten Capitel der Logik; Aehnliches würden die beiden andern Capitel darbieten. Immer eine nützliche Anweisung; nirgends eine Formel, die sich als Werkzeug brauchen läßt. Die Logik, weit entfernt Verstand zu geben, redet mit uns als mit Männern, die Verstand haben; mit diesem Vertrauen giebt sie guten Rath, und überläßt uns, ihn den einzelnen Fällen anzupassen.

Von der Brauchbarkeit des logischen Syllogismus kam oben (45.) eine Probe vor. Man vergleiche dieselbe mit der frühern Betrachtung des nämlichen Gegenstandes (29.), und überlege den Vorzug der streng logischen Form. Es liegt in dieser Form eine Disciplin für das Denken, die es sich ungern gefallen läßt, weil der Lauf der Gedanken in seiner natürlichen reihenförmigen Bewegung (118.) nur durch Eine Prämisse des Schlusses hindurch seinen Weg nimmt, ohne bey der andern, die er vorübereilend streift, sich aufzuhalten. Die logische Forderung, beide Prämissen gleich aufmerksam zu betrachten, bringt das Denken dergestalt aus dem Tacte, daß man zu den gemeinsten Ueberlegungen Jahre gebrauchen würde, wenn sie in Syllogismen sollten angestellt werden. Aber eben darum, weil die Form eine Fessel ist, muß man die Resultate des Denkens in ihnen zu bevestigen suchen; und es leidet keinen Zweifel, daß dies künftig mehr und mehr geschehen wird. Die Zeit, in welcher die Logik verachtet wurde, ist schon jetzt vorbey.

157. Wer die Reihe der praktischen Ideen (153 — 155.) in ihrer logischen Stellung und Geschlossenheit vor Augen hat, der möchte wohl auf den Gedanken kommen, eine ähnliche Basis, wie hier für die praktische Philosophie vorhanden ist, auch für die Metaphysik zu suchen. Das wäre eine von jenen irre leitenden Analogien, gegen welche wir gewarnt haben (154.). Metaphysik beruht auf der Erfahrung, nämlich auf dem Bedürfniß, dieselbe begreiflich zu finden. Ihre einfachsten Principien sind daher diejenigen Puncte, um welche, als Angel-

puncte, das scheinbar Unbegreifliche der Erfahrung sich dreht. Wollte man diese Puncte in eine geschlossene Reihe legen, so würde man etwas Unmögliches und zugleich Zweckwidriges wollen. Unmöglich kann man die Erfahrung erschöpfen und abschließen; sie aber ist es gerade, welche das anscheinend Unbegreifliche aufdringt. Zweckwidrig wäre es, wenn man Unbegreiflichkeiten suchen wollte, wie man praktische Ideen sucht. Jene sind nicht das, was man sucht, sondern was, wo möglich, vermieden wird. Nun läßt sich zwar die Reihe der metaphysischen Anfangspuncte angeben: Inhärenz, Veränderung, die Materie, und das Ich. Aber diese Puncte sind durch die lange Geschichte der Metaphysik als die Angelpuncte bekannt, um welche das Nachdenken gezwungen ist, sich zu drehen. Zwar noch nicht lange ist die Zeit verflossen, da man versuchte, Alles auf das Ich zu bauen; — das heißt, da man meinte: hätte man nur erst in Ansehung des Ich eine hinreichende Auflärung, so würden die andern drey Puncte wohl kein eignes Anfangen von einem Jeden derselben mehr fordern. Allein man täuschte sich. Die Veränderung drängte sich, wie zu alter Zeit, wieder vor. Die Materie dagegen wollte nicht hervorkommen ans Licht; sie blieb in ihrem dunkeln Winkel sitzen. Die Inhärenz wurde gegen den Vorwurf der Unbegreiflichkeit mit Machtsprüchen vertheidigt. So hatte jedes Problem sein eignes Schicksal; zum Zeichen, daß es diesen Principien der Metaphysik nicht bestimmt ist, als ein logisch abgeschlossenes Ganzes aufzutreten.

Dies verhindert jedoch nicht den logischen Fortschritt vom Allgemeinen zum Besondern. Inhärenz mehrerer Merkmale in Einem, für real gehaltenen, Gegenstande, den man eben in so fern Substanz nennt, ist das Allgemeinste, was unter nähern Bestimmungen wiederkehrt; nämlich unter Zeitbestimmungen bey der Veränderung, unter Raumbestimmungen bey der Materie, und mit Angabe des Unterschiedes zwischen Object und Subject beym Ich. Daraus folgt, daß die Metaphysik mit dem Probleme der Inhärenz beginnen, jedoch das

selbe nicht als einziges Princip betrachten darf; denn es hat neben sich jene andern, die neben ihm gefunden werden; und Erfahrung wird immer nur gefunden, niemals geschaffen. Die Logik aber beweiset sich auch hier als anordnend; wer ihrem Rathe nicht folgt, der büßt es durch endlose Verwirrungen.

158. Jetzt wäre noch von einer ganz andern Stellung der Logik gegen die eben erwähnten metaphysischen Probleme zu reden. Jedes derselben, einzeln genommen, erhebt für sich allein Krieg wider die Logik! Daraus entsteht in den Köpfen der Menschen ein Gesammt-Eindruck, als wäre die Metaphysik ein Wald von Ungereimtheiten, welchen zu vermeiden, man nur nöthig habe, auf dem offnen und weiten Felde der Erfahrung an der Hand der Logik einherzugehn. Sie setzen nämlich voraus, an der Einstimmung zwischen Logik und Erfahrung könne Niemand zweifeln. Fehlerhafte Bearbeitungen der Metaphysik verstärken, indem deren Verkehrtheit in die Augen springt, das nämliche Vorurtheil. Auf einer etwas höhern Stufe der Speculation aber ändert sich die Sache. Die Logik wird angeklagt, daß sie das Wissen wenig fördere. Die Erfahrung soll sich ebenfalls bescheiden, ihre Lehren seyen kein wahres Wissen, sondern nur gültig für Erscheinungen. Die Dinge außer uns werden uns ja nur bekannt, in so fern wir sie uns vorstellen! Eine so wahre Bemerkung verleitet zu neuem Irrthum; nämlich zu dem vorhin erwähnten, alles Wissen liege im Ich. Die böse Frage: wie kommt die Kenntniß eines Dinges, das außer mir ist, in mich hinein? Diese Frage scheint das Ich zu verschonen, darum, weil es gar nicht außer sich, sondern nur in sich ist. So meint man, weil man auf dieser Stufe der speculativen Betrachtung theils von dem Ich, theils von der wahren Beschaffenheit der Probleme, von der Art sie aufzulösen, von dem Zusammenhange metaphysischer Wahrheit und Ueberzeugung noch keinen richtigen Begriff hat. Diejenigen endlich, welche den

metaphysischen Problemen zu Gefallen die Logik umschaffen wollen, (welches insbesondere Hegels Unternehmen ist,) kommen der Untersuchung näher. Sie sehen ein, daß die Logik nicht dürfe ignorirt, daß sie vielmehr in Einstimmung müsse gesetzt werden mit der Erfahrung; indem die eingebildete Freundschaft der Erfahrung und der Logik gerade dasjenige ist, woran es fehlt, und zwar so sehr fehlt, daß eben aus diesem, alten, und stets fortdauernden, Fehler die ganze Metaphysik entsprungen ist und noch jetzt entspringt.

Weil nun die Erfahrung und die Logik über die ersten Grundbegriffe von dem was Ist und geschieht, mit einander in Streit liegen, — indem die Erfahrung selbst uns widersprechende Begriffe aufdringt, deren Ungereimtheit bey der logischen Analyse zum Vorschein kommt: — so entsteht die Frage: wer soll nachgeben? Die Logik? oder die Erfahrung?

Hegel sagt: die Logik. Darum hat er eine neue Logik geschaffen, welche gerade so, wie die Erfahrung, voll ist von Widersprüchen, und, was das Merkwürdigste ist, diese Widersprüche auch gar nicht verhehlt, nicht umwickelt, nicht entschuldigt, sondern sie als bare Wahrheit nackt und dürr hinstellt.

Manche Personen meinen nun, es sey am besten, Hegeln zu ignoriren. Aber solches Vornehmthun ist eitler Dünkel. Läge zu Hegels Lehren kein Grund in den Formen der Erfahrung: so wäre er nimmermehr auf seine Paradoxa gekommen. Der Kern seiner Logik ist die Erfahrung selbst.

Allein wir müssen für den jetzigen Vortrag die schroffe Seite des Berges zu umgehen suchen, und nehmen daher für's erste einen Weg, welcher eine Aussicht auf das Kantische Gebiet verstattet.

Zweytes Capitel.

Von der Vernunftkritik.

159. Kants kritische Philosophie hat so viele Decennien hindurch die öffentliche Aufmerksamkeit beschäfftigt, daß man eine wenigstens oberflächliche Kenntniß derselben bey den meisten Männern von gelehrter Bildung heut zu Tage voraussetzen darf; so daß wir sie zur Anknüpfung für einige sehr nöthige Bemerkungen, die auf philosophische Methode und Systematik den wesentlichsten Einfluß haben, recht füglich benutzen können. Jedoch müssen wir die Kantische Lehrform entfernt halten; sie ist nicht klar genug für unsern Zweck.

Anaxagoras soll gesagt haben, der Schnee sey schwarz. Er durfte eigentlich nur sagen: die Substanz des Schnees sey nicht weiß. Hier mag man bequem anfangen, um über den Begriff der Substanz nachzudenken, von welchem wir zunächst zu reden haben.

Wie entsteht der Begriff der Substanz? Das ist eine kritische Frage, die sich Kant sorgfältiger hätte überlegen müssen, als von ihm geschehn ist.

Das Beyspiel des Anaxagoras kann zunächst auf den Gedanken leiten: die Veränderlichkeit der Dinge, wenn sie gefrieren, oder schmelzen, oder wie immer sonst die Gestalt wechseln, führe auf den Begriff ihres Urstoffs, der weder weiß noch schwarz, weder starr noch flüssig sey. Das ist wahr; aber es giebt nur den Begriff des Beharrlichen; ein richtiges Merkmal der Substanz, und gleichwohl noch nicht den ersten, wesentlichen Begriff derselben.

Ein Ding braucht sich eben nicht zu verändern, damit man gewahr werde, daß die mancherley sinnlichen Eigenschaften, woran es erkannt, und wodurch es von andern unterschieden wird, nicht das eigentliche Wesen des Dinges ausmachen können. Es ist nur nöthig, das Ding zu beurtheilen. Z. B. Der Schnee ist weiß. Der Schnee ist kalt. Der Schnee ist locker. Der Schnee besitzt eine krystallinische Bildung. Das genügt zuvörderst zu der Frage: Mußte denn das Weiße eben kalt seyn? Mußte denn das Kalte gerade locker seyn? Mußten denn die kleinen Schneekrystallen gerade geschickt seyn, um Schneebälle daraus zu machen? Die Begriffe von dem Allen hängen gar nicht zusammen; die Erfahrung verknüpft sie gleichwohl ganz vest, indem wir den Schnee mit Augen sehen und mit den Händen greifen.

Aber die Erfahrung kann mit aller ihrer Macht doch nicht verhindern, daß nicht der Begriff des Schnees aus einander falle in lauter Merkmale ohne Zusammenhang. Der Begriff schmilzt früher als der Schnee selbst. Und der Begriff des Eisens, strengflüssig wie es ist, schmilzt gerade so leicht wie jener des Schnees; nämlich durch die Urtheile: das Eisen ist grau; das Eisen ist schwer; das Eisen ist hart, u. s. w.

Was ist nun der Schnee? und was ist nun das Eisen? Das heißt: was ist das Subject, welchem die Urtheile das Daseyn verdanken, da sie ohne Subject nicht bestehn können? Denn ihre Prädicate bezeichnen, jedes einzeln genommen, nichts Selbstständiges.

Wer auf diesen Fragepunct gekommen ist, der schaut in ein Dunkel, worin er schlechterdings nichts zu erkennen vermag. Aber mit dem Nichts kann er sich nicht befreunden. Wo nichts wäre, da würde auch nichts erscheinen. Die Erfahrung fährt immer fort, hier Schnee und dort Eisen zu zeigen, in ganzen Massen, um deren Größe wir uns jedoch nicht bekümmern. Die Fragen: was sind Schnee und Eisen? zielen auf die Qualität; diese meint man zu kennen, aber jeder Versuch, sie zu beschreiben, zerfließt in die Angabe der Merkmale, zu denen das Subject fehlt.

Das vermißte Subject nun, welches in unserer Kenntniß fehlt, in der Natur aber nicht fehlen kann, ist die Substanz.

Der Idealist würde sagen, es fehle auch in der Natur. Er würde Schnee und Eisen für Erscheinungen erklären. Wem denn erscheinen sie? Ohne Zweifel Uns. Anstatt dieses Pluralis Uns setzt der Idealist schnell das Ich; indem wir einander gegenseitig erscheinen. Sind denn die andern Menschen um Mich her auch nur Erscheinungen für Mich? Oder bin Ich nur eine Erscheinung für Sie? Und wer von Ihnen ist denn eigentlich Derjenige, dem die andern erscheinen? Er wäre am Ende die wahre Substanz. Möge Er nur nicht auch wieder ein Ding mit mehreren Merkmalen werden, zu denen das Subject fehlt! Geholfen wenigstens hat diese, von Anfang an falsche, idealistische Wendung des Nachdenkens, zu gar Nichts. Denn die Meinung war, Schnee und Eisen sollten nicht Substanzen seyn, damit man sich nicht genöthigt sehe, unbekannte Substanzen einzuräumen; das Dunkel ist aber damit nicht heller, sondern noch finsterer geworden. Nimmt man vollends das zu Hülfe, was schon oben über das Ich gesagt worden (142—146.): so wird offenbar, daß der Idealist in demselben Augenblick, als er Schnee und Eisen für Erscheinungen im Ich oder in Uns erklärte, höchst unbehutsam in einen Sumpf trat, den er für sichern Boden hielt. Zwar nicht das wirkliche Ich unseres Selbstbewußtseyns ist ein Sumpf; aber die idealistische Meinung vom Ich ist allerdings ein solcher.

Diese unsre Behauptung wird dem Leser sehr dreist erscheinen. Kein Wunder, wenn die obigen Citate aus der Metaphysik und Psychologie, wo die Gründe der Behauptung zu suchen sind, nicht nachgeschlagen wurden. Allein darauf machen wir für jetzt gar keinen Anspruch. Es kommt hier nicht darauf an, Lehrsätze über die Substanz vestzustellen; sondern von der Substanz wird hier, in der Methodenlehre, nur zu dem Ende gesprochen, um Wege der Untersuchung zu zeigen, von denen die

Meisten gar keinen bestimmten Begriff haben; und das soll nun eben geschehen.

160. Auf dem Puncte, wo wir stehen, zeigen sich zwey Wege mit entgegengesetzter Richtung. Der Weg vorwärts geht in die Metaphysik hinein. Was können wir mit dem dunkeln Begriff der Substanz anfangen? Wie müssen wir ihn bestimmen, ihn mit andern Begriffen verbinden, welche Folgerungen aus der Verbindung ableiten, welche Vorsicht dabey gebrauchen, welchen Gewinn für die Erklärung von Geist und Leib und Thier und Pflanze und Wasser und Gestein, — kurz, für die Erklärung der gesammten Natur, daraus ziehn? Hat Jemand frischen Muth genug, diesen Weg zu gehn? Alsdann muß er sich gerade in das Dunkel hineinwagen. Allein dazu möchten wir Niemandem rathen, der nicht schon weit bessere Vorbereitungen mitbringt, als wir ihm hier, in diesem Buche und bis zu dieser Stelle desselben, angeboten haben.

Auch ist schon Mancher auf diesem Puncte der Untersuchung scheu geworden. Das Dunkel der Substanz übt eine natürliche Gewalt über die Menschen, vermöge deren sie sich umdrehen, um nachzusehen, ob sie nicht rückwärts einen Weg finden.

Wie kamen wir denn auf den Begriff der Substanz? Haben wir nicht schon irgend einen Fehltritt gethan, der uns jetzt in Verlegenheit setzt?

Das ist die Frage der Vernunftkritik. Ihr Weg geht rückwärts; aber wohin? — Ganz unvermeidlich in die Psychologie. Denn unsre Schritte in unserm Denken, die wir bisher gethan haben, und jetzt einer Revision unterwerfen wollen, diese Schritte waren unser eignes Thun; und wenn man die Erklärung davon verlangt, so muß man die Psychologie zu Hülfe nehmen.

161. Noch stehen wir auf dem Puncte, wo wir standen. Rückwärts gewendet überlegen wir nun, daß zunächst vorher, ehe der dunkele Begriff der Substanz uns irre machte, Alles

hell und klar schien. Schnee und Eisen haben wir gesehn, betastet, durch allerley Merkmale beschrieben. Das Beschreiben durch Urtheile war das Nächste, was vorherging, ehe die Verlegenheit eintrat. Haben wir in diesem Urtheilen einen Fehler gemacht?

Vor dem Urtheilen waren wir vertieft im Anschauen. Haben wir im Anschauen gefehlt?

Wie sind wir dazu gekommen, die vielen Merkmale des Schnees oder des Eisens zusammen zu nehmen, und jedes Ding als Eins aufzufassen? Hat uns die Erfahrung dazu berechtigt? Sie gab uns zwar die Merkmale; aber wann und wie gab sie das Eine Ding, dem wir dieselben beylegten? Diese Einheit müssen wir wohl unvermerkt aus eignem Vorrath eingeschoben haben!

Hier wird Jedermann die Kantische Kategorie der Substanz erkennen, welche vorgeblich zu den Stammbegriffen des menschlichen Verstandes gehören soll. Gesetzt, es gebe eine solche: so ist noch immer zweyerley zu fragen: Erstlich, wie kommt diese Kategorie dazu, mit den sinnlichen Merkmalen in Verbindung zu treten? Zweytens, wie kamen die Merkmale selbst, deren jedes einzeln gegeben wurde, unter einander in Verbindung? Denn es scheint ja doch, die Merkmale müßten erst mit einander vereinigt seyn, um alsdann jene Kategorie in sich aufzunehmen. Oder soll die Kategorie umhergehn in dem Kreise der sinnlichen Wahrnehmungen, um dieselben zu Merkmalen Eines Dinges zu erheben? — Gesetzt, die Kategorie unternähme zu diesem Zwecke eine Wanderung: so konnte sie sich leicht verirren. Denn eine dritte Frage kommt zu den vorigen: Warum, wenn hier Schnee und dort Eisen liegt, faßt die Kategorie nicht alle Merkmale beider Dinge zusammen, und macht daraus Ein Ding? — Darauf, möchte Jemand meinen, sey leicht zu antworten. Das Eisen ist grau, und der Schnee ist weiß; nun verbietet die Logik, Graues und Weißes für Eins zu erklären. Allein angenommen, die Kategorie gehorche der Logik, — oder, wie man vermeintlich verbessernd lieber sagen wird: **der Verstand**,

welchem die Kategorie sowohl als die Logik gehorcht, verhüte jede widersprechende Zusammenfassung: warum denn wird nicht die weiße Farbe des Schnees mit der Härte des Eisens, warum nicht die graue Farbe des Eisens mit der lockern Natur des Schnees zu dem Begriffe eines Dinges zusammengefaßt? Da ist kein Widerspruch; die Logik kann nichts einwenden, wenn einmal die Dinge ihre Merkmale vertauschen; sie wird das weit leichter ertragen, als wenn ein Ding seine Merkmale verändert. Die Kategorie der Substanz bleibt ebenfalls unangetastet, wenn einmal grauer Schnee und weißes Eisen zum Vorschein kommen werden. Einzig und allein die Erfahrung ist's, welche sich bis jetzt noch auf weißes Eisen nicht einlassen will; indessen wer weiß, was sie sich mag vorbehalten haben!

Nach dieser Probe wird schwerlich der Weg der Vernunftkritik heller scheinen, als jener der Metaphysik.

162. In der Einleitung zur Philosophie ist es Pflicht des Lehrers, diese Dunkelheit noch gar sehr zu vermehren und zu verstärken; hier, in der Encyklopädie, suchen wir sie möglichst zu vermeiden, und begnügen uns mit der gegebenen Probe. Denn die Einleitung soll den Bogen der Speculation spannen; und sie darf den Anfänger nicht schonen, dessen Kräfte für weit härtere Arbeit, als diese hier, müssen gestählt werden. Hingegen die Encyklopädie erinnert einen Jeden an das, was er weiß, und fügt hinzu, was gemächlich damit kann verbunden werden.

Wir erwähnen also nur kurz, daß die Kategorie der Ursache zu ganz ähnlicher Betrachtung Anlaß giebt, wenn man von dem Erfahrungsbegriff der Veränderung erst vorwärts in die Metaphysik geht, dann aber, geschreckt vom Dunkel, rückwärts gewendet den Ursprung des Begriffs der Ursache aufsuchen will. Dasselbe begegnet dem, welcher etwa durch Raum und Zeit veranlaßt dem Begriffe der Continuität nachgeht. Und nicht minder macht auch der Begriff des Ich

doppelte Arbeit; obgleich dieser um die Zeit, da Kant schrieb, noch von keiner Kritik war berührt worden, so daß er mit ungewarnter Dreistigkeit benutzt wurde, wie wenn in der That das Ich ein wahres Wissen, und zugleich den wahren Gegenstand dieses Wissens enthielte; welches beides völlig falsch ist. Wären indessen damals wenigstens Locke's Vorarbeiten gehörig benutzt, so hätte die Kritik in Ansehung der Begriffe von Substanz und Ursache mehr wahre Psychologie in sich aufgenommen; und minder getäuscht von der Kategorienlehre, würde sie gleich Anfangs weit zweckmäßigere Bewegungen des Denkens hervorgerufen haben, als wirklich geschah. Doch das Geschehene ist nicht zu ändern; die verlorne Zeit nicht einzuhohlen; die Achtung, welche der Philosophie gebührt, ist zum Schaden für alle Lebenskreise, auf die sie hätte wirken sollen und können, gesunken und mannigfaltig verletzt worden. Abgesehen von begangenen Fehlern, bleibt nun Folgendes im Allgemeinen zu bemerken.

163. Zu jeder metaphysischen Untersuchung, welche von einem gegebenen Hauptbegriffe aus vorwärts geht, um den Kreis des Wissens zu erweitern, gehört eine psychologische Untersuchung des nämlichen Begriffs in Ansehung seines Ursprungs.*) Es ist offenbar, daß die beiden entsprechenden Untersuchungen einander nicht parallel laufen können, da ihr Zweck gänzlich verschieden ist; und dies wird noch weit einleuchtender, wenn man die Hülfsmittel kennt, deren sich Psychologie und Metaphysik bedienen müssen. Betrachtet man den gegebenen Hauptbegriff als den Anfangspunct: so schaut die metaphysische Richtung in ein künftiges Wissen hinaus, welches man zu erreichen sucht; die

*) Und rückwärts, zu jeder von diesen psychologischen Untersuchungen gehört die entsprechende metaphysische. Das sey Denen gesagt, welche meinen, Psychologie ohne Metaphysik betreiben zu können. Liebhabern geziemt das; aber der Dilettant muß nicht den Kenner spielen wollen.

zugehörige psychologische aber betrifft die schon abgelaufene, nur verdunkelte Geschichte des nämlichen Begriffs. Man kann in dieser Hinsicht die Anordnung bequemer machen, indem man sie umkehrt. Natürlich ist es, erst zu fragen: wie wurde der Begriff? wie entstand er, und wie hat er sich vielleicht schon durch verschiedene Stufen fortgebildet, ehe er so, wie wir ihn jetzt, in dem vorhandenen Gedankenkreise der Menschen, vorfinden, aufzutreten fähig war? Denn man sieht es manchem Begriffe, welcher die Erfahrung überschreitet, keinesweges auf den ersten Blick an, daß er dennoch ursprünglich der Erfahrung ist abgewonnen worden. Das Beyspiel des Begriffs der Substanz zeigt dies deutlich genug. Nichts ist gewisser, als daß keine Substanz gesehn, gehört, überhaupt wahrgenommen werden kann. Sobald aber jene Urtheile, welche den Begriff jedes Dinges in seine Merkmale zerlegen, wach geworden sind, steht die Entdeckung bevor, daß ihnen ihr Subject fehlt; ohne welches sie gleichwohl nicht bestehen können. Die Forderung dieses Subjects nun erzeugt den Begriff der Substanz; er hat keinen andern Inhalt noch Ursprung als eben diese Forderung; und in diesem Sinne entspringt er dennoch aus der Erfahrung, obgleich sein Gegenstand in ihr nicht kann nachgewiesen werden. Unzählige speculative Irrthümer finden in dieser einzigen Bemerkung die ihnen gebührende Zurechtweisung.

Auf die psychologische Erklärung, wie der Begriff entstanden sey, folgt dann zweytens die neue Frage: was soll nun weiter aus ihm werden? Welche Dienste kann er der Erkenntniß leisten? Zum Beyspiel: Wie muß man den Begriff der Substanz ausbilden, damit man von zusammengesetzten Substanzen, von Körpern, — oder auch von den innern Zuständen und Thätigkeiten einer einfachen Substanz, etwa von der Seele, eine für die Erklärung der Erfahrung zulängliche Einsicht gewinne? — Denn hiezu ist der Begriff, so wie er vorliegt, noch gar nicht zu gebrauchen.

164. Ganz natürlich wird hier dem Leser die Frage einfallen: was helfen mir zwey Untersuchungen, wenn ich nur eine gebrauchen will? Von der Seele, von der Materie, will ich unterrichtet seyn; warum denn haltet Ihr mich auf mit dem, was ich nicht zu wissen verlange? Eure Lehre vom Ursprunge des Begriffs der Substanz behaltet für Euch; was Ihr davon redet, ist verlerne Mühe für mich. Denn genau denselben Begriff, welchen Ihr angebt, und nach dessen Wurzeln Ihr grabt, kenne und besitze ich längst; jetzt aber eile ich vorwärts, während Ihr mit Eurer rückwärts gehenden Vernunftkritik mich nicht fördert, sondern mir die Zeit raubt.

Diese Sprache ist vollkommen der Sache gemäß. Die Vernunftkritik ist zum Weiterkommen gar nicht nöthig; und man würde sich nie mit ihr aufgehalten haben, wenn man verstanden hätte, wie das Weiterkommen anzustellen ist. Das ist so wahr, daß selbst jene rückwärts gehende Untersuchung nicht eher mit Erfolg kann vorgenommen werden, als bis die vorwärts gerichtete dazu die Hülfsmittel darbietet. Locke verdarb die Speculation für England und Frankreich; Kant blieb in seinen Kategorien gefangen, und konnte Fichte's Unternehmungen nicht hindern. Psychologie setzt Metaphysik voraus; und ohne Psychologie lassen sich die Fragen der Vernunftkritik gar nicht beantworten, nicht einmal gründlich berühren.

Dennoch darf man gegen Locke und Kant nicht undankbar seyn. Die menschliche Einsicht geht nicht immer den regelrechten Gang der Wissenschaft; sie braucht allerley Nachhülfe, um zur Ueberzeugung zu gedeihen. Metaphysik läßt sich einmal nicht mit unmittelbar eindringender Evidenz dergestalt vortragen, daß ihre Lehren sogleich angeeignet werden, indem sie aufgefaßt sind. Die erste Auffassung selbst des Nothwendigen behält dennoch die Unsicherheit des Problematischen; die Grundbegriffe wanken Denjenigen unter den Füßen, welche versuchen, etwas darauf zu bauen. Das liegt nicht in der Natur der Wissenschaft; wohl aber in

der Natur der menschlichen Köpfe. Darum muß der psychologische Unterbau in Ehren bleiben.

165. Aber, (wird man weiter einwenden) wenn Psychologie selbst von der Metaphysik abhängt, so dreht sich ja die Metaphysik im Kreise, indem sie nicht bloß den Aufbau, sondern auch den Unterbau besorgt. Wie kann denn dieser Unterbau etwas stützen?

Dieser Einwurf ist ganz verfehlt. Die Metaphysik ist nicht darum ungewiß, weil sie Diesem und Jenem nicht einleuchtet. Sie, als Wissenschaft, bedarf nicht des Unterbaues; sondern sie hat volle Macht, ihn eben so wohl als den Aufbau zu besorgen. Daß sie durch die sogenannte Vernunftkritik ihre eignen Grundbegriffe zu unterstützen scheint, bezieht sich auf die Individuen, welche schwer lernen, weil ihre subjectiven Gedanken nicht von selbst vest genug stehn, um Zweifel, die ihnen hintennach und zu spät einzufallen pflegen, aus eigner Kraft zurückzuweisen. Ein System wird von den Menschen um desto mistrauischer angestaunt, je höher es emporsteigt; die Erfahrungsbegriffe, von denen sie ausgingen, werden ihnen unklar durch die Veränderungen, welche das weiter und weiter fortschreitende Denken damit vornimmt; sie sind so schwach, daß sie nicht verstehn, sich auf die frühern Stufen zurück zu versetzen, und das ursprünglich Gegebene, so wie es war vor aller systematischen Arbeit, stets im Auge zu behalten. Darum muß man ihnen zeigen, daß die Erfahrungsbegriffe aus psychologischen Gründen nicht anders gegeben und gefaßt werden konnten, als so, wie die Erfahrung sie gab und die Metaphysik sie in Empfang nahm.

Noch ein andrer, sehr wichtiger Umstand kommt hinzu. Die Metaphysik, einmal im richtigen Gange begriffen, vergleicht sehr bald ihre gewonnenen Resultate mit der Erfahrung auch in solchen Bestimmungen, die ihr Anfangs nicht zur Grundlage dienen konnten. Hiedurch erlangt sie fortwährend Bestätigungen der mannigfaltigsten Art, lange

vorher, ehe jener Unterbau sich bildet, den man Vernunftkritik nannte, bevor seine wahre Natur bekannt war. Der Unterbau ist also in der That weit stärker, als ihn die bloß metaphysische Betrachtung, wenn man nicht stets zugleich die Erfahrung benutzte, zu Stande bringen würde.

166. Nicht ungewohnt auch solcher Einwürfe, die eigentlich Niemandem einfallen sollten, wollen wir noch der praktischen Vernunft gedenken. Denn Kant hat ja auch eine Kritik der praktischen Vernunft geschrieben; er hat sogar von einer Metaphysik der Sitten geredet; und es wäre nicht gerade etwas Neues, wenn Jemand meinte, die Metaphysik müsse sich auch dafür einen psychologischen Unterbau schaffen. Indem wir nun die Erfahrung, und das in ihr Gegebene, als ein solches bezeichnet haben, von dem die Metaphysik ausgehe, und von wo rückwärts schauend die Vernunftkritik die gegebenen Grundbegriffe bevestige: möchte Jemand das so verstehen, als ob die praktischen Ideen auch der Erfahrung entnommen würden, und auch durch psychologische Nachweisung ihres Ursprungs bekräftigt werden könnten.

Es muß aber doch wohl dem Leser überlassen bleiben, sich über solche Dinge selbst Rechenschaft zu geben. Kants kategorischer Imperativ war der Angelpunct seiner Kritik der praktischen Vernunft. Wer zu dieser Formel, die heutiges Tages fast für veraltet gelten könnte, zurückkehren will, der mag nach Belieben sich ein kritisches Geschäfft dazu schaffen. Was auf die Lehre von den fünf praktischen Ideen kann gebaut werden, das ist nicht so schwerfällig, um noch besonderer Stützen zu bedürfen. Die psychologischen Untersuchungen über die Möglichkeit ästhetischer Urtheile und ihrer Befolgung, sind dagegen wirklich schwer und dunkel; und so nützlich sie der Pädagogik werden können, so untauglich sind sie, der Moral ein neues Licht aufzustecken.

Will man die praktischen Ideen sich geläufig machen, so muß man sie anwenden; und in demjenigen, was von

jeher als richtige Moral gegolten hat, wieder zu erkennen sich üben. Das ist nicht schwer; und metaphysische Schwierigkeiten sind dabey so fremd, daß deren Heilmittel im praktischen Gebiete äußerst übel angebracht seyn würden. Ein paar einzelne Puncte machen eine Ausnahme; auf diese kann jedoch hier nicht eingegangen werden, um so weniger, da die Evidenz der praktischen Ideen davon keinesweges abhängt.

Drittes Capitel.

Von der Fundamental-Philosophie.

167. Die Philosophie war längst vorhanden, war in ihre drey Theile zerfallen, bestand aus einer beynahe vollendeten Logik, einer in den Hauptumrissen ziemlich richtig gezeichneten Sittenlehre (44.), und der wenigstens von den meisten Grundproblemen ausgehenden und sich versuchenden Metaphysik; — sie war schon bezweifelt, geschmäht, zerrüttet, und theilweise wiederhergestellt: als es neuerlich einigen rüstigen Denkern einfiel, ihr ein besseres Fundament unterlegen zu wollen, worüber alsdann die mannigfaltigsten Meinungen und Streitigkeiten laut wurden. Dadurch ist sie für die heutige Generation dergestalt verdunkelt und aus ihrem natürlichen Gefüge gedrängt worden, daß mancher angesehene Gelehrte offenbar kein deutliches Bild mehr von ihr besitzt, und ihren Ursprung eher in einem fabelhaften Lande, als in denjenigen Begriffen sucht, die uns Alle jeden Augenblick beschäfftigen und durchaus unentbehrlich sind. Das größte Uebel liegt in der Verwechselung zwischen dem *Lehrgebäude* und dem *Faden des Unterrichts*. Diesen Unterschied wird man mit Hülfe des Beyspiels von der Sittenlehre sogleich verstehn. In dem Lehrgebäude liegen die fünf ursprünglichen praktischen Ideen alle *neben* einander, und bilden zusammen das Fundament; denn keine derselben läßt sich von der andern ableiten. Hingegen die Ideen der Rechtsgesellschaft u. s. w. bis zur beseelten Gesellschaft gehören eben deswegen, weil sie von jenen abgeleitet sind, nicht mehr zum Fundament, sondern schon zum Gebäude selbst. Wohin wird die Reihe gerechnet

werden, welche von den Beschäfftigungen bis zu den Dienstverhältnissen läuft? Sie ist nicht aus den Ideen entsprungen; eben deshalb würde sie auch nicht in die Sittenlehre gehören, wenn nicht wegen der Anwendungen der Ideen, welche darauf zu machen sind. Daher kann man sie nicht zum Fundamente, sondern ebenfalls nur zum Lehrgebäude rechnen. Wie aber unterscheidet sich nun vom Gebäude und von dessen Fundamente der Faden des Unterrichts? Dieser kann nicht von allen Ideen zugleich ausgehn; schon aus dem einfachen Grunde, weil von fünf Gegenständen auf einmal verständlich zu reden unmöglich ist. Nun weiß man aus dem Obigen (153—156.), daß der Faden des Unterrichts bestimmt vorgeschrieben ist. Man muß ihn anknüpfen bey der Idee der innern Freyheit; man muß ihn, so fern er das Fundament betrifft, endigen bey der Idee der Billigkeit; es giebt hier keine Willkühr, der man sich überlassen dürfte: denn die Vollständigkeit der Reihe muß verbürgt werden, und das ist nicht möglich, sobald man im Geringsten von der Vorschrift abzuweichen sich erlaubt. Wer aber das Gebäude mit dem Faden verwechselt, der kann von der ganzen Technik, welche zur Sittenlehre nothwendig ist, nichts verstehn. In dem Gebäude ist das Fundament der unterste Theil; um dieses richtig aufzufassen, müssen alle fünf Grund-Ideen, ohne irgend eine Succession, wie mit Einem Blicke angeschaut werden. Im Lehrgange aber ist dennoch eine unvermeidliche Succession, und zwar deshalb, weil darin die erste wesentliche Bedingung der genauen Untersuchung besteht. Selbst der Umstand, daß oben (153.) von dem Wohlwollen angefangen wurde, diente nur hier zur Erleichterung; wer die praktische Philosophie selbst vergleicht, wird finden, daß der dortige Vortrag ganz verdorben wäre, sobald eine solche Licenz auf ihn übertragen würde.

168. Die Form der Metaphysik ist zwar vollkommen eben so streng vorgeschrieben, wie die der Sittenlehre: allein es wird etwas schwerer seyn, dies hier sichtbar zu machen; daher

nur wenige Worte über den ohnehin bloß speculativen Gegenstand! Man weiß schon, daß zwar das Fundament der Metaphysik in einer Reihe von Begriffen besteht, die jedoch nicht durch ästhetisches Urtheil erzeugt, sondern in der Erfahrung gegeben werden; daher ihre Zusammenstellung den Charakter der zufälligen Aggregation, welcher überhaupt der Erfahrung eigen ist, beybehalten muß. Es wäre die unleidlichste Künsteley, und das sicherste Zeichen verworrener Begriffe, wenn Jemand auf jene Reihe: Inhärenz, Veränderung, Materie, und Ich, irgend eine solche Regel der logischen Disjunction, die auf Vollständigkeit der Glieder ausgeht, oder gar eine noch höhere Methode der nothwendigen Verknüpfung übertragen wollte (157.). Und dennoch findet eine logische Anordnung statt, nach welcher für den Faden des Unterrichts beym Probleme der Inhärenz muß begonnen werden. Nicht als ob nicht auch von der Veränderung (mit den Alten), oder vom Ich (mit Fichte) könnte ausgegangen werden; diese Probleme besitzen volle Gewalt, um das eigentlich metaphysische Denken ursprünglich in Bewegung zu setzen; es ist nicht nöthig, daß sie den Antrieb dazu etwa erst von dem Probleme der Inhärenz herleiten: sondern nur deshalb muß vom letztern ausgegangen werden, weil die Metaphysik jede Erschwerung des deutlichen Vortrags sorgfältig vermeiden soll.

Der nachzuweisende Unterschied zwischen dem Lehrgebäude und dem Faden des Unterrichts, ist demnach bey der Metaphysik in Ansehung des Fundaments eben so sichtbar, als vorhin bey der praktischen Philosophie. Inhärenz, Veränderung, Materie, Ichheit, diese vier Grundprobleme müssen gleichzeitig, wie mit Einem Blicke, angeschaut werden, damit man das Fundament, auf welchem, von aller Form des Vortrags unabhängig, das Gebäude der Metaphysik wirklich ruhet, richtig vor Augen habe. Man könnte mit einem andern bildlichen Ausdrucke sagen: denkt Euch die vier Grundprobleme als vier Springbrunnen, die vor Euren Augen ihre Strahlen neben einander emporwerfend eine Gruppe bilden, ohne sich um Eure Zählung des ersten, zweyten,

dritten, vierten, zu bekümmern. Dennoch ist ein subjectiver Grund vorhanden, welcher dem Zuschauer die Ordnung bestimmt, wo sein Zählen anfangen, und wie es fortgehn soll.

169. Es ist der Mühe werth, von dieser Unterscheidung eine Anwendung auf die drey Haupttheile der Philosophie selbst zu machen. Das gesammte Fundament der Philosophie ist in der Wahrheit gleichzeitig da; es besteht aus jenen beiden Reihen, deren eine das Fundament der Sittenlehre, die andre das Fundament der Metaphysik ausmacht, und aus allen dem, was, beiden analog, theils im Gebiete der ursprünglichen ästhetischen Urtheile, theils in der Erfahrung und ihren gegebenen, zum fortschreitenden Denken nöthigenden Formen, aufzufinden ist. Man muß auch noch jede unmittelbare logische Evidenz dahin rechnen, welche mit der Thatsache zusammenhängt, daß Begriffe einander ausschließen und einschließen. In diesem Allen giebt es an sich keinen Vorrang und keine Unterordnung. Die praktischen Ideen folgen nicht aus den metaphysischen Problemen, ihre Evidenz hat kaum eine Aehnlichkeit mit der logischen; und eben so rückwärts. Wer bloß Logik kennt, vermuthet keine Aesthetik, und noch weniger eine Metaphysik. Wer sich nur mit Metaphysik beschäfftigt, der mag sich sogar hüten, für Aesthetik nicht stumpf zu werden. Daß aber Aesthetik und Metaphysik die Logik voraussetzen, bedeutet weiter nichts, als daß, wenn nicht längst die logische Evidenz bey Gelegenheit rein empirischer Gegenstände oder auch ganz willkührlicher Begriffe hervorgetreten wäre, man die Logik bey Gelegenheit der Aesthetik und Metaphysik auffinden würde.

Während nun hier im Gebäude der Philosophie alles, was zum Fundamente gehört, neben einander liegt, — oder besser, während die Philosophie eine Gruppe von drey verschiedenen Gebäuden ist: giebt es dennoch einen Lehrfaden, welcher im Unterricht die Logik, Aesthetik und Metaphysik nach einander, und nur in dieser und keiner andern Reihe und Ordnung durchläuft. Es ist zu bedauern, wenn

Jemand dafür noch einen Beweis fordert. Man sollte doch hoffen, daß irgend einmal die angezeigte Ordnung zu den Dingen gehören werde, die sich von selbst verstehn. Die Metaphysik, sollte man denken, habe doch wohl specifische Schwere genug, damit nöthigenfalls der Anfänger klüger sey als der Lehrer, der ihm aus Vorliebe früher Metaphysik als Sittenlehre, oder auch diese früher als die Logik würde anbieten wollen.

170. Bedeutete nun der Ausdruck Fundamental-Philosophie weiter Nichts, als Angabe des Fundaments, worauf die philosophischen Wissenschaften ruhen: so wäre eine solche keiner Absonderung fähig von diesen drey Wissenschaften selbst; da ohne Zweifel jede ihr Fundament selbst anzeigen muß. Allein derselbe Unterschied, welcher schon genugsam ist besprochen worden, dehnt seinen Einfluß noch weiter aus. So wie nicht leicht ein Redner sein Thema ohne vorausgeschickten Eingang hinstellen wird: eben so giebt es für den philosophischen Vortrag gewisse Prolegomena, die sich nie ganz entbehren lassen. Sie sind natürlich theils psychologisch, theils (was im Wesentlichen eben dahin gehört) historisch. Der praktischen Philosophie muß nothwendig die Scheidung der ästhetischen Urtheile von den Begierden und Lustgefühlen vorausgehn; nicht als ob dadurch die Evidenz jener Urtheile erst entstehn sollte, sondern weil sie durch Verwechselung mit jenen leicht könnte verdunkelt werden. Es muß ihr ferner die Warnung vorausgehn, nicht den Werth des Willens in der allgemeinen Regelmäßigkeit zu suchen; in der That nur darum, weil dieser Irrthum häufig vorkommt, und bey dem Zweck der praktischen Philosophie, allgemeine Ordnung hervorzubringen, sehr natürlich ist. Eben so bedarf die Metaphysik einer vorläufigen Hinlenkung der Aufmerksamkeit auf den Zustand unsrer Erfahrungsbegriffe, die von jeher mancherley Zweifel in Bewegung gesetzt haben; und auf die oft aufgegebenen und eben so oft erneuerten Bemühungen, derselben mächtig zu werden. Selbst die Logik läßt sich kaum

beginnen, ohne wenigstens den Actus des Denkens vom Gedachten abzuscheiden.

Der Umstand nun, daß Alles, was zum Fundamente der Philosophie gehört, in dem Kreise unsrer Vorstellungen erst aufgesucht werden muß; und daß es alsdann dort in der That Alles beysammen gefunden wird, kann leicht manche Lehrer veranlassen, unter dem Namen der Fundamental-Philosophie eigne Vorträge und Schriften darzubieten; die nun freylich in Form und Gehalt von dem vorhandenen Zustande der Psychologie abhängen, und Manches in guter Meinung einschwärzen werden, was besser vermieden, oder wenigstens dem rechten Orte zur Prüfung vorbehalten bliebe. Im Wesentlichen jedoch läßt sich von einer solchen Fundamental-Philosophie, die bloß für alle nöthigen Prolegomena einen Vereinigungspunct darbietet, und das gesammte Fundament der Philosophie zur Uebersicht bringt, wohl kaum etwas Mehr oder Weniger sagen, als dies: sie kann recht nützlich seyn, wenn sie gut ausgeführt wird; obgleich ihre Unentbehrlichkeit selbst in subjectiver Hinsicht schwerlich zu erweisen seyn dürfte.

171. Der idealistische Irrthum der letzten Decennien hat zu seltsamen Meinungen in Ansehung des Fundaments der Philosophie Anlaß gegeben. Die revolutionäre Einbildung, Alles in der Philosophie müsse neu geboren werden, ließ die ältern Systeme schwächer erscheinen, als sie waren; man verkannte, daß bey aller Unrichtigkeit in den psychologischen und naturphilosophischen Lehren, sich dennoch im Laufe der Zeit durch die fortgehende Thätigkeit der Schulen gewisse veste Umrisse gebildet hatten, bey denen man bleiben muß, während in einzelnen Puncten die Einsicht fortschreitet; und die, wenn ja eine Generation sie verwirft, doch in der nächsten durch die Natur der Sache von selbst wiederkehren. Der revolutionäre Schwindel ging so weit, die Metaphysik abschaffen zu wollen; ein Beginnen, als ob etwa Jemand den Mond abschaffen wollte. Einerseits die Alten, andererseits die Natur selbst, leisten der Metaphysik Bürgschaft für ihre Dauer bis zur Wie-

verkehr einer allgemeinen Barbarey. Für einzelne Generationen kann indessen das Uebel schlimm genug werden; denn während in der bürgerlichen Gesellschaft der Revolutions-Geist sich an den unvermeidlich fortdauernden Bedürfnissen bricht, lebt dagegen die Welt ruhig, und ohne einen Schaden den sie zu schätzen wüßte, fort, ob nun in den Schulen eine richtige philosophische Methode befolgt wird oder nicht. Die Trägheit des Irrthums ist seine schlimmste Seite; man muß aber mit der Langsamkeit der Bewegung, durch welche er sich allmählig berichtigt, Geduld haben.

Die Einheit des Idealismus bringt es mit sich, Alles in Einem Puncte, nämlich im Ich, concentriren zu wollen. Das Täuschende liegt aber hier nicht bloß im Ich, sondern in dem Behagen, eine große Masse der verschiedensten Gegenstände auf einmal — freylich nur in der Einbildung — zu überschauen, und eine Menge von speculativen Arbeiten vermeiden zu können, — die, eben weil sie nun liegen bleiben, später von Andern nachgehohlt werden müsse.n. Nicht der Idealismus, wohl aber sein hoher Standpunct ist bequem.

Daher geschah es, daß die Manier blieb, während das Fundament, nämlich das Ich, aufgegeben wurde.

Viertes Capitel.

Vom System der Philosophie im Allgemeinen.

172. Ist das Fundament gelegt, so folgt der Aufbau des Systems; vorausgesetzt, man sey vom Werthe einer systematischen Ordnung der Gedanken und Bevestigung der Lehrsätze überzeugt, und man scheue nicht die Mühe einer regelmäßigen Untersuchung.

Allein hier sind üble Eindrücke zu fürchten. Daß Systeme verschrobene Köpfe machen, diese Klage ist zu bekannt, um mit Stillschweigen übergangen zu werden.

Diejenigen, welche solches wollen beobachtet haben, sollten nur nicht die Schuld auf Systematik im Allgemeinen werfen; sondern sie sollten suchen das schädliche Element herauszufinden, dessen Folgen ihren Tadel erregen. Das ist nun vielleicht zu schwer für die, welche sich nicht berufen finden, in das Innere der Systeme einzudringen. Daher ein drückender Verdacht gegen Alles, was den Namen und die Gestalt des Systems an sich trägt.

Wie wäre es, wenn man den übrigens verständigen und wahrheitliebenden Männern, die sich vor Systemen fürchten, ein äußeres Kennzeichen falscher Systeme angeben könnte, welches ihnen um desto mehr einleuchten muß, je öfter und je genauer sie jenes Uebel vor Augen gesehen haben?

Wir reden hier nicht von dem anmaßenden Tone, dem abstoßenden Betragen, was junge Leute zu bezeichnen pflegt, die in einer philosophischen Schule länger, als ihnen gerade dienlich war, verweilten. Es giebt wohl andre Schulen, au-

ßer den philosophischen, welche den Vorwurf tragen müssen, daß bald Ueberspannung, bald Dünkel, bald Steifheit und Unbehülflichkeit aus ihnen hervorgehn. Und auch die schlechteste philosophische Schule ist immer noch eine Gegenkraft, wodurch wenigstens einigermaßen die gelehrte Beschränktheit und Pedanterey gemildert wird, welche aus langer Anstrengung in besondern Fächern bey mäßigen Talenten nur zu leicht entsteht.

Uebrigens ist die Klage über anmaßenden Ton in der Regel das Zeichen, der Klagende habe eben nichts anderes vernommen, als nur den Ton. Wüßte er etwas von der Sache, so möchte er wohl über diese zu reden finden. Und endlich redet Mancher nicht mit seinem eignen, natürlichen Ton; sondern er hat nach einem Sprichwort, das zu bekannt ist, um hier angeführt zu werden, in der Umgebung und den Verhältnissen, worin er sich nun einmal befindet, eine Stimme annehmen müssen, gemäß dem Local, worin man ihn hören soll.

173. Das deutliche äußere Kennzeichen falscher, wenn auch sehr scharfsinniger, philosophischer Systeme besteht in der Einseitigkeit der Methode.

Die Richtigkeit dieses Kennzeichens wird wohl nicht bezweifelt werden. Man vergegenwärtige sich nur jene verschrobenen Köpfe, und ihr Benehmen im Leben. Es wird sich finden, daß ihre Handlungen und Reden zu den Umständen nicht passen; einerley einförmige Manier klebt ihnen an, die sie mit großen Ansprüchen überall durchsetzen wollen. Daß aber hieran das System, was sie lernten, nicht allein Schuld ist, versteht sich von selbst.

Die verkehrten Folgen eines verkehrten Benehmens zeigen sich im Umgange mit Menschen sehr bald, und warnen denjenigen, der nicht gerade blöde Augen hat. Hingegen eine Wissenschaft kann selbst ein großer Denker lange mishandeln, ohne die natürliche Strafe zu empfinden; besonders wenn er

den Widerspruch Anderer entweder zum Schweigen gebracht hat, oder nicht zu beachten für nöthig findet.

Zwar auch die Wissenschaft warnt, wenn man sie falsch behandelt; aber mit sehr leiser Stimme. Sie läßt merken, daß die Untersuchung stockt, die Aussicht enger wird statt sich zu erweitern, daß der Kreis der Begriffe dem Erfahrungskreise, worauf er passen soll, nicht congruent ist. Allein es ist ungemein schwer, im Philosophiren sich vor blinder Gewohnheit und falschen Analogien zu hüten; noch schwerer, jedesmal aus der Eigenheit des Gegenstandes die Methode zu erkennen, die zu ihm paßt. Man darf geradezu behaupten, daß selbst die größten und berühmtesten Denker, welche bisher lebten, nicht genug in allen Winkeln der Wissenschaft umher gegangen waren, um sich von der Geschmeidigkeit des Verfahrens einen Begriff zu machen, welche der Verschiedenheit der Gegenstände hinreichend entsprechen würden. Oben (154.) sind ein paar Beyspiele von logischer Art vorgekommen, welche ungefähr andeuten können, wie sehr man sich schon bey den leichtesten und ganz nahe liegenden Dingen bereit halten muß, verschiedene Hülfsmittel jedes am rechten Orte zu gebrauchen. Wer aber den Geist oder die Natur durchforschen will, der mache sich darauf gefaßt, noch in weit höherm Grade gewahr zu werden, wie wenig mit Einerley Methode auszurichten ist.

Ein Hauptgrund der Eintönigkeit in den neuesten Systemen der Zeit liegt übrigens in dem Bestreben, sich von Anfang bis zu Ende als durchdrungen von Religion zu zeigen. Mit derjenigen Stellung, welche die Religion als Ergänzung des empfundenen Mangels wirklich hat, wie dieses oben (33 u. s. w.) deutlich genug gezeigt worden, begnügen sie sich nicht; den Mangel meinen sie gleich von vorn herein vermeiden zu können; die Sättigung soll dem Hunger vorausgeschickt werden. Schlechte Verdauung ist die Folge. Wer übel vorbereitete Religionslehren ausstreut, der säet Religionszweifel, und wenn er es noch so gut meinte.

Daß die Religion zugleich einen ästhetischen Eindruck macht, genügt ihnen noch weniger. Diese Aesthetik soll als

solche zugleich Metaphysik, ja auch Naturphilosophie und Psychologie seyn. Alles in Einem! Solche chaotische Philosophie mag herrschen, wo man Lust hat, ihr zu dienen. Hier wird sie uns einen kleinen Dienst leisten, um die Darstellung zu erleichtern.

174. Jedermann kennt die Worte: Grund und Folge. Diese Ausdrücke tragen den Schein an sich, als ob sie einen Begriff ausdrückten, der allen Theilen der Philosophie gemeinschaftlich angehörte. Dadurch ist viel Dunkelheit entstanden, die wir jetzt aufhellen müssen. Es geht nämlich mit manchen Begriffen so, daß sie leere Abstractionen veranlassen, in welchen der Unbehutsame sich vergeblich bemüht, ihren ursprünglichen, wahren Sinn wieder zu erkennen. Wie wenn Einer meinte, weil alle Farben, — grün, roth, weiß, u. s. w. — sichtbar sind, so müsse dem allgemeinen Begriffe Farbe auch die Eigenschaft zukommen, daß man ihn mit den sinnlichen Augen sehen, — und eben so dem Begriffe des Tons die Eigenschaft, daß man ihn hören könne, weil ja doch alle einzelne Töne hörbar seyen. Wie nun für den Blinden keine Farbe, und für den Tauben kein Ton vorhanden ist: gerade so würden überhaupt die beiden allgemeinen Begriffe ohne Werth und Bedeutung seyn, wenn ihnen die bestimmten Farben und Töne nicht zum Grunde lägen.

Beyläufig bemerke man, daß von dem allgemeinen Begriffe des Schönen genau das Nämliche gilt. Schönes in der Poesie, Musik, Malerey, kennen und fühlen wir, so wie grün, roth, blau. Der Begriff des Schönen überhaupt aber giebt Nichts zu fühlen; er ist eine völlig leere Abstraction, und kein unglücklicheres Beginnen läßt sich denken, als eine allgemeine Theorie des Schönen, ohne Angabe und Berücksichtigung der Arten, die allein dem Gattungsbegriffe Bedeutung geben.

Für Diejenigen, welche gern in Einem Zuge vom Wahren, Guten, und Schönen reden, müssen wir wohl noch ausdrücklich hinzusetzen, daß sie hier auf drey gleich leere Ab-

stractionen ihr Streben zu richten Gefahr laufen, wenn sie den Worten einen Sinn zutrauen, der nicht gänzlich von den Arten des Wahren und von den Arten des Guten und des Schönen ausginge und abhinge.

Diese leeren Abstractionen sind ein höchst gefährliches Papiergeld, welches schon gar manches System zum Bankerot gebracht hat, und bey Leuten, die auf Warnungen nicht hören wollen, noch bringen wird.

Der Begriff des Grundes und der Folge, — oder eigentlich des Zusammenhangs zwischen beiden, — befindet sich nun im nämlichen Falle. Er bedeutet etwas sehr Wichtiges in der Logik, wo er am kenntlichsten bey den Syllogismen vorkommt. Die Vordersätze nämlich sind die Gründe; der Schlußsatz ist die Folge. Derselbe Begriff bedeutet etwas Anderes in der Metaphysik, wo man statt Grund zu sagen pflegt Ursache, und alsdann statt Folge den Ausdruck Wirkung gebraucht. Behält man hingegen auch in der Metaphysik die Worte Grund und Folge, so bezeichnen sie zwar hier, wie in der Logik, einen nothwendigen Uebergang im Denken; aber bey weitem nicht immer eine solche Art des Uebergangs, wie die Logik beschreibt. Die praktische Philosophie endlich, sammt den Kunstlehren, betrachtet die Wirkungen als Zwecke, deren Ursachen aber als Mittel, oder im Gegenfalle als Hindernisse.

So hat nun der Ausdruck Grund und Folge in allen drey Theilen der Philosophie einen Sinn; aber für jeden Theil auf eigne Weise. Will man hingegen bey den nämlichen Worten etwas Allgemeines denken, in der Meinung, dies Allgemeine durchdringe die ganze Philosophie, und mache wohl gar in ihr den ersten Hauptgegenstand der Erkenntniß aus: so täuscht man sich nicht minder, wie Derjenige sich täuschen würde, der, um Farben zu sehen, zuerst die Farbe überhaupt anschauen wollte.

175. Im vorigen Capitel gebrauchten wir den Begriff des Grundes; denn es war die Rede von der Fundamental-

philosophie. Zwar das Fundament besteht aus mancherley sehr ungleichartigen Theilen; allein nachdem dies gezeigt war (169.), erinnerten wir an den vom Ich abgewichenen Idealismus, welcher die Einheit behalten will, um die Höhe des Standpuncts nicht zu verlieren, woran man sich damals gewöhnte, als man auf die Gesammtheit aller Dinge von oben herabschauend sprach: Alle diese Dinge sind nur Erscheinungen in Uns (159.). Nach Art dieses Idealismus, der das Fundament der Philosophie noch immer als Eins betrachtet, nachdem das Ich verabschiedet ist, wollen wir nun auch einmal zum kurzen Versuch, bloß um zu sehen, was wohl daraus entstehen möge, das ganze Fundament der Philosophie in einer Abstraction auffassen, nämlich als Grund überhaupt; wie wenn zwischen einer Ursache, die etwas wirkt, und einem Erkenntnißgrunde, aus dem etwas folgt, entweder gar kein Unterschied, oder doch ein solcher wäre, den man füglich bey Seite setzen könnte, ohne daß darum an der Kraft und Bedeutung des Wortes Grund etwas verloren ginge; mithin dergestalt, daß immer noch aus dem Grunde etwas folge, wenn schon unbestimmt bleibe, ob das, was folgt, eine Wirkung, oder eine Folgerung, oder beides zugleich sey.

Daß Wirkungen Veränderungen seyen, daran zweifelt der gemeine Verstand nicht; denn was er geschehen sieht, das erscheint ihm als Veränderung, und diese eben nennt er Wirkung, indem er eine Ursache hinzudenkt. Dagegen wollen wir nun für jetzt nicht streiten; denn es kommt hier nicht darauf an, den Begriff der Wirkung, — die freylich in einem gewissen Sinne keine Veränderung ist, — richtig zu bestimmen.

Angenommen also wenigstens für jetzt: alle Wirkung sey Veränderung; so können wir das Vorige nun so aussprechen: Es soll immer noch aus dem Grunde etwas folgen, wenn schon unbestimmt bleibt, ob das, was folgt, eine Veränderung, oder eine Folgerung, oder beides zugleich sey.

Was wir hier ausgesprochen haben, ist freylich ganz falsch. Allein zur Philosophie gehören falsche Meinungen, die man vermeiden lernen muß, zuweilen so wesentlich, daß gerade nur, indem sie mit Besonnenheit vermieden werden, die Wahrheit hervorleuchtet.

Wäre der eben ausgesprochene Satz wahr, so könnte man leicht hinzusetzen: die Veränderung, welche wir oben zum Fundamente der Metaphysik rechneten, als wir jene Reihe, Inhärenz, Veränderung, Materie, und Ich hinstellten (157.), ist zwar nur ein Beyspiel für den weit allgemeinern Begriff des Uebergehens vom Grunde zur Folge; aber sie ist doch ein passendes Beyspiel, das einen besondern Fall in der Mitte der Erfahrung darstellt, mithin einem Jeden, der Erfahrung zu schätzen weiß, sehr willkommen seyn wird, um den vorerwähnten dunkeln Begriff (dunkel muß er wohl seyn, da er falsch ist,) dadurch zu beleuchten.

176. Man fasse nun das gesammte Fundament der Philosophie (169.) als ein ungetheiltes Eins auf.

„Aber das ist nicht möglich, (möchte Jemand einwenden,) „das Fundament besteht ja aus ganz ungleichartigen und un„verbundenen Theilen!"

Unbekümmert um diesen Einwurf, (denn wir wollen eben etwas Falsches erreichen und ins Licht stellen,) fahren wir fort: aus dem ungetheilten Einen, dem Grunde, woraus die Philosophie folgen soll, lasse man nun dieselbe nach Einerley Methode sich entwickeln.

„Aber eben dagegen (möchte Jemand sagen) ist schon „oben (154. 172.) ausdrücklich gewarnt worden!"

Unbekümmert auch hierum, fahren wir weiter fort: die gesuchte Entwickelung leiste man nach dem Beyspiele der Veränderung, die aus der Erfahrung sattsam bekannt ist, und benutze dabey gelegentlich die andern, in dem Fundamente der Philosophe als Eins gedachten Begriffe; demnach die Materie, die Inhärenz, und das Ich; späterhin

auch die praktischen Ideen und die Erzeugnisse ästhetischer Urtheile überhaupt.

Was wird denn auf diese Weise zu Stande kommen? Ein System der Philosophie im Allgemeinen, gemäß der Ueberschrift des Capitels, von welchem wir nicht füglich behaupten dürfen, ein solches sey unmöglich; denn Hegels System ist wirklich vorhanden, und überdies besitzt es den Vorzug, das Wesentliche der Schellingschen Lehrer mit ungemeiner Präcision vor Augen zu stellen.

177. Alle Anfänger in der Philosophie haben Mühe daran zu glauben, daß in den gegebenen Formen der Erfahrung, also in der Veränderung, der Inhärenz, der Materie und dem Ich, wenn wir die Begriffe hievon dem Gegebenen gemäß aufnehmen, Widersprüche liegen, die wir beym Aufnehmen nicht vermeiden, sondern nur durch fortgesetztes Nachdenken überwinden können. Ohne diese Widersprüche scharf zu betrachten, ist keine tüchtige Methode in der Philosophie möglich; sondern das Philosophiren verfällt bald in diesen bald in jenen Widerspruch, wie in eine verborgene Grube. Aber wir würden aus dem Tone dieses Buchs fallen, wenn wir das in den streng wissenschaftlichen Schriften darüber längst Gesagte hier noch einmal wiederhohlen wollten. Da nun der Gegenstand gleichwohl hier muß erwähnt werden, so kann das nicht passender als auf historische Weise geschehen. Nicht bloß der Verfasser sah diese Widersprüche schon damals, da er noch in Fichte's Schule war, sondern sie sind seitdem von Allen, die Fichten benutzt und die Alten gehörig verglichen haben, gesehen, — freylich nicht gehoben, sondern wie wenn sie etwas Vortreffliches und Erhabenes wären, verehrt, — von Keinem aber besser als von Hegel ausgebreitet und durch alle Theile der Philosophie hindurchgeführt worden. Darum ist Hegels Lehre eine zwar nicht neue, aber merkwürdige und vorzüglich lichtvolle Thatsache; trotz allem Dunkel in Hegels Schriften für Jeden, der etwas Anderes darin sucht,

als nur gerade diese Thatsache der in den Erfahrungsbegriffen gegebenen Widersprüche.

178. Hegels Satz: was wirklich, das ist vernünftig, und umgekehrt, vermischt schon praktische Ideen und metaphysische Principien. Wenn er aber sogar das Seyn mit dem Nichts verbindet, so findet er für die Einheit beider kein näher liegendes Beyspiel, als die Veränderung, sammt den ihr zugehörigen Begriffen Anfang und Ende. Und hiemit versetzt er sich in die Mitte der Erfahrung, welche er sogleich als seinen wahren Grund und Boden würde anerkannt haben, wenn ihm nicht die alten idealistischen Verkehrtheiten, und jene falsche Abstractionsweise (174.) anklebten. Von der Veränderung sagt er ganz richtig: „Jeder hat eine Vorstellung vom Werden, und wird zugeben, daß es Eine Vorstellung ist; ferner daß, wenn man sie analysirt, die Bestimmung des Seyn, aber auch vom schlechthin Andern desselben, dem Nichts, darin enthalten ist; ferner, daß diese beiden Bestimmungen ungetrennt in dieser einen Vorstellung sind; so daß Werden somit Einheit des Seyns und Nichts ist." Das heißt, setzen wir hinzu, der Widerspruch im Werden ist eben so unleugbar gegeben, als das Werden oder die Veränderung in der Erfahrung jeden Augenblick gegeben wird, — und zwar in der innern Erfahrung noch auffallender als in der äußern, da man ja ganz passend der Veränderlichkeit der Gedanken die Schnelligkeit des Blitzes vergleicht; — hiemit ist gegen die Logik soviel gewonnen, daß sie das Auftreten des Widerspruchs im Vordergrunde der Philosophie nicht hindern kann, — denn sonst müßte sie die Erfahrung zum Stillstande bringen. Aber daraus folgt nicht, daß die Logik sich dabey beruhigen, oder gar sich der Erfahrung zu gefallen umformen müßte. Sondern die Logik besteht, und die Erfahrung besteht auch. Die Metaphysik aber muß beiden zugleich entsprechen; und das kann sie mit Hülfe der Psychologie, indem diese letztere dem Ursprunge unserer Erfahrungsbegriffe rückwärts nachgehend

(163.) erklärt, wie es zugehe, daß vermöge der Entstehungs- und Bildungsweise unserer Vorstellungen die Widersprüche, womit ein genaues logisches Denken sie behaftet findet, nicht ausbleiben konnten.

179. Eine solche Psychologie kann aber Hegel nicht gebrauchen, denn er bleibt stehen bey den Widersprüchen; sie sind ihm gerechtfertigt eben dadurch, daß sie vorhanden sind; — der wahre Charakter des Empirismus; obgleich nicht des gemeinen Empirismus, denn dieser sieht gar keine Widersprüche, und gelangt gar nicht bis zu der Frage, ob er sie dulden wolle, oder nicht. Hegel aber — damit ja Niemand die Auflösung derselben von ihm begehre — erklärt sie (wunderbar genug!) eben dadurch für aufgehoben, daß er sie starr hinstellt. Er spricht:

„Das Seyn im Werden, als Eins mit dem Nichts, und „eben so das Nichts, eins mit dem Seyn, sind nur verschwindende; das Werden fällt durch seinen Widerspruch „in sich, in die Einheit, in der beide aufgehoben sind, zusammen; sein Resultat ist somit das — Daseyn! Was „allein einen Fortgang im Wissen begründen kann, ist, die „Resultate in ihrer Wahrheit — vestzuhalten."

Es fällt ihm nicht ein, die factische Wahrheit, daß Widersprüche gegeben sind, (welches aus psychischen Gründen nicht ausbleiben konnte,) zu unterscheiden von der Wahrheit einer richtigen Erkenntniß, die erst nach gehöriger Prüfung darf vestgehalten werden. Sein Verfahren ist ähnlich dem, als wollte Jemand die Aussage eines verdächtigen Zeugen darum glauben, weil das Factum, daß der Zeuge also ausgesagt hat, wahr ist und vestgehalten werden muß. Die Proceßacten werden allerdings die geschehene Aussage vesthalten; ob aber der Richter sein Urtheil derselben gemäß fällen wird, ist eine andre Frage.

Hegel fährt fort:

„Das Daseyn ist die Einheit des Seyn und des Nichts, in „der die Unmittelbarkeit dieser Bestimmungen, und damit

„in ihrer Beziehung ihr Widerspruch verschwunden ist, — „eine Einheit, in der sie nur noch Momente sind."

Das gerade Gegentheil liegt vor Augen. Man betrachte unmittelbar das Seyn; es enthält keinen Widerspruch. Man betrachte unmittelbar das Nichts; es enthält keinen Widerspruch. Noch war er nicht da; aber nun kommt er: man betrachte die Einheit beider, indem man sie zugleich vermittelst des Begriffs vom Seyn, und vermittelst des Begriffs vom Nichts auffaßt: nun ist der Widerspruch — noch nicht verschwunden, denn gerade durch die Einheit wird er erst gebildet. Und so hält Hegel ihn vest, eben indem er ihn für schon verschwunden erklärt.

180. Aber ist Hegel nicht auch selbst von der Erfahrung abgewichen? Wer mag das Werden aus dem Seyn und dem Nichts zusammensetzen? Das Nichts ist kein Gegenstand der Erfahrung, sondern ein Begriff. Und wenn dieser Begriff bey Gelegenheit einer beobachteten Veränderung erzeugt wird: so muß man ihn sich auf ähnliche Art deutlich machen, wie wenn Tangenten an die krumme Bahn eines bewegten Körpers gezogen werden. Alsdann nämlich zeigen die Tangenten, als verlängerte Richtungen der Bewegung, die Gegenden an, wohin der Körper nicht wirklich fortgeht, obgleich er im Begriff war, dahin zu gelangen. Nun würde aber aus diesem Nicht und aus dem Dort, wo der Körper so eben noch war, doch die Bewegung nicht können beschrieben werden; sondern er geht anstatt der Tangente in einer andern Richtung fort. So auch die Veränderung. Das Seyn vermählt sich in ihr nicht mit dem Nichts, sondern Etwas wird ein Anderes!

Wer Hegeln nicht kennt, der möchte auf uns die Beschuldigung zurückwerfen, ihn fälschlich des Empirismus angeklagt, und hintennach aus dieser grundlosen Voraussetzung den zweyten Vorwurf, er sey von der Erfahrung abgewichen, erst herausgekünstelt zu haben. Wir müssen also weiter fortgehend ihn begleiten, um zu zeigen, daß der zweyte Vor-

wurf gar nicht ernstlich gemeint ist, sondern nur Hegels Verfahren bemerklich machen soll, indem er vom Seyn und vom Nichts zwar in Abstractionen geredet, aber den Erfahrungsbegriff der Veränderung von Anfang an im Auge gehabt hat. Er sagt ganz deutlich im §. 95. seiner Encyklopädie:

„Was in der That vorhanden ist, ist, daß Etwas zu Ande„rem, und das Andere überhaupt zu Anderem wird."

Bezeichnen wir das Etwas und das Andere mit a und b: so können wir seinen Gedanken kurz so ausdrücken: das Eigentlich-Vorhandene ist das Uebergehn des a in b. Dies wird noch deutlicher durch den kurz vorher aufgestellten Satz (§. 93.):

„Etwas wird ein Anderes; aber das Andere ist selbst ein „Etwas, also wird es gleichfalls ein Anderes, und so fort „ins Unendliche."

und unmittelbar zuvor:

„Etwas ist durch seine Qualität erstlich endlich, und zwey„tens veränderlich, so daß die Veränderlichkeit seinem „Seyn angehört."

Nämlich die Qualität a besteht nicht; sondern ihr hängt die Bestimmung an, überzugehn in b. Darum ist das Etwas in seiner Qualität a ein Endliches, weil sie nicht bleiben, sondern dem b Platz machen soll, welches seinerseits auch nicht bleibt, vielmehr dem c, d, u. s. f. weichen muß.

Wie, wird man fragen, kann denn die Qualität a ihr eignes Gegentheil in sich vorbestimmt enthalten? Das wäre so, als ob ein Körper auf seiner krummen Bahn von der Tangente eben deshalb abwiche, weil er sich in ihrer Richtung bewegt hat. Aber gerade im Gegentheil gehört bekanntlich eine anziehende Kraft dazu, die Bahn zu krümmen; und wenn die Kraft fehlt, so krümmt sie sich wirklich nicht.

Der Einwurf ist richtig. Aber es ist ein Beweis des reinen, lauteren, ungetrübten Empirismus, von solchen anziehenden Kräften, oder, um uns allgemein auszudrücken, von äußern Ursachen keine Notiz zu nehmen, sondern das

Factum aufzufassen wie es liegt. Der Empirist muß bekennen, daß die anziehende Kraft, wodurch etwa die Sonne jeden Augenblick die Planeten nöthigt, von der Tangente abweichend ihre Bahn zu krümmen, kein Factum ist, sondern eine bequeme Hypothese. In diesem Puncte also bleibt Hegeln der Ruhm eines ungetrübten Empirismus ungeschmälert. Die Erfahrung ergiebt Veränderungen; sie zeigt Pflanzen und Thiere im Wachsthum begriffen; aber wem hat sie auf seine Frage nach den Ursachen, die er hinzudachte und forderte, geantwortet?

Anders verhält sich's mit der Logik. Diese sträubt sich, wenn der Qualität a ihre eigne Verneinung anhängen, und wenn dem Dinge, gerade darum weil es eben jetzt die Qualität a besitzt, die Nothwendigkeit inwohnen soll, nicht mehr a, sondern ein entgegengesetztes b zu werden. Darum wurde schon oben (158.) der Streit zwischen der Logik und der Erfahrung angekündigt. Wäre dieser Streit ersonnen, erdichtet, erkünstelt: so hätte Hegels Lehre keine Bedeutung. Aber er läßt sich nicht hinwegläugnen, und daraus ergeben sich die Anfangsgründe der Metaphysik.

181. Man dürfte der Philosophie Glück wünschen, wenn die andern, von der Erfahrung aufgegebenen Probleme bey Hegel eben so klar und rein hervorträten, wie das der Veränderung. Dann hätte jedoch ganz entschieden auf Einheit des Princips müssen verzichtet werden. Die Inhärenz der Merkmale in Einem Dinge, woraus der Begriff der Substanz entsteht (159.), ist von aller Veränderung unabhängig; und wie unabhängig der Begriff, eben so unabhängig giebt ihn die Erfahrung. Weder Schnee noch Eisen, um an die obigen Beyspiele zu erinnern, brauchen zu schmelzen, damit ihre Substanz vermißt und eben im Vermissen vorausgesetzt werde; die bloße gegenseitige Fremdartigkeit der Merkmale des Schnees reichen dazu hin, und dasselbe gilt vom Eisen und von allen andern Dingen. Das Ich und die Materie befinden sich im nämlichen Falle; Geistiges und Räumliches ent-

halten ihre eignen Probleme und selbstständigen Anfangspuncte des Denkens.

Hegel dagegen ist auch hier der Repräsentant gar Vieler, die seit Fichte wenig gelernt und wenig vergessen haben. Das Eine Princip, die Veränderung, muß sich unter seinen Händen durch allerley Abstractionen so lange verändern, bis er von dem Vielen, von dem Idealen, von Repulsion sogar und Attraction das Nöthige hineingekünstelt hat, und das gelingt ihm zum Bewundern schnell so weit, daß man die Spuren der Zielpuncte, die er zu erreichen strebt, bemerken kann; nämlich Inhärenz, das Ich, und die Materie.

Ein harmloser Begriff, das Für-sich-seyn, genügt ihm zu dem Allen. Er kommt darauf durch Reflexion über die Veränderung. Bezeichnet die Reihe a, b, c, d, ... welche nach einander von dem in Veränderung Begriffenen durchlaufen werden soll, die wechselnden Qualitäten: so mag man immerhin mit Hegel sprechen:

„Das, in welches es übergeht, ist ganz dasselbe, was das„jenige, welches übergeht; beide haben keine weitere Be„stimmung, als nur die eine und gleiche, ein Anderes zu „seyn."

In der That, auf dem Faden der Veränderung gereihet, sind a, b, c, nur die wechselnden Glieder, die als solche unter einerley Begriff ihres Gegensatzes fallen, und a ist im Verhältniß zu b, dem Anderen, selbst schon ein Anderes gegen b. Was soll denn daraus folgen?

„Etwas, in seinem Uebergehen in Anderes, geht nur mit „sich selbst zusammen. Was verändert wird, ist das Andre; „es wird das Andre des Andern. So ist das Seyn, „aber als Negation der Negation, wieder hergestellt, und „ist das Für sich seyn."

Spräche ein Mensch: ich bin Dir ein Andrer, Du aber bist auch für mich ein Andrer, und eben deshalb bin ich für mich, weil ich der Andre des Andern bin: so würde man ihn zwar fragen, ob er denn nicht für sich zu seyn gelernt habe, ohne sich erst Andern entgegen zu stemmen? Jedoch könnte

man seine Rede verstehen, ohne die ungereimte Voraussetzung zu machen, Er sey eine Veränderung des Andern. Der Begriff der Veränderung, des Uebergehens, ist hier ganz zufällig.

In Hegels Sinne aber soll das Seyn verneint und wiederhergestellt werden. Das ist schlimm für ihn. Denn wir könnten zwar das Mit-sich-selbst-Zusammengehn wohl einräumen, wenn wir an den Faden der Veränderung, an das Gesetz derselben, an das Beharrliche dächten, welches stets sich gleich bleibend der Veränderung zum Grunde liegt; aber dem Veränderten gehn bey Hegel die Negationen so durch Mark und Bein, daß von ihnen das Seyn getroffen wird, dergestalt, daß man bald meinen möchte, es gebe bey ihm gar kein Beharrliches. Wiewohl er nun dieses letztere schwerlich aufgeben möchte, so muß er doch nicht verlangen, daß, wenn er es nicht ausdrücklich als das wahre Substrat absondert, wir ihm noch irgend ein Selbst, eine Identität, vollends ein Zusammengehn mit sich sebst, einräumen sollten.

Das veraltete Substrat jedoch, an welchem in der ältern Metaphysik die Veränderungen so geschickt vorübergleiten, daß sie es nicht im mindesten beschädigen, jetzt noch zu vertheidigen, wäre vergeblich. Soll es einmal in vollem Ernste eine Veränderung geben, so muß sie den Dingen an die Wurzel gehn. Immerhin also mag die Veränderung sie zerstören; immerhin mag Zerstörung der Zerstörung für Wiederherstellung gelten. Also wenn das Getödtete in neuer Gestalt wieder auflebt, mag es noch Dasselbe seyn, wie zuvor: was gewinnen wir mit dem Allen?

„Das Fürsichseyende, oder das Eins, ist das in sich Un„terschiedslose; und damit das — Andere aus sich „Ausschließende."

Das möchte hingehn. Aber hieraus entsteht nun sogleich weiter:

„Unterscheidung des Eins von sich selbst; Repulsion des „Eins, das ist: Setzen vieler Eins. Die Vielen sind aber

„das Eine was das Andere ist; jedes ist Eins, oder auch
„Eins der Vielen; sie sind daher Eins und das-
„selbe. Oder die Repulsion an sich selbst betrachtet, so
„ist sie als negatives Verhalten der vielen Eins gegen
„einander eben so wesentlich ihre Beziehung auf einan-
„der; und da diejenigen, auf welche sich das Eins in seinem
„Repelliren bezieht, Eins sind, so bezieht es sich in ihnen
„auf sich selbst. Die Repulsion ist daher eben so wesentlich
„Attraction; und das ausschließende Eins oder das Für-
„sichseyn hebt sich auf."

Nun sehen wir das Ziel. Und damit man ja nicht etwa die Ausdrücke Attraction und Repulsion als bloß bildlich verstehe, so ist ausdrücklich sogleich von der Atomistik, ja von der Physik und ihren Moleculen die Rede. Also von der Materie! Kann so schnell die Materie ausgestrahlt und zusammengezogen werden, so wird man nach solcher Schöpfung aus Nichts doch nicht mehr über die Inhärenz der vielen Merkmale in Einem Dinge in Zweifel und Verlegenheit gerathen!

182. Hegels Abstractionen, denen immerfort die Veränderung zum Grunde liegt, bringen es zwar an dieser Stelle noch nicht bis zum Ich, aber doch bis zu einer Spur, die dahin führen kann; nämlich bis zum Ideellen. Was ist denn das Ideelle? Ohne Zweifel ein Bild, oder ein Bildliches; die Erklärung des Bildes aber besteht darin, daß es dem Originale in Allem gleiche, nur nicht dessen Realität besitze. Soll demnach ein Bild vorhanden seyn, so bedarf es eines zweyten Realen, eines Trägers, wäre derselbe auch nur ein Stück Papier oder Leinwand, worauf es gemalt sey. Mit einer bloßen Negation irgend eines Realen, gleichviel wie und unter welchen Bestimmungen, hat man noch lange kein Bild. Wie wird denn Hegel dahin gelangen?

„Etwas, in seinem Uebergehen in Anderes, geht nur mit
„sich selbst zusammen; und diese Beziehung im Uebergehen,
„und im Andern auf sich selbst, ist die wahrhafte Unendlich-
„keit. Das wahre Unendliche erhält sich; es ist das Affir-

„mative, und nur das Endliche ist das Aufgehobene, —
„das Ideelle. Im Für-sich-seyn ist die Bestimmung
„der Idealität eingetreten. Das Daseyn zunächst nur nach
„seinem Seyn oder seiner Affirmation aufgefaßt, hat Rea-
„lität; somit ist auch die Endlichkeit zunächst in der Bestim-
„mung der Realität. Aber die Wahrheit des Endlichen ist
„vielmehr seine Idealität. Eben so ist auch das Verstandes-
„Unendliche, welches, neben das Endliche gestellt, selbst
„nur Eins der beiden Endlichen ist, ein unwahres, ein
„ideelles."

Wir zweifeln nicht einen Augenblick, daß das Wahre sich erhalte, und wollen diesmal nicht darüber streiten, in welchem Sinne es sich vertheidigen lasse, wenn das Ständige, Wahre, ein Unendliches genannt wird. Aber daß die Idealität in der Nichtigkeit des Endlichen gesucht werde, können wir in keinem denkbaren Sinne hingehn lassen. Sey das Ideale auch nur das schlechteste aller Bilder, so muß doch ein wirkliches Geschehen sich ereignen, damit auch nur ein Solches zu Stande komme. Und wo bleibt das Original? Vermuthlich ist dies in Rauch und Feuer aufgegangen; denn wir haben weiter nichts vernommen, als bloß dies, das Endliche sey aufgehoben; und die Kraft dieser Negation sey so stark, daß, selbst wenn das Unendliche als ein Unwahres betrachtet werde, nun der Ausdruck Ideell das rechte Wort dafür sey. — Ein falsches Wort scheint die Täuschung vermittelt zu haben. Von dem Ich mag wohl Jemand (nämlich Fichte) gesagt haben: es sey für Sich. Also brauchte nur irgend eine Veranlassung benutzt zu werden, um, gleichviel in welchem Sinne, das Wort Fürsichseyn herbeyzuziehn, so genügte dies an sich unschuldige, aber auch sehr unbestimmte Wort, um verdeckterweise die Ichheit, hiemit aber das Vorstellen, Denken, — die Idealität zu gewinnen. Ein leichter Kunstgriff, um der Psychologie eine ihrer mühsamsten Untersuchungen zu sparen! Aber das „in sich Unterschiedslose" Fürsichseyn ist sicher kein Ich, sondern dessen deutliches Gegentheil.

183. Wir müssen hier abbrechen; denn wir könnten sonst kaum vermeiden, auch noch der Art und Weise zu erwähnen, wie Hegel in den nämlichen Knoten, worin bey ihm die vier Hauptprobleme der Metaphysik sich verwickeln, die Grundbegriffe der Sittlichkeit und Religion hineingeschlungen hat. Davon liegt die eigentliche Schuld nicht an ihm, sie ist weit älter; allein es ist hier nicht nöthig, ihr nachzuforschen *)

Geht man nicht gänzlich aus dieser Weise des Philosophirens heraus: so wird es Niemand leicht besser machen als Hegel; wohl aber viel schlechter. Denn vergleichungsweise ist seine Präcision zu rühmen, während bey Andern der Schwulst alles Nachdenken erstickt.

Das Resultat dieses Capitels ist, daß ein System der Philosophie im Allgemeinen, wovon etwa Logik, Aesthetik, Metaphysik, vollends Psychologie und Naturphilosophie, nur Anwendungen und besondere Richtungen wären, keine andre als eine historische Existenz besitzt, die Niemandem befremden sollte, dem nicht die Geschichte der Philosophie fremd ist. Aber die Geschichte ist keine Auctorität für ein speculatives System. Daß man in allen Theilen der Philosophie von Grund und Folge reden kann, haben wir erinnert (174.). Aber nicht alle Folgen sind Wirkungen; nicht alle Gründe sind Ursachen; den Widerspruch, welcher in der Veränderung liegt, läßt die Logik nicht gelten; die Aesthetik läßt sich auf ihn gar nicht ein; vollends unerlaubt wäre es, ihn der Sittenlehre aufzudringen, die sammt der Religionslehre von Zweifeln und verworrenen Speculationen möglichst rein erhalten werden muß, wenn es der Philosophie Ernst ist, den Dank der Menschen verdienen zu wollen.

*) Uebrigens ist Hegels Lehre um desto merkwürdiger, weil sie gleichsam auf der Spitze der älteren Systeme schwebt. Wer sich durch sie befremdet findet, der hat von der Geschichte der Metaphysik wohl schwerlich viel begriffen. Hegels Widersprüche sind die alten Probleme.

Fünftes Capitel.

Von der allgemeinen Metaphysik.

Grau, theurer Freund, ist alle Theorie,
Und grün des Lebens goldner Baum.

184. Folgsam dem Spruche des Dichters, haben wir vorhin (123 u. s. w.) versucht, ohne Metaphysik vom Leben zu reden. Man wird nun freylich nicht verlangen, daß in einer Encyklopädie, vollends in einer kurzen, die goldnen Bäume grünen sollen; aber es wäre auch zuviel verlangt, daß man jener kurzen Darstellung auf's Wort glauben solle. Ungern zwar mögen wir den Leser mit noch mehr Metaphysik beschweren, als schon geschehn ist; dennoch sind wenigstens einige nähere Hinweisungen auf diese unentbehrliche Grundlage jener Darstellung vonnöthen, um das Versprechen des Titels zu lösen.

Und in der That, ein bischen Gewöhnung reicht hin, um das Grauen vor der Metaphysik zu überwinden. Wir sehen ja, daß Menschen sich gewöhnen können, mit wilden Thieren umherzuziehn, und aus deren Fütterung und Wartung sich das Geschäfft ihres Lebens für niedern Lohn zu machen. Gesetzt nun auch, die metaphysischen Probleme hätten das Ansehn wilder Bestien: so wird doch wohl irgendwo in diesem Buche Gelegenheit gewesen seyn, einen ziemlich hohen Lohn vorauszusehn, falls Jemand Geduld hätte, sie zu zähmen; oder, mit andern Worten, sich durch die Schwierigkeiten einen Weg

zu bahnen, und die Lehren von der geistigen Regsamkeit, vom Leben, von der Materie, von der Seele, zu prüfen, und zuvor genau zu verstehen.

Um dem Leser nicht zuviel Mühe mit dem Aufsuchen und Zusammenstellen dessen, was über die metaphysischen Probleme schon vorkam, zu verursachen, müssen wir auf eine leichtfaßliche Form denken, in welche das Frühere sich bringen und einiges Neue sich hinzufügen läßt. Die einfache Reihe

a, b, c, d, e, ...

kann erinnern an Hegels Begriffe vom Seyn, Daseyn, Fürsichseyn. Allein damit ist noch nicht viel gewonnen. Natur und Geist sollen erklärt werden. Die Erscheinungen derselben laufen aber nicht gerade fort. Vielmehr: „es geschieht nichts Neues unter der Sonne." Die Erscheinungen kehren wieder; man schreibt ihnen einen Kreislauf zu. Versuchen wir einmal folgende Reihen:

a, b, c, d, ... a, b, c, d ... a, b, c, d ...
oder a, b, c, d, ... d, c, b, a, b, c, d ... d, c ...

Sollte die erste von beiden brauchbar seyn: so müßte man Rechenschaft geben auf die Frage:, wann, und warum vielmehr dort, als früher oder später, das Anfangsglied wieder eintrete? Wie es zugehe, daß durch einen Sprung die bis dahin gerade fortlaufende Veränderung plötzlich von vorn an beginne? — Die erste nun wird Niemand wählen, schon weil sie dem aus der Erfahrung bekannten Gange der Dinge gar zu unähnlich ist. Aber die zweyte Reihe, wenn sie auch weniger ungeschickt aussieht, da sie sich gleichsam pendelförmig bewegt, setzt doch in dieselbe Verlegenheit. Wann und weshalb kehrt sie um?

Noch mehr. Man will nicht bloß die Veränderung, sondern auch die Inhärenz erklären. Ein Ding zeigt viele Merkmale; jedes derselben ist veränderlich. Giebt man vollends den neuern Systemen nach, die Alles aus Einem Puncte ableiten wollen, so kann man die Spaltungen nicht weit genug treiben, um der Mannigfaltigkeit der Natur nach-

zukommen. Zur Andeutung dessen könnte folgendes Schema dienen:

$$A, \begin{Bmatrix} b, & c, & d, & \ldots & d, & c, & b, \\ B, & C, & D, & \ldots & D, & C, & B, \\ \beta, & \gamma, & \delta, & \ldots & \delta, & \gamma, & \beta, \end{Bmatrix} A \text{ u. s. w.}$$

Das soll heißen: A verändert sich nicht bloß einfach, sondern es spaltet sich zugleich in Vieles. Man wird nun leicht in Gedanken das Schema berichtigen. Nämlich jedes der Glieder b, B, β, sollte sich wiederum spalten, und so fort; bis allmählig rückkehrend die Spaltung sich zusammenzöge, um, nachdem sie wiederum den Anfangspunct erreicht hätte, den nämlichen Proceß von neuem zu beginnen. Diese Reihe wird anwendbarer scheinen als die vorige; allein sie führt auf neue, größere Schwierigkeiten. Beym Rückblick auf die erste, ganz einfache Reihe a, b, c, d, ... dachte man sich b als das verwandelte a; desgleichen c als das verwandelte b, u. s. w.; demnach blieb in allen Gliedern eigentlich a stehen als das Verwandelte. Oder man konnte auch als solches eben so gut b betrachten, oder c, oder d, und so fort; wenn man nämlich einmal über den Widerspruch in der Verwandlung die Augen zudrückt, und mit Hegel spricht: Etwas, in seinem Uebergehn in Anderes, geht nur mit sich selbst zusammen. Hingegen wenn nach dem letztern Schema die Spaltung zugelassen wird: alsdann verwandelt sich A zugleich in b, B, β; folglich ist nun weder b, noch B, noch β, der richtige Stellvertreter des A. Die Vielheit ist Schein, und entgegengesetzt der Einheit, als dem Wahren.*) Und nun erfordert das Gesetz der fernern Spaltung, daß der Schein wiederum scheine, daß also die Unwahrheit auf eine immer höhere Potenz steige, — bis das Gesetz der Rückkehr, welches es auch seyn möge, vom Maximum der Unwahrheit durch allmählige Verdichtung derselben eine Annäherung an die Wahr-

*) Man halte dies vest, und vergleiche damit unten §. 206 am Ende.

heit, — ja endlich die Wahrheit selbst wieder aus dem aufgehobenen Schein hervorzaubere.

Würde eine solche Lehre etwa Beyfall finden? Selbst Spinoza, Hegels und Schellings Vorgänger und beynahe ihr Lehrer, wollte nicht, daß die wahre Substanz verdunste und sich aus dem Dunste wiederherstelle; und es ist sehr zu bezweifeln, ob die doppelte Negation, wodurch Hegel das Seyn sich wiederherstellen läßt, seinen Beyfall gewinnen würde. Diese doppelte Negation hat einen andern Platz, wohin sie gehört. Spinoza half sich ohne sie durch den Ausdruck quatenus, der bey ihm unaufhörlich wiederkehrt. Insofern die Substanz unter diesem oder jenem Attribute betrachtet wird, soll sie nach ihm solches oder anderes Endliche in sich enthalten. In der That darf das Wahre nie verloren gehn. Die Einheit muß erhalten bleiben mitten in der Vielheit; die Gleichheit mitten in der Ungleichheit. Wir wollen nun suchen, auch dieses in einem neuen Schema anschaulich zu machen. Vielleicht trägt das etwas bey, um die Gewalt der Täuschung, welche in diesen Vorstellungsarten überall herrscht, zu brechen.

Das Eine soll niemals aufhören, Eins zu seyn, obgleich es sich spaltet, verändert, wiederherstellt. Wie anders können wir das ausdrücken, als so:

$$A \left\{ \begin{matrix} b, & c, & d, \ldots & d, & c, & b, \\ A, & A, & A, \ldots & A, & A, & A, \\ B, & C, & D, \ldots & D, & C, & B, \\ \beta, & \gamma, & \delta, \ldots & \delta, & \gamma, & \beta, \end{matrix} \right\} A, \text{ u. s. w.}$$

Unglücklicherweise fällt nun das Anfangsglied A, als ob es ein Glied wäre wie die andern, — es fällt das Wahre mit dem Falschen in die senkrechten Reihen b, A, B, β, oder c, A, C, γ, oder d, A, D, δ, zusammen. Hier wird uns Hegel an seine Verstandes-Unendlichkeit erinnern. Allein man habe A in Gedanken so hoch man will: der Grundfehler war begangen, indem man es für den Anfangspunct einer Reihe, ja sogar das Uebergehen für die Idee selbst,

erklärte. Diesen Fehler aber konnte man nicht vermeiden, indem man einmal nach dem Ursprunge der Reihe und der Vielheit suchte. Man sprach, wo Spinoza klüglich schweigt.*) —

In der That ist es mit dem Uebergehn des Andern in Anderes wohl schwerlich rechter Ernst. Die Spaltung gleicht vielmehr einer Multiplication von Spiegelbildern ohne Wahrheit, wobey der sich abspiegelnde Gegenstand durch die vielen Bilder nichts verliert, nichts veräußert. Einen solchen geht freylich das Spiegeln eigentlich nichts an; denn — es rührt daher, daß außer ihm, unabhängig von ihm, nun gerade Spiegel vorhanden sind, — nach denen man die Systeme nicht fragen muß. Die Behauptungen: Etwas werde ein Anderes, und das Nichts sey Eins mit dem Seyn, werden sich mit der Zeit schon mildern. Wo nicht: so können sie die ohnehin nothwendige Fortschreitung der Philosophie nur beschleunigen.

185. Inhärenz (das Gegenstück der Spaltung), Veränderung, und Erscheinung (für uns) sind einmal in der Erfahrung gegeben; und nur für den Erfahrungskreis bearbeitet die Metaphysik diese Begriffe.**) Hat man nun, etwa auf Veranlassung des Vorstehenden, sich hinreichend besonnen, daß keine Wendung des Denkens im Stande ist, das Viele auf Eins zurückzuführen: so ist die kurze Vorschrift, welche der Verfasser anderwärts Methode der Beziehungen

*) An Worten fehlt's nicht. Z. B. „Seyn ist eine höhere Abstraction, als Werden. Bey der Idee ist der Standpunct des Werden längst verschwunden. Die stete Vernichtung des Endlichen ist das Setzen desselben als eines Negativen. Es ist das Unendliche, welches sich verendlicht, oder vielmehr verwirklicht;" u. dgl. mehr. Wer uns zumuthen möchte über alle diese Worte noch Worte zu machen, der würde seine Worte verlieren.

**) Man bemerke wohl, daß in diesen allgemeinen Formen die Erfahrung sich zu allen Zeiten gleich bleibt. Daher konnte Metaphysik schon bey den Alten vorkommen. Hingegen ihre Naturphilosophie war falsch; es fehlten ihnen dazu die neuern Entdeckungen; also mindestens der Prüfstein.

genannt hat, hier kaum nöthig; indessen scheint die Ueberschrift: Methodenlehre, sie zu fordern, und ihr Wesentliches kann mit kurzen Worten so ausgesprochen werden:

> Wenn Euch aufgegeben ist, Eins zu setzen, das Ihr eben so wenig einfach setzen als wegwerfen könnt: so setzet es vielfach. Alsdann aber hütet Euch, das Viele zu vereinzeln; denn dadurch würde die vorige Schwierigkeit zurückkehren. Sondern begreift, daß von dem Vielen, sofern es in gegenseitiger Verbindung steht, möglicherweise etwas gelten kann, welches von dem Einzelnen ungereimt seyn würde.

Von dieser Formel, die gleich den logischen Regeln mit Ueberlegung in jedem einzelnen Falle angewandt, und zu diesem Behufe mit neuen Kunstgriffen des Denkens ausgerüstet werden muß, braucht man hier nicht mehr zu verstehen, als nur das einzige, daß in ihr von einem Vielen außerhalb aller Verknüpfung gar nicht die Rede ist, sondern die Vereinzelung durch sie untersagt wird. So fordert es der Zusammenhang der Natur, der uns weder bloße Einheit, noch bloße Vielheit zeigt. *)

In Beziehung auf die gegebenen Widersprüche ist zu merken, daß, noch ehe jene Formel bey ihnen angebracht wird, ihre logische Auseinandersetzung schon geschehen seyn muß; alsdann nämlich zerfallen die Widersprüche in mehrere Glieder. Jeder einzelne Widerspruch als solcher hat deren zwey. Davon ist Eins gemeint in den obigen Worten: Wenn aufgegeben ist, Eins zu setzen, das man nicht einfach setzen, und auch nicht wegwerfen kann, so setze man es vielfach.

*) Scheu vor atomistischer Vereinzelung war vielleicht das stärkste treibende Princip bey Schelling. Hätte man früher bemerkt, wie sie zu vermeiden ist (Metaphysik §. 212.), so würden schwerlich große Denker sich in Widersprüche, die nur Durchgangspuncte sind, eingesperrt haben, als wären es Gefängnisse.

Statt aller weitern Erläuterung nur eine Frage: Meint man, die Erfahrung unterrichte uns zu reichlich, oder zu sparsam? Sie gebe zu viel, oder zu wenig? Die Natur scheine mehr als sie ist? Oder sie verhülle das Meiste, und zeige uns nur Bruchstücke?

Giebt die Erfahrung zu viel: so haben diejenigen etwas für sich, welche das Viele vermindern, und wo möglich auf eine verborgene Einheit zurückführen möchten. Giebt die Erfahrung zu wenig für eine zulängliche Erkenntniß, dann wird man den anscheinenden Widersprüchen mit Recht durch eine Multiplication abzuhelfen suchen.

Doch es ist kaum passend, die Methode der Beziehungen durch so unbestimmte Bemerkungen bestätigen zu wollen. Sie bedarf deren nicht.

186. Indem die Methode zuerst das Problem der Inhärenz ergreift (157.): erweitert und berichtigt sie schon hier den Begriff der Causalität, durch welchen der gemeine Verstand sich die Veränderung erklärt, und die Auffassung derselben zu verbessern beginnt, jedoch ohne damit zu Stande zu kommen. Denn gewöhnlich wird ein Thätiges dem Leidenden entgegengesetzt; eine Vorstellungsart, die nicht eher als in der Psychologie ihre Stelle findet*), und die uns eigentlich erst bey unsern Anstrengungen zum Handeln geläufig wird.**) Chemie und Mechanik dagegen kennen nur die sogenannte Wechselwirkung; diese aber kommt dem wahren, ursprünglichen Causalbegriffe, wie ihn die Metaphysik zuerst findet, ehe er weiter bestimmt wird, am nächsten. †) Eben dieses Begriffs bedarf die Psychologie da, wo sie vom Entstehen der Vorstellungen in der Seele Rechenschaft giebt. ††) Hievon sehr verschieden ist die Causalität der Vorstellungen unter einander, wenn sie sich ins Gleichgewicht setzen †††),

*) Metaphysik II. §. 330; und Psychologie I. §. 87.

**) Psychologie II. §. 150.

†) Metaphysik II. §. 213—237.

††) Ebendas. II. §. 313.

†††) Psychologie I. §. 41 u. s. w.

und kaum eine Aehnlichkeit damit haben die bloß scheinbaren Kräfte der Attraction und Repulsion in der Materie (135.). Man mag aus diesen Unterscheidungen wenigstens obenhin entnehmen, wieviel Arbeit die Metaphysik hat, um die Mannigfaltigkeit der Causalbegriffe zu entwirren, und jeden an seinem rechten Orte gehörig zu bestimmen. Wäre nicht hier ein Gedränge von Vorurtheilen, so würden die sämmtlichen Naturerscheinungen weit weniger befremden. Und hätten die Philosophen den Physikern Gehör gegeben: so hätten sie wenigstens manche von diesen Vorurtheilen leichter hinwegräumen können. Aber die Irrthümer des Idealismus hatten hier alle Wege versperrt; und wohl niemals ist mehr zur Unzeit ein Triumphlied gesungen worden, als zu Kants Zeit, da man meinte, nach Berichtigung der Hume'schen Zweifel sey nun endlich der wahre Gebrauch des Causalbegriffs gefunden, als einer Kategorie, die nicht bloß, als ob sie auf alle vorkommenden Fälle paßte, ein für allemal fertig und vestgestellt, sondern auf eine Regel der Zeitfolge in den Begebenheiten beschränkt sey.*)

Solchen Lesern, welchen an ernstlichem Studium der Philosophie gelegen ist, muß das Nachschlagen der hier angeführten Stellen, (deren Erläuterung ein genaues Zurückgehn bis auf die letzten Gründe erfordern würde,) und die Sorge, sich vor Verwechselungen zu hüten, lediglich anheim gestellt werden. Zu vergleichen sind noch die Hauptarten physiologischer Erklärung.**) Die Frage wegen der Succession der Weltbegebenheiten, und wegen des für nöthig erachteten regressus in infinitum zur Erklärung des Späteren aus dem Früheren, gehört ebenfalls in diesen Kreis von Vergleichungen.***)

---

*) Psychologie II. §. 142.

**) Ebendas. §. 156.

***) Metaphysik II. §. 299. Der Regressus in infinitum, wenn man dadurch Weisheit zu erlangen meint, ist bare Thorheit. Unsre gegenwärtige Erfahrung giebt uns zu denken und zu handeln. Was uns nicht gegeben ist, können wir auch nicht bedenken; und Grübeln heißt nicht Denken.

187. Das Problem von der Materie kann nicht nach der Methode der Beziehungen behandelt werden. Es weicht von den andern Problemen dadurch ab, daß in ihm der Raumbegriff eine Hauptbestimmung ausmacht. Nun ist der Raum ein leeres Nichts; und wiewohl es bey ihm an Widersprüchen nicht fehlt, (unter welchen die im Begriff der Bewegung die bekanntesten, aber nicht die einzigen sind,) so ist man doch nicht berechtigt, irgend etwas an diesen Widersprüchen zu verändern. Denn die Berechtigung, wo sie Statt findet, geht allemal von dem Ausspruche aus, welchen das Gegebene macht, ein Reales wo nicht seiner Beschaffenheit nach darzustellen, so doch als seyend anzuzeigen. Diese Berechtigung paßt weder auf den Raum, noch auf die Zeit, noch auf Bewegung als solche.

Damit das Problem von der Materie nach richtiger Methode behandelt werde, muß das wahre und ursprüngliche Causalverhältniß schon aus den vereinigten Untersuchungen über Inhärenz und Causalität bekannt seyn. Ein bloß räumliches Reales ist nicht nur schlechthin ungereimt, (weil Aeußerlichkeit, oder Raumbestimmung, gar kein Prädicat des Realen, seiner Qualität nach, seyn kann,) sondern solches Ungereimte, wie man sich etwa einen bloßen Stoff denkt, der schon im Raume vorhanden sey, bevor er eine Qualität hat, wird in der That niemals und nirgends in der Erfahrung angetroffen; vielmehr zeigt jede Materie von Kräften wenigstens einen Schein (mindestens Anziehung oder Abstoßung), und deutet damit auf eine verborgene wahre Causalität.

Hier aber ist im Vorbeygehn zu bemerken, daß der unrichtige Begriff des bloßen Stoffes dennoch dem gemeinen Verstande nicht ganz darf genommen werden. Denn die sinnlichen Dinge, mit ihren erfahrungsmäßig bekannten Eigenschaften, um derentwillen nach ihren Substanzen gefragt wird (159.), entstehen allerdings aus Elementen, die man deshalb Stoffe nennt, weil ihre unbekannte, wahre Qualität in dem Kreise der sogenannten Eigenschaften gar nicht vorkommt, mithin anscheinend nicht vorhanden ist. Erst aus der Verbindung

solcher oder anderer Elemente entspringen die sinnlichen Merkmale, deren Summe die *scheinbare* Qualität ausmacht; ein Satz, den man aus der Chemie wissen würde, wenn ihn die Metaphysik nicht lehrte. Ein sehr schlechtes Verdienst aber haben sich diejenigen erworben, welche den rohen Begriff der Veränderung in die Chemie hineintragend behaupten, bey der Neutralisation entgegengesetzter Stoffe entstünde eine wahre Einheit, worin das Viele zusammenginge. Gerade umgekehrt! in der chemischen Verbindung beharrt jeder Stoff als das, was er ist; wovon das beharrliche Gewicht und die genaue Reduction auch Demjenigen Zeugniß ablegen, der die Begriffe nicht vestzuhalten versteht.

Außer den vorgängigen Untersuchungen über die Causalität erfordert aber die Materie noch ausführliche Entwickelung und selbst Berichtigung der Raumbegriffe. An diesem Orte bleibt hier, in der Encyklopädie, eine sehr weite Lücke offen, und sogar eine zwiefache. Denn vom Raume gilt, was von der Substanz oben gesagt worden: eine richtige Ansicht davon wird nur dadurch gewonnen, daß man die beiden Fragen: *wie ist die in uns vorhandene Vorstellung entstanden?* und: *wie muß die vorhandene Vorstellung nun weiter ausgebildet und gebraucht werden?* von einander trennt. Jene Frage gehört der Psychologie; diese der Metaphysik. Der Grundfehler der Kantischen Vernunftkritik war, beide Fragen zu vermengen, und eben deswegen keine von beiden zu beantworten. Das war aber auch bey dem damaligen Zustande sowohl der Psychologie als der Metaphysik nicht anders zu erwarten. Die Späteren wußten vollends von Mathematik meistens noch weniger als Kant; darum meinten sie auf Kants Behauptungen fußen zu können; und hielten das, was Kant unter dem Namen *transscendentale Aesthetik* vorgetragen hatte, für abgemachte Sachen. Es wird zweckmäßig seyn, diese historischen Bemerkungen noch um etwas zu verlängern, bevor wir das vierte Problem, das Ich, berühren.

188. Kants Lehren vom Raume hatten eine doppelte Wirkung. Nur erst die spätere Wirkung traf die Materie, und hiemit die Naturphilosophie, welche dadurch zwar in Gang gesetzt, aber zugleich auf eine falsche Bahn geleitet wurde. Weit voran ging eine andre, frühere Wirkung, die mit dem Namen transscendentaler Idealismus bezeichnet ist. Der Satz: wir kennen nicht die Dinge an sich, sondern wissen nur von ihnen, so fern sie erscheinen, war der Kern dieses Idealismus. Bewiesen sollte er zuerst und vornehmlich dadurch werden, daß die uns bekannten Erfahrungsgegenstände an die Formen des Raumes und der Zeit gebunden sind. So wurde einem wahren Satze ein Fundament untergelegt, das nur eine halbe Wahrheit hat. Man schloß nämlich so: Raum und Zeit werden nicht empfunden; also sind sie nicht durch die Erfahrung gegeben, sondern hineingetragen. Hiemit bekommen die Dinge einen Stempel, der nur für unsern Gebrauch gilt; sie sind Erscheinungen. Auf Dinge an sich darf dieser Stempel, welcher das Gesetz unsrer Sinnlichkeit ausmacht, nicht übertragen werden.

Wahr ist, daß Raum und Zeit nicht empfunden, also auch nicht unmittelbar durch die Empfindung gegeben werden. Sie sind aber dennoch mittelbar gegeben; sonst könnte man die Gestalten der Dinge nicht durch Beobachtung bestimmen. Wie sie können mittelbar gegeben werden, wußte man nicht; man hätte aber sogleich in der Kantischen Periode danach fragen sollen.

Ferner: im sinnlichen Anschauen fassen wir, unbewußt warum und wie? die Dinge räumlich und zeitlich auf. Gesetzt, Raum und Zeit seyen von uns in die Erscheinung hineingetragen: folgt denn daraus, daß wir das Hineingetragene bey gewonnenem Bewußtseyn nunmehr zurücknehmen müßten? — Der Schluß ist ungefähr so beschaffen, als wenn ein Künstler mit einer Genialität, die er selbst nicht begreift, ein Werk schafft; und nun, nachdem er auf sich und sein Produciren hintennach reflectirte, sagen wollte: dies Werk bezeich-

net nur mein Thun und Streben; also hat es an sich keinen Werth, sondern muß zurückgenommen und zerstört werden.

Unsre unwillkührlichen, räumlichen Gestaltungen der Dinge sind solche Kunstwerke. Zwar findet sich bey genauer Untersuchung soviel wahr, daß wir die Raumbestimmungen, und was ihnen ähnlich ist, nicht in die ursprüngliche Qualität jedes Einzelnen unter den Dingen an sich, hinein denken dürfen. Aber unser Denken des Einzelnen führt zu Nichts. Die Dinge an sich müssen zusammengefaßt werden, wenn man die Erfahrung begreifen will. Und nun findet sich weiter, daß unvermeidlich das zusammenfassende Denken, unabhängig von aller Sinnlichkeit, die nämliche räumliche Form von neuem annimmt, und nach bestimmten Regeln auf das Zusammen der Dinge übertragen muß; mit vollem Bewußtseyn dessen, was und wie man im Denken thut und verfährt. Daher in der Metaphysik die Lehre vom intelligibeln Raume.

Die Spätern nach Kant wußten so wenig wie er vom intelligibeln Raume. Sie fühlten richtig, Kant habe sie zu eng beschränkt; aber ihr Drängen gegen diese Schranken war revolutionär; es brachte Verlust statt Gewinn. Noch heute begreifen sie die Frage nicht: Wie kommen die räumlichen Ausdrücke: Umfang, Inhalt, Gegenstand, Gegensatz, Subject, Substanz, u. s. w. in Logik und Metaphysik hinein? Und zwar dergestalt, daß man diesen, scheinbar metaphorischen Ausdrücken ihren Platz lassen muß; ohne durch andre, eigentliche Redensarten die vermeinten Metaphern ersetzen zu können?

Diese Frage klingt den heutigen Schulen so, wie dem gemeinen Manne die Frage: wie kommt's, daß der Stein zur Erde fällt? Darauf antwortet er: je nun, der Stein ist schwer. Daß man nach dem Ursprunge der Schwere fragen könne, fällt ihm nicht ein. Er ist gewohnt, den Stein fallen zu sehn; das genügt ihm.

So genügt unsern Logikern die Gewohnheit, vom Umfange und Inhalte der Begriffe zu reden; obgleich ihre Sinne solchen Umfang, solchen Inhalt niemals geschauet haben.

189. Eben so genügte in früherer Zeit das Selbstbewußtseyn, um vom Ich zu reden, als ob darüber keine weitere Frage möglich wäre. Aber hier brachte der transscendentale Idealismus Kants, indem er in wahren und vollen Idealismus überzugehn versuchte, doch allmählig einige Verwunderung, und endlich Besinnung auf das vierte Hauptproblem der Metaphysik hervor.

Das Ich führt den sonderbaren Reiz mit sich, den Begriff der Seele als Substanz zu überspringen. Wozu sollte man auch in das Dunkel der Substanz sich verlieren, wenn die unmittelbare Klarheit des Selbstbewußtseyns eine genügende Anschauung des Gegenstandes, wie er ist, gestattet? Dieser Gegenstand aber, nämlich das Ich, scheint eben deswegen über alle Frage hinauszuliegen, weil er selbst der Sitz des Fragens ist. Bin ich der Fragende nicht selbst?

Einige Ueberlegung genügt, um diese Superiorität zurückzuweisen; und die alte Anweisung: erkenne Dich Selbst! hat sie schon zurückgewiesen. Das Ich ist sein eigner Gegenstand, des vermeinten Wissens, also auch des Fragens.

Was aber den Begriff der Substanz anlangt, so erinnere man sich, daß er allenthalben nothwendig wird, wo ein Gegebenes mit mehrern Merkmalen die Beute der Urtheile wird, die ihn unvermerkt auflösen, indem sie bloß die Miene haben, ihn zu bestimmen und zur deutlichen Erkenntniß hinzustellen (159.). Die Folge, daß alsdann das Subject der Urtheile vermißt, und gerade in diesem Vermissen die Substanz, als ein Unbekanntes, gesetzt wird, weil die Urtheile nicht ohne Subject bleiben können, — diese allgemeine Folge wird in Ansehung des Ich von Einigen bemerkt, von Andern übersehen. Der letztere Fall tritt da ein, wo man die sogenannten Seelenvermögen zu Prädicaten des Ich macht; in der gemeinen Rede: Wir haben Vernunft, wir haben Verstand, wir haben einen Willen, wir haben eine Sinnlichkeit, und so fort. Das lautet so, wie wenn vom Golde gesagt wird, es habe Eigenschaften des Glanzes, der Farbe, der Schwere, u. s. f. Sobald der

Begriff von der Substanz des Goldes gebildet ist, weiß man, daß diese Substanz unbekannt, mithin weder schwer noch gelb noch glänzend ist. Eben so weiß man auf der nämlichen Bildungsstufe, daß ein Wesen, welches Vernunft und Verstand und Sinnlichkeit hat, bey allen diesen Prädicaten, die es besitzt, keins derselben ist, und seiner Qualität nach durch sie nicht kann bestimmt werden. Hier wäre also die leere Stelle, wohinein die Substanz, als das Unbekannte, sollte gesetzt werden.

Aber gerade hier, nachdem von dem Ich die Seelenvermögen eben sowohl als die individuellen Bestimmungen der einzelnen Person sind hinweggewiesen worden, scheint das Ich selbst mit einem eigenthümlichen, reinen Glanze hervorzuleuchten. Die Erklärung: das Ich setzt sich, oder: es ist eben dadurch, daß es sich weiß, bleibt noch stehn, nachdem das Individuum sammt aller Vielheit der Prädicate verabschiedet wurde. Hierin liegt die Täuschung, nach welcher, im starken Contraste gegen die unbekannten Substanzen, das Ich für eine Quelle der Erkenntniß und sogar des Seyn gehalten wird. Die Täuschung hat einem beträchtlichen Theile der Systeme seit Kant den Ursprung gegeben.

Aber ohne Vertiefung in eigentlich metaphysisches Denken ist es nicht möglich, der Täuschung abzuhelfen. Wer sich die Mühe geben will, kann im eignen Nachdenken die Formel: das Ich setzt Sich als Ich, leicht auflösen in die Reihe: das Ich setzt Sich als dasjenige welches Sich setzt als dasjenige welches Sich — und so weiter, denn die Reihe geht ins Unendliche. Weiß man denn nun, als Was das Ich sich setze? Der Nachdenkende sucht hier das letzte, eigentliche Object, worauf das Wissen des Ich, indem es Sich weiß, gerichtet ist. Er sucht, ohne zu finden. Das Object fehlt. Mithin ist es nicht wahr, daß das Ich bloß als reines Ich von sich wisse, sondern ein fremdartiger Anknüpfungspunct ist nöthig. Aber auch das genügt für sich allein keineswegs. Das Fremdartige kann nicht beliebig ergriffen werden; sonst wäre eine Kunst des Anknüpfens zu er-

finden, die nicht möglich ist. Und selbst wenn man sie besäße: so würde das Fremdartige, als solches, das Ich verunreinigen; es muß also wieder ausgestoßen werden. Hiemit verbinde man das Obige (144.), wo zugleich auf die hieher gehörigen Stellen der Psychologie verwiesen ist.

Angenommen nun, man sey mit diesen Untersuchungen fertig: so schwindet die Täuschung vom reinen Ich, und das Bedürfniß der Substanz tritt wieder hervor. Man sollte also nun wenigstens die Seele anerkennen; denn dieser Ausdruck sagt nichts Anderes, als: Substanz des Ich mit seinen Vermögen.

Wenn aber jetzt noch ein unrechtmäßiges Sträuben zu spüren ist: so rührt dies von der gangbaren Meinung her, für das menschliche Ich gebe es gar keine eigne Substanz. Auch hier finden sich ganz verschiedene Partheyen auf Einem Puncte.

Die Physiologen, ihrer Meinung nach mit der Materie sehr wohl bekannt, wenn sie auch weder über Raum noch Causalität ernstlich nachgedacht und gründliche Kenntniß erlangt haben, finden keine Substanz der Seele, sondern nur ein Gehirn.

Höher aufsteigend gelangen wir zu Naturphilosophen, welche sowohl Seele als Materie tief unter sich sehen, denn — sie haben ihr Absolutes oder ihre Idee; nämlich jenes Seyn, welches Eins ist mit dem Nichts; wovon oben (177 — 185.) das Nöthige gesagt worden. Diese Basis ist schlecht, und die der Physiologen ist, philosophisch betrachtet, gar keine; daher bleibt es bey der Substanz der Seele; obgleich dieselbe eben so wenig, als irgend eine andre, in Hinsicht ihrer ursprünglichen Qualität für unser Wissen zugänglich ist.

190. Nachdem von den vier Hauptproblemen der Metaphysik gesprochen worden, ist nur noch nöthig, die vier Theile der Metaphysik zu benennen; jedoch nach vorausgeschickter Bemerkung, daß man die Vierzahl nicht als etwas an sich Bedeutendes anzusehn habe, und nicht jedem Probleme ein besonderer Theil zugehöre. Die Methodologie macht den

Anfang. Sie enthält die Kritik des Gegebenen, und die Methode der Beziehungen. Hier kommt noch keins der Hauptprobleme vor. Es folgt die Ontologie, mit zwey Problemen, dem der Inhärenz und der Veränderung; beide in Gemeinschaft führen auf den Causalbegriff. Alsdann breitet sich die Synechologie, worin von der Materie die Principien vestzustellen sind, mit zwey Abschnitten, einen für den Raum, den andern für die Zeit, dergestalt aus, daß dieser dritte Theil der längste von allen wird; anstatt daß er bisher der am meisten vernachlässigte war, obgleich man sich rühmte eine Naturphilosophie zu besitzen, an die ohne Synechologie nicht zu denken ist. Endlich folgt die Eidolologie; worin die Ansprüche des Idealismus durch Untersuchung des Ich zurückgewiesen, und die Grundlagen der Psychologie vestgestellt werden. Dies zusammen ist die allgemeine Metaphysik, an welche das Wort Metaphysik Jeden zunächst erinnert. Denn Psychologie, Naturphilosophie und Religionslehre, welche in ältern Lehrbüchern mit vollem Rechte den Platz der angewandten Metaphysik einnahmen, sind ganz natürlich aus einander getreten, und aus dem Bande des Namens Metaphysik entwichen, weil die allgemeine Wissenschaft selbst ihre Haltung verloren hatte. Das folgende Capitel wird einige Bemerkungen darüber herbeyführen.

Sechstes Capitel.

Von dem Verhältnisse der Metaphysik zu andern philosophischen Wissenschaften.

191. Schon in der ältesten Geschichte der Philosophie treten die metaphysischen Betrachtungen allen andern voran. Später sieht man die Metaphysik in Verlegenheit; nun benutzen die andern Theile der Philosophie, gleich unruhigen Provinzen unter einem schwachen Herrn, die Gunst der Zeit, sich loszureißen. Sokrates schafft logische Uebung; er moralisirt und politisirt. Aristoteles spaltet, was Platon zusammenzubringen suchte. In neuerer Zeit hat die Theologie die Oberhand; aber Locke giebt der Psychologie eine unabhängige Bewegung. Diese gewinnt durch Kant mehr Schwung. Dennoch redet er von einem Primate der praktischen Vernunft. Man glaubt ihm; aber seine praktische Vernunft scheint am Ende den besten Theil auch des Wissens darzubieten, weil die theoretische gar zu wenig weiß. Spinoza verjüngt sich; die Metaphysik nimmt unter andern Namen bald ihren alten Vorrang wieder in Besitz. Wird sie ihn behalten?

Ein Rückblick auf das Vorhergehende muß unmittelbar finden, daß der Verfasser nicht partheyisch für die Metaphysik ist, und am wenigsten die Absicht hegt, ihr eine populäre Herrschaft zuzuwenden. Allein bey der entschiedenen und reifen Ueberzeugung, daß die Metaphysik nicht zu dem Schicksale verdammt ist, ewig zu schwanken, möchte leicht die Meinung emporkommen, sie sey bestimmt, zu herrschen, wenn auch nur

in den Schulen. Und doch verhält es sich nicht so; Metaphysik kann keine Aesthetik, folglich auch keine Moral und Rechtslehre erschaffen, und darum dieselben eben so wenig unter sich beugen. Religion aber schließt sich zwar der gesammten Philosophie an; allein durch Alter, Ursprung, Würde, Allgemeinheit des Bedürfnisses, Macht der Kirche und des Staats, behauptet sie dennoch eine solche Selbstständigkeit, daß die Schule froh seyn muß, nur neben ihr eine freye Bewegung für sich selbst zu behalten.

Geht man in die Metaphysik selbst zurück: so herrscht auch in ihr kein Theil über den andern. Die Methodologie giebt nur Winke. Die Ontologie benutzt dieselben, aber mit eigner Kunst. Die Synechologie verarbeitet zwar, was die Ontologie darbietet, aber das Mittel dazu, die Reihenform (Raum und Zeit), schafft sie sich selbst, ohne es irgend woher zu entlehnen. Die Herrschsucht der Eidolologie (und des Idealismus) wird beschränkt; doch bleibt das Ich eine selbstständige Quelle der Untersuchung eben deshalb, weil ihm die Realität abgesprochen wird.

192. Wie aber dachte man sich die Herrschaft der Metaphysik, indem man sie als erste Philosophie betrachtete? Sie sollte alle Grundbegriffe enthalten und aufklären. Unter dieser Voraussetzung konnte sehr leicht der Zweifel entstehn, ob nicht die Psychologie ihr die Herrschaft streitig machen werde. Denn wo anders findet man die Grundbegriffe, als im Kreise unserer Vorstellungen? Daher das Streben nach Kategorien, und nach Ausmessung unseres Erkenntnißvermögens. In der That können die Grundbegriffe der Psychologie nicht weggenommen werden. Gäbe es nur einerley Bearbeitung derselben, oder gäbe es keine deutliche Gränzlinie zwischen den beiden, gänzlich verschiedenen Arten und Zwecken der Bearbeitung (160.): so träte, wie die Kantianer wollten, Vernunftkritik in die Stelle der Metaphysik, während Kant selbst von Prolegomenen zu derselben redete.

Am schädlichsten wurde in dieser Hinsicht das Verkennen des Ursprungs unserer Begriffe. Falsche Psychologie ist nothwendig herrschsüchtig; der Grund ihrer Ansprüche liegt in der Meinung, man besitze Begriffe *a priori.* Weiß man nicht, daß die Urtheile den Begriff der Substanz herbeyführen (159.); weiß man nicht, daß in der Veränderung ein Widerspruch liegt (178.), welchem schon der gemeine Verstand das natürliche Heilmittel des Causalbegriffs erfindet, dem gerade nur darum das Merkmal der Nothwendigkeit anhängt; weiß man nicht, daß Räumlichkeit und Zeitlichkeit, welche sich an den gegebenen Dingen der Beobachtung darbieten (188.), aus einem allgemeinen Reproductionsgesetze (118.) entspringen, wovon sie bloß besondere Formen sind*); hat man sogar von diesen Untersuchungen, und von ihrer Bedeutung, noch nicht die entfernteste Ahndung: so muß man sich die Herrschsucht der Psychologie unfehlbar gefallen lassen. Darum werden die Spinozisten aller Farben und Klassen, des Kantianismus nimmermehr mächtig werden, sondern ihn neben sich dulden müssen.

Aber Herrschsucht ist noch nicht Herrschaft. Wo zwey Herrschsüchtige zusammenstoßen, da bedrängt Einer den Andern. Und in den Wissenschaften ist an Sieg für keinen von beiden zu denken. Unterdrückte Ansprüche treten hier allemal nach kurzer Pause wieder hervor.

Die Metaphysik giebt eben so wenig als die Psychologie die Grundbegriffe weg. Das Vorurtheil, als stünden dieselben ein- für allemal im menschlichen Geiste vest, und müßten unabänderlich so bleiben und so gebraucht werden, wie sie einmal sind, — jenes Vorurtheil der Kategorien — findet seine factische Widerlegung unwiderleglich in der Geschichte der Philosophie. Sie sind umgebildet, ja in den mannigfaltigsten Umwandlungen umhergeworfen worden. Selbst vor aller Wissenschaft hat schon der gemeine Verstand von dem Erfahrungsbegriffe der Veränderung, welche e r f a h r u n g s m ä-

*) Psychologie II. §. 109.

ßig nur Dinge im Werden zeigt, und in manchen, aber keinesweges in allen Fällen ein regelmäßiges, gewöhnliches Vorausgehn vor dem Werden, — sich losgerissen; er hat sich den Causalbegriff als einen nothwendigen erfunden, um dem Widerspruche in der Veränderung abzuhelfen. Diese Erfindung war Umwandlung, die nur nicht zur Reife gedieh, sondern auf halbem Wege stehen blieb. Die Metaphysik setzt sie fort, und fügt andre Umwandlungen andrer Begriffe hinzu. So lange ihr Geschäfft nicht geendet ist, zersplittert sie sich in Systeme verschiedener Art. Aber die Systeme haben nicht Ruhe, bis die Arbeit gehörig gethan ist. Sie lassen auch der Psychologie nicht Frieden, so lange dieselbe, von der Metaphysik losgerissen, sich in Dinge mischt, die sie nichts angehn. Denn nicht ihr ist es gegeben, von der Natur der Seele und der Materie zu reden. Sie kennt nur Geist und Gemüth; das heißt, die Aeußerungen und innern Erscheinungen der Seele. Die Erfahrungen hievon mag sie sammeln und auslegen, das Causalverhältniß der Vorstellungen unter einander mag und sollte sie bestimmen; aber damit weiß sie noch nichts von anziehenden und abstoßenden Kräften; nichts von der Verbindung der Muskeln mit dem Willen; nichts von der Möglichkeit, daß leibliche Sinnes-Organe eine Vorstellung in der Seele hervorzubringen vermögen. Oder weiß sie es, kennt sie die Aufschlüsse über diese Räthsel, so hat sie ihre Kenntniß aus der Metaphysik entlehnt, und ihre Abhängigkeit von derselben anerkannt.

Es nützt eben deshalb nichts, daß der Kantianismus sich gegen den Spinozismus einen Vorrang anmaßt. Die erste Probe hievon ist wiederum der Causalbegriff. Diesen läßt der Spinozismus dem gemeinen Verstande zwar hingehn, aber nicht, um ihn als eine Verbesserung des Gegebenen gelten zu lassen. Gegeben sind Veränderungen. Nicht gegeben, sondern hinzugedacht ist die Nothwendigkeit der Ursachen. Mit größter Leichtigkeit zieht sich nun der Spinozismus in die reine Erfahrung zurück, indem er die ganze Naturlehre auf ein absolutes Werden gründet. Meinte Kant, der Causalbegriff

gelte nur für Erfahrung: so hatte er dem Spinozismus sogar vorgearbeitet; denn dieser läßt den nämlichen Begriff nun auch nicht einmal als gründliche Erklärung der Erfahrung gelten. Und dagegen ist nicht eher etwas einzuwenden, als bis der Spinozismus in seiner Ausbildung Hegels Form annimmt. Nun kommt der Widerspruch des Seyn und Nichtseyn ans Licht, den man längst vorher hätte sehen können, um sich zu überzeugen, daß Beschränkung des Causalbegriffs auf Erfahrung gerade das Verkehrteste war, was man thun konnte. Denn hiemit bleibt der Widerspruch stehn, und die Nothwendigkeit des Causalbegriffs ist verkannt. Lassen sich, für ein höheres, die Erscheinung übersteigendes Wissen, Veränderungen ohne Ursache denken, so ist der Causalbegriff eine unglückliche Schranke, und die Herrschaft der Kategorien eine Tyranney, wie sie schon von Andern ist betitelt worden.

193. Wir gehn weiter. Besitzt die Metaphysik eine Herrschaft über Erfahrungs-Wissenschaften? Die Frage erscheint heut zu Tage fast lächerlich. Manche Naturforscher kümmern sich gar nicht um Metaphysik. Andre meinen die richtigen Erfahrungsbegriffe aus der Erfahrung selbst am sichersten zu schöpfen, und warten mit der Umbildung oder Ausbildung derselben, bis die Erfahrung sie dazu veranlaßt. Nun können sie freylich Zeitlebens auf Veranlassungen warten, wenn sie die dringenden Aufforderungen und Nöthigungen, die schon längst vorhanden sind, nicht sehen noch hören wollen. Aber sie sind weder taub noch blind; sie sind bloß abgeschreckt durch die Misgestalt der Naturphilosophie. Was sollen Auslegungen der Dinge, was sollen Reden von dem, was vorgeblich die Dinge bedeuten, bevor man weiß, was die Dinge sind? Ein spinozistischer Parallelismus zwischen Dingen und Ideen ist den Naturforschern aufgedrungen worden, der nirgends hin paßt, und nichts bedeutet als ein altes Vorurtheil. Der Naturforscher braucht Hypothesen; diese leiten ihn im Beobachten, und diese prüft er durch Beob-

achtungen und Versuche. Nichts anders kann ihm die Metaphysik seyn, als ein Schatz von Hypothesen. Bietet sie sich ihm unter einer andern Gestalt an, so weiset er sie zurück, und das aus dem Grunde, weil er die Experimente nicht zwingen kann, einer theoretischen Voraussetzung zu dienen, sie sey welche sie wolle. Der Naturforscher muß sich stets bereit halten, zu sehen, was die Erfahrung zu sehen giebt; läßt er sich durch irgend eine Voraussetzung blenden, so sieht er nicht mehr mit offenen Augen, und sein Bericht wird untreu, er verliert den Glauben, welcher dem Zeugen über Alles werth seyn muß. Mochte er noch so gewiß vorauswissen, was er sehen würde: dies Wissen muß der Zeuge sogar unterdrücken; es verdirbt das reine Zeugniß, das er ablegen soll. Und was will denn die Metaphysik vom Naturforscher? Warum sucht sie mit ihm in Verbindung zu treten? Will sie lehren oder lernen? Wenn es ihr Ernst ist, zu lernen, wäre es auch nur um dessen, was sie schon weiß, noch gewisser zu werden; so liegt ihr gerade soviel als jedem Andern an der Treue, an der Unbefangenheit seines Zeugnisses. Darum hüte sie sich, den Zeugen zu bestechen.

Mit zwey Worten können wir die richtige Gestalt, welche die Naturphilosophie, von der Metaphysik ausgehend, bekommt und annehmen muß, ihrem Hauptzuge nach anzeigen. Dieser Hauptzug gilt zugleich für die Psychologie; denn auch sie ist zum Theil Erfahrungs-Wissenschaft, und als solche mit der Naturphilosophie eng verbunden.

Man unterscheide Synthesis und Analysis. Die Metaphysik, sobald sie fertig ist mit den Grundbegriffen, überläßt dieselben der Naturphilosophie und Psychologie, um daraus Constructionen möglicher Fälle zu bilden. Solche Constructionen erfordern, daß man sich umsehe unter den denkbaren Determinationen, welche den allgemeinen Begriffen können beygefügt werden. Dies Geschäfft ist zunächst ein logisches; alsdann aber geht es über in Schlüsse, welche anzeigen, was unter den angenommenen, verschiedenen Voraussetzungen verschiedentlich werde erfolgen müssen. Hierin kann man ohne

Ende fortgehn, sobald die allgemeinen Begriffe so geschmeidig sind, wie sie seyn sollen. Besitzen sie nicht diese Geschmeidigkeit: so muß man sie in den Verdacht einer Unrichtigkeit ziehen, oder vielleicht hat man auch das rechte Gelenk noch nicht getroffen, um welches sie sich drehen lassen. Wie glücklich aber auch diese Arbeit von Statten gehen möge: sie giebt in ihrer ganzen möglichen Ausdehnung immer nur den synthetischen Theil der Naturphilosophie und Psychologie. Sie anticipirt höchstens einen allgemeinen Begriff dessen, was man erfahren könne, und erwarten dürfe. Niemals wird die Erfahrung selbst anticipirt; das streitet sogar wider ihren Begriff.

Eine ganz andre Arbeit muß von der Erfahrung ausgehend jener entgegenkommen. Die einzelnen Data müssen analysirt werden. Dasselbe Verfahren, wodurch Hypothesen geprüft werden, indem man mit ihnen die Beobachtungen vergleicht, wird hier nöthig, obgleich die auf synthetischem Wege gebildeten Constructionen keine Hypothesen sind, und durch kein willkührliches Umhersinnen hätten errathen werden können. Je genauer nun Analysis und Synthesis zusammentreffen, zwischen denen man so lange hin und her gehen wird, bis Alles zu passen scheint, um desto vollkommener wird die Ueberzeugung.

194. Wie verhält sich die Metaphysik zur Religionslehre? Zuerst negativ. Sie hütet sich, ihr zu nahe zu treten. Sie weiß, daß man im Denken irren kann; sie erinnert sich ihres Ursprungs nur aus Erfahrung. Alle irdische Erfahrung ist beschränkt. Führte sie auch wirklich auf Begriffe von der Welt: so hat doch die Religionslehre nicht auf Astronomie gewartet; viel weniger auf Kosmologie. Allerley Beweise sind versucht und verworfen; was bewiesen werden sollte, stand und blieb vest. Daß diese Vestigkeit von andrer Art ist, als Logik und Erfahrung, liegt am Tage. Es ist eine Vestigkeit des Glaubens, der mit dem moralischen Willen, ja mit der Bedürftigkeit des menschlichen Lebens zusammenhängt. Dieser Glaube ist da; er braucht nur nicht gestört zu werden. Daß

Manche ihn wie ein metaphysisches Princip, wie eine Quelle des methodischen Denkens haben behandeln wollen, dieser Misgriff brachte ihn in Conflict mit den Naturkenntnissen. Dadurch kann er selbst eine nachtheilige Rückwirkung erleiden; denn die Erfahrung geht ohne ihn ihren Gang. Die Metaphysik muß also wünschen, daß er seinerseits nicht in ihr Feld hinübergreife, damit sie nicht genöthigt werde, falsche Schlüsse mit Berufung auf die Erfahrung zurückzuweisen. Jedermann weiß, was begegnete, als der Astronomie Einwürfe aus der Bibel entgegentraten.

Wozu aber macht man sich Sorge über diesen Punct? Man wird doch keine Metaphysik im Dienste der Priesterherrschaft wieder herbeyführen wollen? Man fürchtet weder Naturlehre noch Mathematik; diese thun, was die Metaphysik fortsetzt; sie erklären die Natur.

Vielleicht aber, und mit mehr Schein des Rechts, fürchtet man die Metaphysik wie eine Art von Poesie. Denn freylich die Poesie pflegt historische Stoffe mit einer Willkühr zu behandeln, als wären es Mythen. Steht nun das Factum nicht sehr vest: so wirkt darauf die Dichtung wie ein anspülendes Wasser; sie zieht es in ihre künstlichen Wirbel hinein, als wäre es für dieselben erfunden. Das trojanische Pferd droht allerdings der Stadt Troja ihre Existenz eben so zweifelhaft zu machen, als es selbst ist. Kann ein gewisser Gegenstand so oder anders gedacht werden, so scheint er am Ende unter den Händen zu verschwinden; man nimmt ihn für ein Hirngespinnst, weil er sich soviel gefallen läßt. Daß es der Substanz des Spinoza so gehen könnte, wollen wir nicht in Abrede stellen. Der Natur aber, und ihrer Zweckmäßigkeit, schien es einen Augenblick auch so zu gehn; gerade darum, weil etwas, das der spinozistischen Substanz nicht ganz unähnlich sieht, sich drein mengte.*) Am schlimmsten wurde die Sache, da zum metaphysischen Scharfsinn ein Ueberfluß von poetischer Laune und von Kunstsinn hinzukam, wo-

*) Metaphysik I. S. 119.

durch nicht bloß die Begriffe in ein allgemeines Schwanken geriethen, sondern die Auffassung der Natur selbst das Zweckmäßige mit dem Nothwendigen und das Nothwendige mit dem Zweckmäßigen verwirrte. Unstreitig setzt zweckmäßiges Wirken Zwecke und Zweckbegriffe voraus; wird nun der Religionslehre ein so naturphilosophisches Ansehn gegeben, als schickte es sich nicht für das höchste Wesen, nach menschlicher Weise gedacht zu werden in Ansehung des zweckmäßigen Beschließens und Wählens, — ist überdies das Entstehen der Organismen der allgemeinen Natur-Nothwendigkeit zugewiesen: so möchte wohl in der poetischen Auffassung der Dinge, die so gern das Nothwendige selbst als ein Zweckmäßiges gestaltet, die Andacht etwas Widerstrebendes fühlen, dem wir nicht berufen sind abzuhelfen, wohl aber zu widersprechen.

Unsre Weise, die Metaphysik zu behandeln, ist völlig unpoetisch, ja wenn man will, antipoetisch. Dies Negative hängt mit einer sehr positiven Sorgfalt zusammen. Das Zweckmäßige soll als ein reines, unzweydeutiges, unzweifelhaftes Factum hervorstrahlen, nachdem der Hintergrund des Nothwendigen in der Natur gebührend zurückgetreten ist. Wir wollen gar nichts daran machen noch künsteln, während das Nothwendige in allen Puncten von unserm Denken behandelt, geformt, geschmiedet wird, als ein Gegenstand, an dem wir soviel Kraft üben, als wir immer haben. Der Glaube, welcher von der Naturbetrachtung unabhängig schon in den moralischen Bedürfnissen wurzelte, soll eine Bestätigung durch das Zweckmäßige der Natur gewinnen, für deren Stärke es gar keinen Maaßstab giebt, noch geben kann. Wer mag ermessen, wie stark eine feyerliche Stille wirkt nach dem Toben einer angestrengten Arbeit mitten in Streit und Getümmel? Nun wohl! Bey der Religionslehre schweigen die Syllogismen, die Methoden, die Parthеyungen, sobald man nur will. Es kommt bloß darauf an, daß man dem Anschauen sich hingebe. Nicht aber dem mystischen Anschauen nach innen, wo Alles schwankt, und jeder nach seiner Weise sieht, sondern dem Anschauen des Schönen und Wundervollen in der äußern

Natur, welches Allen auf gleiche Weise vor Augen steht. Zum Anwenden der Religionslehre auf das Zeitliche und Menschliche ist späterhin noch Gelegenheit genug; und alsdann mag auch gestritten werden, falls man nicht im Stande ist, sich zu vereinigen.

195. Wer nun das Gewicht des eben Gesagten als ein speculatives und positiv wirkendes empfinden will, der studire zuvörderst Metaphysik so vollständig und so gründlich als möglich, sammt allen Systemen, die sich an deren Stelle haben setzen wollen. Er sehe zu, wie sie die gegebenen Formen der Erfahrung behandeln. Die Zweckmäßigkeit in der Natur ist eine darunter, und zwar unstreitig die am meisten verwickelte von allen. Deshalb leuchtet zu allererst ein, daß es ein höchst leichtsinniges Beginnen ist, über ihre Bedeutung wissenschaftlich zu urtheilen, bevor Inhärenz, Veränderung, Materie, und das Ich, die rechte wissenschaftliche Behandlung empfangen haben. Nun ist aber die Schwierigkeit dieser vier Grundprobleme bisher nicht begriffen worden, daher man die Methode der Beziehungen, welche nur die allereinfachste Kenntniß der Probleme voraussetzt, mit nicht geringem Befremden angesehn hat; ein Beweis von Unkenntniß des Fragepuncts. Bey solchem Ungeschick hat man dennoch hie und da gemeint, Organismen, sammt ihrer kunstvollen Einrichtung, ließen sich wohl in den allgemeinen Begriff der Natur dergestalt mit hineinziehn, daß sie weiter keine Verwunderung zu erregen brauchten; wofern man nur vorher diesen Begriff gehörig darauf eingerichtet habe: als ob man gegen die Natur sich ein ähnliches Verfahren erlauben dürfte, wie etwa in einer gemischten Gesellschaft, von der man beym Eintritt einen Ueberblick zu gewinnen sucht, um sich für seine Person in ein bequemes Gleichgewicht mit ihr zu setzen!

Schon das leichteste Problem, das der Inhärenz, ist stark genug, um diesen goldnen Traum zu stören. Mit der gewohnten Manier, sich eine leidliche Ansicht von der Sache zu bilden, um darüber mitsprechen zu können, ist hier durchaus

nicht durchzukommen. Man muß kämpfen; denn ein Widerspruch ist gegeben, und dieser läßt sich nicht mit glatten Worten beschwichtigen. Sobald man den Widerspruch im Allgemeinen aufgelöset hat, zeigt sich die Theorie der Störungen und Selbsterhaltungen*), und zwar als nothwendig, und keinen Abänderungen nach Bequemlichkeit zugänglich. Mit ihr lassen sich die Erfahrungs-Begriffe der Chemie, Physik, Physiologie vereinigen**), aber die ganze Untersuchung bleibt gegen den Begriff des Zweckmäßigen völlig indifferent; sie spricht weder für noch gegen ihn; sie weiß von ihm Nichts. Was ist die Folge? Dies ohne Zweifel: daß die Schauspiele des Zweckmäßigen, welche die Erfahrung unläugbar aufstellt, — gerade so unläugbar, als ein Mensch die Zwecke des Andern in dessen Handlungen und Reden erkennt, — als etwas gänzlich Neues in die Metaphysik und die von ihr geleitete Naturphilosophie hineintreten. Wen dieses Neue und Fremde nicht überrascht, — wer da meint, es sey kein Wunder, daß Menschen und Thiere auf der Erde leben, und man könne dieselben sogar recht bequem als eine nothwendige Ergänzung der Erde und ihres sogenannten Lebens deduciren: — der streite mit unserer Metaphysik; denn sie zeihet seine Lehren von Anfang bis zu Ende der Uebereilung und des gänzlichen Verkennens selbst ihrer einfachsten Probleme.

196. Nun aber wird man uns zur Rede stellen, warum denn, wenn wir die Inhärenz, die Veränderung, die Materie, das Ich, ja sogar den Raum und die Zeit, einer sorgfältigen Untersuchung werth hielten, das Schauspiel der Zweckmäßigkeit, welches wir doch auch für gegeben anerkennen, weniger, oder vielmehr gar nicht der systematischen Kunst und Nachforschung sey unterworfen worden? Wir wollen die Antwort nicht schuldig bleiben. Gewarnt hat uns zuvörderst die

*) Metaphysik II. §. 236.

**) Ebendas. §. 331 bis zu Ende.

Schwierigkeit, das Zweckmäßige da, wo Jedermann ohne die geringste Ausnahme es anerkennt, nämlich in den Handlungen und Reden der Menschen, wissenschaftlich zu erklären. Wir bezweifeln nicht im geringsten das vernünftige Denken und Wollen der Menschen; aber wir kennen aus langer Anstrengung und Uebung die Schwierigkeit der psychischen Anthropologie; nämlich die Unsicherheit und Mangelhaftigkeit der Schlüsse von dem, was wir in uns beobachten, auf andre Menschen andrer Zeiten, Orte, und Culturstufen. Gewarnt haben uns ferner die Thiere. Man sollte meinen, die zweckmäßigen Handlungen derselben, die freylich nicht schwer zu verstehen sind, ließen sich wohl leicht erklären, wenn man schon die Psychologie und Physiologie des Menschen, als des Höhern, durchgearbeitet habe; allein hier, wo der leichte Schluß vom Größern zum Kleinern sich darzubieten scheint, sind uns die Thatsachen, welche den Hund und das Pferd, die Spinne und die Biene betreffen, viel zu unvollständig gegeben, als daß wir über ganz allgemeine, und darum sehr leere Begriffe hinauszukommen wüßten. Gewarnt haben uns endlich die Gestirne. Wir begreifen, daß es lächerlich wäre, die Erde für besonders ausgezeichnet und begabt auch nur in unserm Sonnensystem zu halten; eben darum sehen wir eine ungeheuer weit offene Lücke in unserer Erfahrungskenntniß; während Derjenige, der von Gott in theoretischen Begriffen zu reden unternimmt, doch wissen soll, daß er hier mit einer Theologie für Erdenbürger nicht ausreichen kann. Gewarnt hat uns noch zu allem Ueberfluß das Böse und das Gemeine. Daß hiedurch das Gute und Schöne nicht aufgehoben, nicht vom Wunderbaren entkleidet wird, liegt am Tage; auch reichen die bekannten Betrachtungen der Theodicee vollkommen hin, um gegen Religionszweifel den Glauben zu schützen. Aber ein Princip theoretischer Wissenschaft, aus welchem man Erkenntnisse schulgerecht ableiten will, muß gleichförmig gegeben seyn, wie die Inhärenz, die Veränderung, und das Ich. Dagegen würde schon das vierte Problem, das von der Materie, uns zu viel=

gestaltig für eine regelrechte Untersuchung dünken, wenn nicht die drey andern Probleme uns auch für dieses auf die Bahn geholfen hätten. Um sich davon zu überzeugen, blicke man nur in die Metaphysik hinein, und sehe nach, wo und wie dort die Materie mit den im Voraus schon gewonnenen Hülfsmitteln, welche nicht eben leicht zu gewinnen waren, der Wissenschaft zugänglich wird. — Und wogegen hat denn Kant gewarnt, wenn nicht gegen das Transscendente der speculativen Theologie? die den Glauben nicht reinigt, sondern verdirbt, und ihn mit Schwierigkeiten behelligt, in welche der Mensch sich gar nicht verwickeln darf, wenn er nicht Trost und Ruhe entbehren soll. Es ist nur Schonung, wenn wir der von Kant zurückgewiesenen Scholastik, die man dennoch wieder auf die Bahn gebracht hat*), nicht ausführlich gedenken.

197. Aber wovon redet denn unsere irdische Theologie? Sie redet nicht bloß von Gott, sondern auch vom hülfsbedürftigen Menschen. Sie redet von einem Verhältnisse des Menschen zu Gott. Hier kommt die Sache anders zu stehn als vorhin; denn hier ist wenigstens das eine Glied des Verhältnisses, nämlich der Mensch und sein Bedürfniß, zugänglich für die Erkenntniß. Und nun wollen wir, um das Aeußerste zu wagen, uns einmal einbilden, das andre Glied träte uns — etwa im künftigen Leben nach dem Tode — näher als jetzt: welche Form würde dann die Untersuchung, oder was immer dafür gehalten werden möchte, wohl annehmen?

Die Antwort ist bekannt. Man müßte auch hier den synthetischen Theil der Betrachtung trennen vom analytischen. Jener erstere ferner hätte ein Verhältniß aus zwey Gliedern zu

---

*) Wie war das möglich? Sie hielt und gab sich nicht für Scholastik, sondern — für Naturphilosophie. Darin liegt ein bedeutender Wink. Nur durch wahre Naturphilosophie wird die falsche zum Weichen gebracht werden.

construiren. Das eine Glied wäre Gott, (beynahe versagt uns die Feder den Dienst, indem wir das, was für unsern Erdenzustand eine wahre Frechheit ist, in Beziehung auf den eingebildeten höhern Zustand auch nur problematisch hinschreiben,) das andre Glied wäre der Mensch. Aus diesen Gliedern zusammengesetzt, wäre nun das also bestimmte Verhältniß noch immer nicht für sich allein fähig, eine zulängliche Religions-Wissenschaft zu gewähren. Denn in allen Fällen einer ähnlichen Untersuchung, wie in der Psychologie und Naturphilosophie, hilft der synthetische Theil für sich allein noch nichts, wenn nicht der analytische sich mit ihm verbindet. Man würde also noch immer nicht wissen, was eigentlich Gott für den Menschen gethan oder beschlossen habe, wenn nicht die vorhandenen Data hiemit einzeln genommen, Punct für Punct betrachtet, zusammenstimmten.

Das Verhältniß zwischen Synthesis und Analysis liegt in der bekannten Religionslehre, da wo es nöthig ist, deutlich am Tage. Den synthetischen Theil bildet die praktische Philosophie, den analytischen das Christenthum. Diese entsprechen einander wirklich, und darauf stützt sich der christliche Glaube. Hätte nun Christus auch Astronomie, Chemie, Physiologie gelehrt: dann möchten die Theoretiker, deren Treiben keine Gränzen kennt, immerhin nachsehn, wie diese Offenbarung, die uns fehlt, mit unsern Rechnungen und Theorien zusammenstimme.

Wie aber jetzt die Sachen liegen, mag man das Böse, welches die Theologie so sehr, und mit vollem Rechte beschäfftigt, aus der Psychologie und praktischen Philosophie zu erkennen suchen; nämlich das Böse im Menschen, denn ein anderes ist nicht gegeben; und zwar in seinen mannigfaltigen Gestalten: denn auf einen leeren Allgemeinbegriff, nach Art der oben gerügten (174.), kann und darf man sich nicht verlassen. Sondern das Böse ist vielförmig und vieltheilig zuvörderst schon deswegen, weil das Gute nach allen praktischen Ideen muß bestimmt werden; dann aber vollends deswegen,

weil seine psychischen Ursprünge und Stufen weit verschieden sind.*)

Hiemit muß das Christenthum verglichen werden, in welchem das Beyspiel Christi selbst deutlich genug zeigt, daß nicht alle Individuen, die schwachen wie die starken, die bessern wie die schlechtern, auf einerley Weise sollen angeredet, ermahnt, und gehoben werden, sondern daß die Heilung sich der Krankheit anpassen muß. Und nun wolle der Leser sich Dasjenige zurückrufen, was schon oben (32 u. f.) über Religion und deren Bedürfniß ist gesagt worden.

198. War es Metaphysik, die uns den Weg zur Religion bahnte? Sprachen wir etwa vom ens realissimum, diesem scholastischen Wesen, wobey die Realitäten, die man aus der Erfahrung zu kennen meint, (während man sie nicht kennt,) wider alle Erfahrung auf einen Haufen gebracht werden, um entweder den Begriff des Seyn, der keiner Steigerung fähig ist, dennoch zum Superlativ zu erheben, oder den Begriff der Qualität, wie im Empirismus, von einer Mannigfaltigkeit anzufüllen, ohne nach deren Einheit zu fragen? — Die mindeste Kenntniß des Problems der Inhärenz, womit die Metaphysik ihre Arbeit beginnt, konnte dagegen warnen.

Oder sprachen wir von einem Grunde der Existenz, welcher voll Sehnsucht, sich selbst hervorzubringen, der Realität vorausgehend schon real sey und doch noch nicht sey? Sprachen wir von einer Identität, welche bekennt, aus entgegengesetzten Gliedern durch ein willkührliches Zudrücken der Augen herausgekünstelt zu seyn? Von einem Unendlichen, welches, damit doch Etwas aus ihm werde, das Nichts zu Hülfe ruft, um sich dagegen zu stemmen, wie wenn in der That das Nichts Etwas wäre? — Alles dies verbietet sich selbst. Und die Metaphysik verhütet durch ihre Behandlung des zweyten Problems, nämlich der Veränderung, daß uns

*) Psychologie II. §. 152.

so Etwas nicht einfallen könne, wenn es sich nicht als ein historisch Gegebenes uns in den Weg stellt.

Oder plagte uns etwa die Substanz, welche vorgiebt, Einheit des Ausgedehnten und Denkenden zu seyn; nach der Manier der Anthropologen, die nicht Leben und Seele unterscheiden können? — Die Synechologie hat uns über das Ausgedehnte, die Eidolologie über das Denkende unterrichtet; beide Theile der Metaphysik setzen uns über jene spinozistische Substanz völlig hinweg.

Die ganze Metaphysik, von Anfang bis zu Ende, wirkt also dahin zusammen, daß es uns nicht begegnen möge, die Religion in jenen Behausungen alter und neuer Scholastik zu suchen. Gerade das wollte Kant. Wenn man die Fehler im Einzelnen, welche ein minder geübtes Zeitalter verrathen, hinwegdenkt, so ist seine Kritik der reinen Vernunft eine Warnung vor aller speculativen Theologie; und seine Kritik der praktischen Vernunft ein richtiges Festhalten am sittlich-religiösen Glauben. Auch Jakobi, Bouterweck, Friedrich Schlegel, und wie viele Andre, deren religiöses Streben man vergebens würde bezweifeln wollen, haben, jeder auf seine Weise, die deutlichsten Zeugnisse des Widerwillens gegen jene Scholastik abgelegt. Hätte Kant nur im geringsten vorausgesehn, daß sein halber Idealismus, durch welchen er den alten Verkehrtheiten zu steuern gedachte, dieselben wieder herbeyführen würde: so darf man wohl annehmen, dies würde ihm, als seiner Absicht gerade zuwider, für die stärkste Widerlegung, für eine wahre deductio ad absurdum gegolten haben. Der idealistische Zug in seiner Lehre aber ist allein Schuld an seiner schädlichen Geringschätzung der Teleologie; und diese Geringschätzung muß ohne Weiteres von selbst aufhören, sobald jener falsche Zug verschwindet. Andererseits kann man, ohne Prophet zu seyn, mit der größten Bestimmtheit weissagen, daß, so lange jenes Brüten über Religion, welches vom metaphysischen Scharfsinn das gerade Gegentheil ist, sein unheilvolles Treiben nicht lassen will, die Spaltungen in Hinsicht kirchlicher Meinungen nicht besänftigt

werden können, sondern noch immer gefährlicher anwachsen werden.*)

199. Es war uns auch nicht in den Sinn gekommen, die fünf praktischen Ideen, deren vollständige Reihe vor uns liegt (153.), in der Metaphysik zu suchen. Wie hätte sie dorthin kommen sollen? Sie müßte sich erst in die Mitte der Erfahrungsbegriffe, durch welche allein etwas zu erkennen gegeben wird, verirrt haben. Etwa durch Beyspiele von Tugenden, durch Erinnerung an sündliche Handlungen, durch Aussichten auf Genuß oder Gefahren ihn zu verlieren? Es ist aber eine längst bekannte Sache, daß man auf solchem Wege stets nur Halbheiten im moralischen Gebiete zu Gesichte bekommt; auch war die Erfahrung nicht nöthig, um uns den Weg zu weisen, auf welchem eine Idee nach der andern gefunden wird. Konnte aber die Erfahrung bey diesem Geschäffte nichts helfen, so war an Metaphysik vollends nicht zu denken; denn diese sorgt nur, daß aus Erfahrungen Erkenntnisse werden. Auf Hirngespinnste, und wenn es die schönsten Dichtungen wären, läßt sie sich nicht ein. Sie thut ihre Schuldigkeit da, wo sie von der Erfahrung, deren Begriffe einer Berichtigung bedürfen, herbeygerufen wird.

Warum aber hier der praktischen Ideen Erwähnung geschehe, das wird hoffentlich Niemand fragen. Die Rede war und ist von Religion. Und diese Rede kann ohne Hülfe der praktischen Ideen gar nicht angefangen werden. Man redet Worte ohne allen Sinn, wenn man von Gott spricht, ohne ihn sogleich in demselben Augenblicke zu denken als den Heiligen, dessen Wille zur Einsicht stimmt; als den Erhabenen, dessen Macht sich am Sternenhimmel und in dem Wurm offen-

*) Warum ist Christus nicht schon vor hunderttausend Jahren geboren worden? Ein Knabe würde meinen, sehr klug zu antworten: weil es damals keine Menschen gab. Aber warum gab es keine Menschen? Der Mann soll wissen, daß die zweyte Frage in der ersten liegt; und daß die erste Frage Unsinn ist, wie alle Fragen, deren Unbeantwortlichkeit man voraussehen muß.

bart; als den Gütigen, welchen das Christenthum schildert; als den Gerechten, der schon in den mosaischen Geboten erkannt wird; als den Vergelter, vor welchem der Sünder sich fürchtet, so lange ihm nicht Gnade verkündigt wird. Hier, und sonst nirgends, ist der Sitz der Religion. Wäre in jenen Reden vom allerrealsten Wesen, vom Absoluten, von der Einheit des Ausgedehnten und Denkenden, ein religiöser Sinn, so müßte er in der versteckten Voraussetzung der praktischen Ideen liegen, die allerdings oft genug vorausgesetzt werden, wenn sie auch nicht bestimmt unterschieden, vielweniger als eine ganze Reihe, wie sich's gebührt, construirt sind.

Wie aber wird aus den Ideen Eins, da sie doch keineswegs Eins, auch eben so wenig aus Einem Puncte hervorgegangen, sondern gerade Fünf, und jedes von den Fünfen durchaus keinem Andern unterthänig sind, sondern selbst die Quelle der moralischen Auctorität ausmachen?

Zuerst betrachte man hier den Begriff der Tugend; oder, was dasselbe sagt, den Begriff vom Werthe einer Person. Persönlichkeit hat ohne Zweifel das Merkmal der Einheit. Wenn nun der Werth der Person von fünf verschiedenen, unter einander schlechthin unabhängigen Ideen muß bestimmt werden; (und das ist unvermeidlich, denn jede derselben ist für sich eine Urquelle des Lobes und Tadels, die Niemand verstopfen kann;) so leuchtet ein, daß keine einzelne Idee den Werth der Person für sich allein entscheiden kann. Das Lob der Stärke kann sich verbinden mit dem Tadel der Ungerechtigkeit; das Lob des charaktervollen, von der Einsicht streng geleiteten Lebens stößt oft genug mit dem Tadel eines lieblosen, kalten Herzens zusammen. Die Person kann keinen solchen Tadel ablehnen; er ist ein Flecken, der an ihr haftet. Aber nicht bloß fleckenlos, sondern löblich soll sie seyn. Und wie die Fleckenlosigkeit, die Reinheit, die Unschuld, als Eins gedacht wird, so auch das Lob, an dem nichts vermißt werden darf, weil schon der Mangel ein Flecken seyn würde. So entsteht der Begriff der Tugend; und nichts Anderes, als gerade nur dies, bestimmt seinen wesentlichen Inhalt. Die

mittelbaren Tugenden, der Keuschheit, Sparsamkeit, und dergleichen, sind zwar für den Menschen wichtige Zusätze, aber ihre Wichtigkeit ist die des Mittels zum Zwecke. Dagegen darf von den praktischen Ideen nicht eine einzige, ja selbst keine von ihren Anwendungen auf die Gesellschaft fehlen, wenn nicht der Begriff der Tugend soll falsch gebildet werden. Und dieses Bilden aus dem schon Vorgefundenen, das Zusammenfassen der mehrern praktischen Ideen, in die Einheit des Tugendbegriffs, kann man mit Recht der praktischen Vernunft als ihr Werk beylegen. Das ist wenigstens dem Sprachgebrauche gemäß.

200. Jetzt erinnere man sich, daß, laut Zeugniß der Geschichte, die religiösen Begriffe der Menschen niemals höher stehn, als ihre moralischen. Vielmehr, sie bleiben gar leicht um ein merkliches hinter denselben zurück; wovon die homerischen Götter zur Probe dienen können, die sichtbar schlechter sind als die Menschen.

Es ist also keine Frage, daß die Tugend als Ideal vorangeht, nämlich in der Zeit, vor der klaren und vollständigen Idee von Gott. Wiederum diese Idee muß vorangehn, bevor man de natura Deorum schreibt, zweifelt, und Beweise versucht.

Von hier an aber zeigt sich auch beständig das Schauspiel, daß die Beweise zwar gesucht, aber stets zugleich als überflüssig betrachtet werden. Das Bewiesene stand immer schon vest vor dem Beweise: ungefähr wie bey den Mathematikern die Theorie der Parallellinien, oder das Parallelogramm der Kräfte. Niemand zweifelt daran; wohl aber zweifelt man wegen der Schärfe der Beweise; zum Zeichen, daß man bloß darum verlegen ist, den Grund des Glaubens deutlich auszusprechen.

Was nun ein solcher Glaube eigentlich braucht, das liegt am Tage. Beweise braucht er nicht; diese würden ihn nicht schaffen, wenn sie auch gefunden würden. Beweise für die Theorie der Parallelen sind der offenbarste Luxus der in der Mathematik nur kann gedacht werden. Aber das rechte Wort

ist hier nicht Beweis, sondern Bestätigung. Diese muß von Proben im Einzelnen, oder in Anwendungen ausgehn.

Daher ist für die Religion die Physikotheologie von unendlicher Wichtigkeit, weil sie unzählige Proben darbietet, an denen eine, wohl oder übel angebrachte, Dialektik bloß das tadeln kann, daß man nicht den Zuschnitt eines abgeschlossenen Systems durch jene zu gewinnen vermag. Es wäre ein Unglück, wenn der Mensch dahin gelangte. Aus tiefer Noth ruft er gen Himmel; wie nun, wenn er sich vermäße, die Zweckmäßigkeit der Hülfe, die er begehrt, zu bestimmen? Entweder würde er sie fordern, als eine Schuldigkeit, oder sie voraussetzen, als einen unfehlbaren Naturerfolg, oder sich den Gedanken daran als etwas Unmögliches aus dem Sinne schlagen. Wo bliebe da die religiöse Gesinnung? Wo bliebe die demüthige Bitte, welche auf Versagung gefaßt ist?

Die Anwendungen aber, wodurch die Religion bestätigt wird, liegen im Handeln der Menschen, und in der Ausbildung der Charaktere. Bey der Religion gedeiht die moralische Gesundheit; durch sie erhöhet sich die moralische Würde. Ohne sie ist der Mensch schwach, und muthlos zum Guten.

Will man noch eine Bestätigung? Priesterherrschaft ist das größte aller Uebel. Denn gerade das Edelste, die Religion, wenn es verzerrt wird, verwandelt sich ins Abscheulichste und Verderblichste.

Am Ende dieses Capitels sollte noch von dem Verhältniß der Metaphysik zur praktischen Philosophie die Rede seyn; allein dazu wird sich späterhin eine bequemere Gelegenheit finden.

Siebentes Capitel.

Von der Psychologie.

201. So unnütz es wäre, gegen unbeugsame Vorurtheile, die sich den nothwendigsten Verbesserungen der Psychologie blind entgegenstellen, in Dispüt einzutreten: so können dieselben doch hier nicht ganz unberührt bleiben. Schon deswegen nicht, weil es nicht scheinen darf, als ob ihnen irgend etwas eingeräumt würde.*) Aber auch an sich selbst hat die Psychologie eine besondere Wichtigkeit für die encyklopädische Uebersicht der Philosophie, weil sie mit allen Theilen der philosophischen Forschung in der unmittelbarsten Wechselwirkung steht. Jeder will seine irrigen Voraussetzungen durch Etwas belegen, das irgendwie im Bewußtseyn sich ankündigen soll; und die einfache Widerlegung, daß Andre in ihrem Bewußtseyn dergleichen nicht gefunden, oder es sogleich anders ausgelegt haben, wird mit der Anmaaßung zurückgewiesen, man habe schärfer beobachtet als die Andern, und stehe auf einem höhern Standpuncte. Umgekehrt: wenn das, was Jedermann in sich unzweydeutig findet, einer gehörigen wissenschaftlichen Bearbeitung unterworfen wird — dazu aber ist Rechnung, und der Fleiß der Rechnung, unentbehrlich, — alsdann ergeben sich Resultate, wo-

*) Als der Verfasser seine Untersuchungen bekannt machte, fanden sich vorlaute Redner, die nicht einmal warten konnten, bis über Rechnungen ein Mathematiker gesprochen hatte. Die Plätze in den kritischen Zeitschriften wurden dergestalt besetzt von solchen Rednern, daß es Jahrelang schien, als sollte für gründliche Prüfung gar kein Raum offen bleiben.

durch die gesammte Philosophie in ein andres Licht gestellt wird. So ist die Psychologie passiv und activ; wie man in diesem Buche schon in vielen einzelnen Puncten bemerken konnte.

In ältern Zeiten, welche an der Logik das einzige Organ der Untersuchung zu besitzen glaubten, war es natürlich, daß man die Bewegung der Vorstellungsmassen, die bald zusammenwirken, bald einander mit allem in ihnen liegenden Denken, Fühlen und Begehren aus dem Bewußtseyn verdrängen, keiner bestimmten Untersuchung zugänglich achtete. Man hielt sich an den Inhalt der Vorstellungsmassen; diesen konnte man einer, freylich sehr rohen, Classification unterwerfen; und die Täuschungen, welche von da ausgingen, waren um desto mächtiger, da man nicht ahndete, daß die Bewegung den Inhalt erzeugt, und daß durch gesellige Ueberlieferung solcher Erzeugnisse im Laufe der Jahrtausende sich endlich Producte bilden, deren Geschichte sich in keinem einzelnen menschlichen Kopfe nachweisen läßt, und die schon deshalb als ein ursprünglich Gegebenes erscheinen. So erzählt Kant, (um nur eins der auffallendsten und bekanntesten Beyspiele anzuführen,) der Raum werde als eine unendliche gegebene Größe vorgestellt; er sey wesentlich einig; das Mannigfaltige in ihm, mithin auch der allgemeine Begriff von Räumen überhaupt, beruhe lediglich auf Einschränkungen.*) Damit war alle psychologische Untersuchung**) im Voraus unmöglich gemacht. Vorstellungen des Räumlichen erzeugen sich aus abgestufter Verschmelzung; hingegen die Vorstellung des unendlichen Raums existirt factisch nur in Menschen von höherer Bildung. Der letztere Umstand wenigstens hätte nicht verkannt werden sollen; aber der Fehlschluß vom Raume als einer nothwendigen Vorstellung, welcher gegen die erste aller syllogistischen Regeln zwey Mittelbegriffe hat***), bevestigte die Täuschung.

*) Kants Kritik d. r. Vernunft, §. 2.

**) Psychologie II. §. 109 u. s. f.

***) Ebendas. §. 144.

Unterwirft man die Bewegung der Vorstellungen auch nur hypothetisch, unter den einfachsten denkbaren Voraussetzungen, der mathematischen Betrachtung: so gewinnt man sogleich positive Resultate, die, wie es nunmehr öffentlich genug bekannt ist, von Mathematikern ohne Metaphysik (wiewohl nicht ohne philosophischen Geist!) können verstanden, und mit den bekanntesten Erfahrungen so weit verglichen werden, daß die Alleinherrschaft der alten Meinung von den Seelenvermögen ein- für allemal vorbey ist.

Läßt man sich hingegen von der logischen Classification des Inhalts leiten, welchen die Vorstellungsmassen darzubieten pflegen, und zu welchem jene Seelenvermögen sind hinzu gedichtet worden: so findet sich eine Masse von negativen Resultaten, welche verrathen, daß die Logik durch ihr Coordiniren und Subordiniren das Mancherley, was sich der innern Wahrnehmung darbot, aus seinem wahren und natürlichen Zusammenhange mußte gerissen haben.*)

Man sollte nun zwar glauben, Niemand werde ohne Noth in einem Walde von Negationen umher irren wollen, die bloß zeigen, der rechte Weg sey hier nicht zu finden; wenn sich von einem andern Puncte aus die gerade und breite Straße sogleich erkennen und betreten läßt. Aber diese Straße erfordert den synthetischen Gang; jene Negationen hingegen entstehen aus Analysen, die, wenn der gute Wille fehlt, noch durch allerley Vorwände können hintertrieben werden, wie die Erfahrung zeigt, denn sonst hätte ein gebildetes Zeitalter schon längst den alten Fabeln den Abschied gegeben.

202. Daß die Psychologie in zwey verschiedenen Formen erscheinen könne, wußte man; sie waren mit den Namen em-

*) Lehrbuch zur Psychologie, im ersten Theile an vielen Stellen. Dieses, von der Analysis anhebende Lehrbuch genau zu vergleichen, war das Mindeste, was diejenigen Beurtheiler hätten leisten sollen, die sich in den synthetischen Gang des Hauptwerks nicht finden konnten.

pirische und rationale Psychologie unterschieden worden. Aber nicht so deutlich war, daß jene analytisch, diese synthetisch seyn müsse. Die empirische Psychologie meinte fertig zu seyn, wenn sie den Vorrath der Wahrnehmungen sammelte, welche der Mensch darbietet, sofern er mehr ist als ein bloßer Leib; daß sie suchen müsse, durch die Oberfläche dieser Wahrnehmungen hindurch, das Gewebe derselben bis in seine kleinsten Theile auflösend, in die verborgene Tiefe zu dringen, das wußten Leibnitz und Locke besser als Wolf und Kant.*) So ging durch die beiden letztern der analytische Charakter, welchen die empirische Psychologie besitzen soll, verloren. Die rationale Psychologie, hinwegkritisirt von Kant, hätte zwar wieder zum Vorschein kommen sollen, als der Fortgang zeigte, die todtgeglaubte Metaphysik sey noch nicht todt. Aber da sie bey Wolf aus bloßer, noch obendrein sehr fehlerhafter Metaphysik stammte, war ihr synthetischer Stempel nicht deutlich; und alle neuen Benennungen, die man ohne Noth der Metaphysik gab, um nur nicht sagen zu müssen, man stelle das Alte wieder her, konnten der Psychologie nichts helfen. Die Synthesis erfordert hier mehr als bloß Metaphysik; sie erfordert Mathematik, und gelenkige Köpfe, die Mathematik nicht bloß gelernt haben, sondern zu brauchen wissen; auch dann, wann ihnen die Größenbegriffe, welche den Gegenstand der Rechnung ausmachen, nicht unmittelbar in die Sinne fallen.

Also keinesweges eine vorgebliche Beobachtungsgabe, die ohne künstliche Werkzeuge dennoch feiner seyn müßte, als sie je ein Mensch besessen hat und besitzen kann; eben so wenig eine vorgeblich geniale Schöpfung neuer Ideen, die bey Lichte besehen, nichts als alte, rohe Vorurtheile sind: — wohl aber ein Fortschritt im Gebiete des mathematischen Denkens, welches Gebiet seiner Natur nach unbegränzt ist, dieser Fortschritt fördert die Psychologie, indem er das Geheimniß, das

---

*) Psychologie I. §. 17—20.

bisher über dem Zusammenhange der geistigen Ereignisse schwebte, allmählig aufdeckt.

Allmählig! nicht aber nach Belieben des praktischen Interesse! Wenn die Wissenschaften Aufschlüsse geben, so fangen sie nicht gerade damit an, uns diejenigen Fragen, die uns am meisten am Herzen liegen, zu beantworten. Schon Mancher hat die Geometrie sehr trocken gefunden, weil sie ihn zwang, früher den Pythagoräischen Lehrsatz zu lernen, ehe vom Feldmessen und von andern praktischen Dingen die Rede war. Die Schwellen des Bewußtseyns, die Verschmelzungen vor und nach der Hemmung, sind eben so trocken; und wir dürfen den Leser dieses Buchs nicht damit plagen.

203. Der Name: psychische Anthropologie, ist neuerlich in solchem Grade üblich geworden, daß die Erwähnung desselben hier nicht fehlen darf; und zwar um desto weniger, weil dadurch eine Begränzung ausgedrückt wird, die zwar für manche Vorträge bequem seyn kann*), die aber zu den wissenschaftlichen Formen zu rechnen eben so verkehrt seyn würde, als wenn wir etwa die Form der gegenwärtigen Encyklopädie uns einfallen ließen der Philosophie selbst anbieten zu wollen. **)

Anthropologie ist der rechte Name für populäre Vorträge, worin man die Frage: wie Leib und Seele ein Ganzes bilden können, nicht ernstlich untersuchen will. Der Leib, als materiale Masse, liegt zu platt auf der Oberfläche der Sinnen-

*) Daß in jeder Form viel Treffliches kann gesagt werden, ist bekannt. Wenn ein aufmerksamer, ruhiger Beobachter sowohl der Natur als der wechselnden Systeme, der aber zu scharfsinnig ist, um sich von falschen Systemen fangen zu lassen, seine Resultate unter dem Titel: psychische Anthropologie, mittheilt, so versteht sich von selbst, daß man über das Wort nicht mit ihm streitet.

**) Es ist vielleicht nicht überflüssig daran zu erinnern, daß in diesem Buche die systematische Form gerade so sorgfältig vermieden werden mußte, als in guter Prosa der Vers vermieden wird. Man suche das System in den systematischen Schriften.

welt, — die Seele, als Substanz, welcher die geistige Regsamkeit inwohnt, liegt zu tief in dunkler Metaphysik, als daß man nicht zwischen beidem eine Mitte für gemüthliche und gemächliche Leute suchen sollte, denen schon solche geringe Anstrengung, wie wir oben unsern Lesern zumutheten (115—146.), zu beschwerlich fällt. Man verspricht also sich selbst und Andern, den ganzen Menschen, und nur den Menschen, erfahrungsgemäß von seinem Mittelpuncte aus zu beschreiben; und dieser Mittelpunct ist natürlich das Leben, in seiner Doppelgestalt, dem innern und dem äußern Leben. Eine richtige Ahnung des Satzes: daß innere und äußere Zustände einander gegenseitig bestimmen (128.), schimmert durch; aber die natürliche Frage: Zustände Wessen? bleibt unbeantwortet. Denn der Eine und ganze Mensch, welchen man voraussetzte, ist ein Ideal, von dem sich viel Schönes sagen, aber wenig Wahres lehren läßt; und die vielen wirklichen Menschen, von denen Erfahrung und Geschichte reden, haben an leiblicher und geistiger Nahrung so viel Fremdes genossen, daß man, um sie zu beschreiben wie sie nun eben sind, ins Unendliche hinausgetrieben wird. Kein Wunder, daß die Naturphilosophen, wenn sie den Menschen beschreiben wollen, gern vom Unendlichen beginnen. Man hat die Wahl, entweder den leeren, abstracten Begriff des Unendlichen zum Grunde zu legen, — alsdann muß ihn die Phantasie wieder ausfüllen; oder beym Ausfluge ins Unendliche Alles, was man von soliden Naturkenntnissen besitzt, mitzunehmen, um nicht ins Leere zu gerathen; alsdann aber ist die Fülle zu groß; man muß das Einzelne Stück für Stück besehen, ja kritisch untersuchen; und hiemit befindet man sich wieder zu Hause; der Ausflug war eine Reise im Traume.

Zwischen beiden Untersuchungen, der einen über die geistige Regsamkeit, der andern über die Materie (115—120 und 135—137.), giebt es allerdings eine Mitte, und dort befindet sich in der That der Begriff des Lebens, (123—133.); aber diese Mitte ist für die Untersuchung kein Princip, sondern ein Resultat. Sie ist der Sammlungspunct, worin zwey

Untersuchungen zusammenstoßen, die unter einander gerade so disparat sind, wie Leib und Seele nur immer mögen gedacht werden. Sie lassen sich auch nicht errathen, nicht aus der Ferne sehen, sondern man muß sie anstellen, um sie zu kennen und alsdann zu verbinden.

So lange nun an mathematische Psychologie und an Synechologie nicht gedacht wurde, war es leicht, sich zu überreden, Leib und Geist seyen nur zwey Seiten, von welchen eine unbekannte Einheit — der wahre Mensch selbst — sich zeige. Man wollte jedoch von dem Unbekannten etwas lehren; und das Lehren trieb in bekannte Gegenden zurück. Man hob demnach aus Einer, untheilbaren, aber leider unbekannten (und irrig vorausgesetzten) Anthropologie hier und dort einen bekannten Theil heraus. So kamen Psychologie und Physiologie stets wieder als zwey völlig verschiedene Wissenschaften zum Vorschein; nur mußte sich die erstere den neuen Namen: psychische Anthropologie, gefallen lassen.

Was hatte man nun gewonnen? Durch den Namen gar nichts. Aber verloren gab man die Substanz der Seele, die man nicht metaphysisch zu rechtfertigen wußte; und aus den Augen verlor man durch Schuld der falschen Form die Thiere, welche für wahre Psychologie noch merkwürdiger sind, als die Geistes-Zerrüttungen des Menschen; wäre es auch nur deshalb, weil der Traum und die Wuth eben sowohl beym Hunde und beym Rinde zu Tage kommen, als beym Menschen; so daß man hier wenigstens lernen kann, sich der Einbildung von einer zerrütteten Vernunft zu erwehren, indem das Rind keine Vernunft zu verlieren hatte. Wer aber den psychologischen Mechanismus nicht von unten auf, so wie er Thieren und Menschen erfahrungsmäßig gemein ist, studiren will, der wird ihn niemals kennen lernen.

Jene psychischen Anthropologen nun, denen die Thiere zu gering waren, um auf sie Rücksicht zu nehmen, hätten wohl näher überlegen mögen, was man zu leisten habe, um für einen guten Empiriker zu gelten. Dieser Ruhm pflegt nicht dadurch zu wachsen, daß man geflissentlich die Sphäre

seiner Beobachtung ins Enge zieht. Aber unläugbar liegt der Contrast vor Augen, daß in dem nämlichen Zeitalter, worin die vergleichende Anatomie sich ausdehnte, so weit sie konnte, (wie es guten Beobachtern geziemt,) die Psychologie nur noch vom Menschen hören wollte!

204. Ihrer wahren Natur nach ist Psychologie die Lehre von den innern Zuständen einfacher Wesen. Bey diesen Zuständen giebt es Verschiedenheiten der Stärke, des Hemmungsgrades, und der Verbindung. Daraus entstehen mancherley Producte, deren Ursprung die mathematische Untersuchung deutlich macht, nachdem das einfache Wesen, die Seele, durch Metaphysik gerechtfertigt ist. In der innern Erfahrung läßt sich die Seele nicht beobachten, wohl aber treten abwechselnd jene Producte im Bewußtseyn mehr oder minder deutlich hervor*), und sind alsdann Gegenstände einer flüchtigen, sehr unvollkommenen, der Misdeutung im hohen Grade unterworfenen, jedoch für den gemeinen Gebrauch des täglichen Lebens hinreichenden Beobachtung, worauf die gesammte sogenannte Menschenkenntniß beruht. Diese Menschenkenntniß vervollständigt sich im Umgange und durch die Geschichte; ihre Mängel aber verrathen sich, sobald ungewöhnliche Umstände eintreten, seyen dieselben nun historischer oder physiologischer Art; daher bald die Höhe, bald die Niedrigkeit des Menschen Erstaunen erregt.

Wie nun die Mängel unserer Selbstbeobachtung uns nicht hindern, uns in andere Menschen hineinzudenken, und wie uns die Gedanken und Gesinnungen derselben hiedurch wenigstens theilweise deutlich werden: eben so überträgt die Wissenschaft das, was sie von den innern Zuständen der Seele weiß, auf Veranlassung der Erfahrung auch versuchsweise auf

---

*) Was aber (wird man fragen) ist das Bewußtseyn selbst, und Wer ist der Beobachter? Diese Frage ist eben (146.) schon beantwortet.

andre einfache Wesen, und gewinnt hiemit, wie der Erfolg zeigt, Licht über die sonst im hohen Grade räthselhaften Erscheinungen des eigentlichen Lebens (128. 131.).

Um aber für das Innere der Psychologie selbst Licht zu gewinnen, stelle man drey Puncte zusammen, welche in diesem Buche an verschiedenen Orten vorgekommen sind. Ob man alsdann die Hauptschlüssel der wahren Psychologie bey einander habe, das kann man nur durch längern Gebrauch und gehörige Uebung lernen.

Erstlich muß man sich völlig vertraut machen mit dem schon oben (117—120.) so populär als möglich dargestellten Reproductionsgesetze, aus welchem die Reizbarkeit und Wirksamkeit der Vorstellungsreihen erkannt wird.

Zweytens muß man die Erzeugung des Begriffs der Substanz kennen (159 u. f.), wodurch das Gebiet des Sinnlichen überschritten wird. Hierauf werden wir noch zurückkommen.

Drittens erinnere man sich an die verschiedenen Vorstellungs-Massen, deren Wechsel oftmals ganz, öfter theilweise, das Gesichtsfeld des Bewußtseyns verrückt; deren Zusammenwirken schwierig, aber nothwendig ist für jede höhere Bildung des Geistes und der Gesinnung (41. 55. 58. 65. 69. 70. 75. 84. 105. 107.).

205. Dieser Zusammenstellung soll eine andre der Hauptschwierigkeiten folgen, woran jeder Bearbeiter der Psychologie stoßen wird.

Erstlich: die Logik veranlaßt, daß allgemeine Begriffe als eine ganz eigne Art von Vorstellungen vorausgesetzt werden. Aber die Ablösung der specifischen Differenzen untergeordneter Arten von den Gattungen ist vielmehr eine Vorschrift dessen was geschehn soll, als dessen was geschicht. Man befolgt die Forderung, indem man die Differenzen verneint, aber das Verneinen ist noch immer nicht ein Aufhören des Setzens; gerade so wenig, als der Vorsatz, eine Linie ohne Breite und Dicke, oder den Raum unendlich zu ken, je-

mals rein ausgeführt wird. Allgemeine Begriffe sind Ideale; sie kommen nie factisch zu Stande.

Zweytens: Metaphysik, oder wenn man will, transscendentale Logik, setzt Kategorien, übersinnliche Erkenntnißbegriffe im menschlichen Geiste voraus. Hier fehlt die Kenntniß von der Erzeugung des Begriffs der Substanz (159.).

Drittens: die Moral setzt Freyheit des Willens voraus. Sie sucht die Autonomie am unrechten Orte (29.), und macht den Willen wider ihre eigne Absicht zum Herrn, statt ihn zu unterwerfen.

Viertens: die Physiologie betrachtet den Menschen wie ein Naturproduct, welches lebt und stirbt gleich andern. Sie verkennt die Seele, so lange sie die Materie nicht kennt.

Fünftens: das Ich erscheint als beharrlicher Gegenstand innerer Anschauung.*) Dieses Ich ist, je nachdem man es behandelt, entweder das fruchtbarste Princip, oder aber der gefährlichste Feind der Psychologie. Das verlorne oder zersplitterte Ich der Wahnsinnigen giebt eine nützliche Warnung (140 u. f.).

Sechstens: Staatsmänner schaffen sich aus der Geschichte eine Psychologie wie sie können. Aber praktische Interessen sind keine Erkenntnißgründe, und schützen nicht gegen Vorurtheile.

206. Da die Psychologie vom Verfasser in zwey verschiedenen Formen ist dargestellt worden: so müssen hier darüber noch wenige Worte gesagt werden.

Dem praktischen Interesse wird diejenige Form am meisten entsprechen, welche im Lehrbuche zur Psychologie ist befolgt worden. Die Erfahrung, welche der praktische Mensch nie aus den Augen lassen darf, bildet darin eine breite, kritisch beleuchtete Grundlage; die Metaphysik tritt nur durch Lehn-

---

*) Dahin gehört der, in der vorigen Note erwähnte, beständige, aber als beständig und stets sich gleich, nur eingebildete Beobachter! sammt seinem vermeinten Bewußtseyn.

sätze, die mathematische Bearbeitung nur durch ihre Resultate hinzu. Die Analyse geht der Synthesis voran; und die Wissenschaft erscheint genauer als im Hauptwerke zerlegt in ihre kleinern Theile, dergestalt, daß eine bequeme Uebersicht derselben hervorgeht, die man nicht hätte vermissen sollen, denn sie war längst gegeben!

Das Hauptwerk hingegen dient dem theoretischen Interesse; die großen Hauptzüge dessen, was in der gesammten Philosophie abhängt von der Psychologie, mußten darin verfolgt werden, mit Beyseitsetzung vieler praktisch wichtigen Einzelnheiten. Es ging der Metaphysik voran, in einem Zeitalter, welches einmal gewohnt war und größtentheils noch gewohnt ist, Vernunftkritik als Vorarbeit zur Metaphysik zu betrachten. Es wird von denen, die den mathematischen Untersuchungen nicht folgen können, am leichtesten und richtigsten aufgefaßt werden, wenn sie mit Hülfe des bekannten Fadens der Vernunftkritik sich darin orientiren. Aber diesem Verfahren wird eine scheinbare Schwierigkeit entgegentreten, gegen welche zu warnen leicht ist, wenn man der Warnung Gehör geben will, und das schon Vorgetragene (163.) dabey vesthält.

An zwey ziemlich weit getrennten Orten wird erstlich vom Begriffe des Dinges, als einer Kategorie, nämlich von der *οὐσία* des Aristoteles, geredet; späterhin vom Begriffe der Substanz, mit Locke.*) Dies kann als Unordnung oder Weitläuftigkeit erscheinen; weil man gewöhnt ist an Kants Kategorie der Substanz. Aber das Ding ist keine Substanz, und die Substanz ist kein Ding. Im Begriffe des Dinges sind die Merkmale, welche dasselbe als ein solches oder andres bestimmen, noch zusammengefaßt; erst durch deren Trennung, und Entgegensetzung gegen die Einheit, entsteht der Begriff der Substanz (159.). Bey Kant ist hier eine Anhäufung von Fehlern. Erstlich kennt er den psychologischen Mechanismus der Complicationen nicht, welche ohne

*) Psychologie II. §. 124, zu vergleichen mit §. 141.

alle Handlung der Synthesis das Viele der Merkmale als Eins vorstellen. Dieses Viele als Eins vorgestellt, macht aber gerade den Widerspruch; und hier ist der Punct seines Entstehens, hier ist seine Quelle. Zweytens bringt Kant den Begriff der Substanz, welcher in gemeiner Erfahrung nicht vorkommt, in die Reihe der Kategorien, oder Erfahrungsbegriffe, wohin er nicht paßt. Drittens weiß Kant nichts vom Widerspruch im Begriffe der Substanz; wie natürlich, da er die höhere Stufe des Denkens, worauf allein vom letztern Begriffe Gebrauch gemacht wird, von der niedern der gemeinen Erfahrungsbegriffe nicht unterscheidet. Durch diesen Fehler wird die Entdeckung des Widerspruchs verhindert; denn die Frage nach der Möglichkeit der Inhärenz wird gar nicht erhoben; und hiemit verliert viertens die Kantische Darstellung das Nöthigste der Vernunftkritik, nämlich Bedeutung für die Metaphysik, in welcher auf den Begriff der Substanz Alles ankommt. Solche Fehler mußten durch die angegebene Trennung des Dinges von der Substanz verbessert werden, dergestalt, daß die scheinbare Unordnung das wahre Princip der Ordnung wird, wodurch vorzugsweise jenem Werke, da es der Metaphysik vorarbeiten sollte, seine Gestalt ist bestimmt worden.

Anmerkung.

Vom Uebergange aus der Metaphysik in die Psychologie.

Denjenigen, welche des Verfassers Metaphysik und Psychologie vor Augen haben, wird folgende kurze Erläuterung dargeboten, damit sie den Zusammenhang zwischen den Paragraphen 232 bis 238. der Metaphysik, und dem §. 41. der Psychologie, leichter finden mögen.

1) Zuerst vom Begriffe der Selbsterhaltung, der auf jedes einfache Wesen, mithin auch auf die Seele, paßt.

Jeder kennt den Satz A = A. Jeder weiß auch, daß zwey gleichartige Negationen einander aufheben. Daher läßt sich statt A setzen: non nonA; mithin A = non nonA.

2) Ferner weiß man, daß jeder conträre Gegensatz einen contradictorischen in sich schließt. Und überdies: daß die conträren Gegensätze unbestimmt mannigfaltig, ja unendlich mannigfaltig seyn können.

3) Man denke sich nun statt des, dem A contradictorisch entgegengesetzten non A ein conträr entgegenstehendes B. So muß die Verneinung dieses B sich nach B richten. Die Bedeutung des leeren allgemeinen Satzes A = non nonA wird nun jedesmal eine andre und wieder andre, so oft statt nonA ein andres und wieder andres B gesetzt wird.

Nun bedeute A die Seele. Ihre ursprüngliche Qualität ist uns zwar schlechthin unbekannt; allein soviel ist klar, daß, wenn sie sich im Verhältniß zu einem conträr entgegengesetzten B wirklich befindet, sie alsdann auch, um zu bleiben was sie ist, einen innern Zustand annehmen muß, welcher diejenige Verneinung, die B in ihr setzen würde, gerade aufhebt. Dieser, durch B bestimmte Zustand ist ihre Selbsterhaltung. Setzt man ferner C, D, E u. s. w. statt B: so kommen andre und andre Selbsterhaltungen.

4) Jetzt versetzen wir uns in die Mitte unsrer Erfahrung. Wir brauchen das Wort Empfindung für innere Zustände, die wir in uns finden; nämlich dann, wann dergleichen eben jetzt eintreten; und wenn sie frey sind von Lust und Unlust; denn im letztern Falle heißen sie Gefühle, wovon hier nicht die Rede ist.

Das Eintreten der Empfindung ist aber allemal mit einer Veränderung in unserm gerade gegenwärtigen Vorstellen verbunden. Daher nennen wir die Empfindung ein Leiden, und denken uns äußere Gegenstände als die thätigen, welche dies Leiden verursachten, nach dem Begriffe der causa transiens.

Hier ist Irrthum und Verwechselung. Gesetzt, wir hätten im Augenblicke des Empfindens gar keinen Kreis von Vor-

stellungen gegenwärtig gehabt, so wäre diejenige psychologische Causalität, welche mit dem Eintreten der Empfindung deshalb verbunden ist, weil unsre eben gegenwärtigen Vorstellungen von ihr leiden, völlig weggefallen. In der Empfindung selbst liegt kein Leiden, sondern sie ist die reine Selbsterhaltung der Seele. Und an eine causa transiens, die hier den Namen des influxus physicus bekommen würde, ist nicht zu denken. Denn die empfindende Seele nimmt nichts von außen her auf, sondern sie besteht gegen dasselbe. Eben so wenig aber gehört zum Empfinden eine besondre causa immanens, welche den Namen des Empfindungs-Vermögens bekommen würde; denn das Empfinden braucht kein Thun und kein Leiden, weil es ein bloßes Bestehen ist.

5) Dieser metaphysische Causalbegriff nun ist lediglich deshalb schwer zu fassen, weil unsre, im Leben und Handeln vorkommenden Causalbegriffe aus einem ganz andern Kreise hervorgehn. Der Uebersicht und Unterscheidung wegen zähle man wenigstens drey verschiedene Causalbegriffe.

a) Die Causalität nach dem metaphysischen Begriffe ist nur Selbsterhaltung. Die Seele, ein reales Wesen, erhält sich.

b) Die Causalität nach dem einfachsten psychologischen Begriffe ist Hemmung. Die Vorstellungen, welche nicht reale Wesen, sondern nur Zustände desselben sind, widerstreben einander, falls ein Gegensatz zwischen ihnen statt findet.

c) Hievon weit verschieden sind diejenigen Anstrengungen, in denen wir uns mitten im Leben thätig finden. Denn diese beruhen darauf, daß nicht bloß die Vorstellungen, einzeln und für sich, der Hemmung widerstreben, sondern daß sie auch, soweit immer sich ihre reihenförmigen Verbindungen erstrecken, sich in dieselbe Lage, sofern es möglich ist, aus jeder Veränderung zurückversetzen.

Die Verwechselung dieser drey Puncte, in Verbindung mit dem oben bemerkten Fehler in Ansehung der Substanz (206.), ist Schuld, wenn man es schwer findet, sich in der Metaphysik und in der Psychologie zu orientiren. Kants Behandlung der Begriffe von Substanz und Ursache verräth ein Zeitalter, worin man die Metaphysik kurz abzuthun gedachte. Metaphysik läßt sich jedoch ihr Recht nicht nehmen; will man mit ihr kurz verfahren, so macht sie sich desto länger.

6) Wollte Jemand die vorige Gedankenreihe fortsetzen: so müßte er sowohl rückwärts als vorwärts gehn.

Um vorwärts zu gehn, hätte er zuerst die weite Lücke auszufüllen zwischen den Begriffen der Hemmung und der Anstrengung. Die Entfernung zwischen diesen Begriffen ist nicht viel kleiner, als man sie zwischen den Paragraphen 41 und 150. der Psychologie finden wird. Denn wenn auch Einiges anders gestellt werden könnte, so würde doch schwerlich etwas dabey gewonnen seyn. Der Begriff von unserer Thatkraft, die wir uns im angestrengten Handeln beweisen, würde nur desto leerer, unbestimmter, schwankender ausfallen, je mehr von den vorangeschickten Untersuchungen man wegließe.

7) Wer aber rückwärts zu gehn versucht, dem wird sogleich einfallen, daß für die Seele, die wir vorhin mit A bezeichneten, kein einzelnes, bestimmtes, mit C und D abwechselndes B kann nachgewiesen werden, wonach ihre Selbsterhaltungen sich richten. Sondern die Seele wohnt im Leibe, und zwar nicht in den Armen und Beinen, sondern in der Gegend, wo Gehirn und Rückenmark zusammenhängen; ungeachtet des idealistischen Irrthums, der vom Sitze der Seele nichts wissen will. Dort aber, wo sie eingekörpert ist, findet sich keine rohe Materie, sondern Nervensubstanz, von welcher jedes Element selbst schon seine mannigfaltige innere Bildung hat (128.). Wollte man sich nun über den Proceß des Empfindens eine vervollständigte Rechenschaft geben: so müßten diejenigen Untersuchungen, welche in der Metaphysik die allerletzten und schwersten sind, (dort im §. 363 — 377. und §. 426

bis zu Ende,) hier vorgeschoben werden. Sie lassen sich aber nicht vorschieben, ohne völlig unverständlich zu werden.

Wohin deutet dies? Dahin, daß der Gang der Natur, die wir zu erkennen suchen, ganz ein andrer ist, als der Gang der Untersuchung, wodurch die Erkenntniß gewonnen wird.

Das ist's, was der Dogmatismus, der die Dinge und Ereignisse anschauen will, so wie sie sind und geschehen, immer von neuem vergißt. Kein Wunder, daß er am Ende gar vom Urheber unseres Daseyns beginnt, und hier ein Wissen erzwingen will, welches uns ein- für allemal versagt ist. Mit vollem Recht ergänzt der Glaube das Wissen; aber mit großem Unrecht verwandelt man die Ergänzung in ein Erkenntnißprincip.

Alles Treiben des Dogmatismus hindert dasjenige Forschen nicht, welches vom Gegebenen ausgeht. Zwar sucht er es in seinen Kreis zu ziehen; aber es paßt nicht hinein, sondern bleibt immer frey in seiner eigenen Bewegung, so lange es pünctlich denjenigen Antrieben folgt, die es im Gegebenen findet. Die Mühe, welche sich Diejenigen machen, die einmal durch das vermeinte Anschauen der Natur verwöhnt sind, ist zu bedauern. Sie müssen sich das Angewöhnte wieder abgewöhnen; das ist die Bedingung, unter welcher allein sie zur gründlichen Untersuchung gelangen können. Ihr ganzer speculativer Gedankenkreis ist verschoben; es ist ihre Sache, ihn wieder in die rechte Lage zu bringen, damit sie in ihrem Nachdenken von demjenigen ausgehn lernen, was uns Allen wirklich unbestreitbar gegeben ist. Und von den Schwierigkeiten, die sich im Gegebenen finden, dürfen sie sich nicht abschrecken lassen; sonst werden sie auf halbem Wege stehen bleiben.

Achtes Capitel.

Von der praktischen Philosophie. *)

207. Um die Methode der praktischen Philosophie zu überschauen, stelle man den Syllogismus, welcher den Ursprung der Pflicht aus ästhetischen Urtheilen nachweiset (29 und 45.), in die Einleitung; bilde alsdann aus der Lehre von den praktischen Ideen (27.) nach der gegebenen Anleitung (153.) den ersten Haupttheil der Wissenschaft; um aber den zweyten Haupttheil zu finden, muß man den Menschen und die Gesellschaft als bekannt voraussetzen. Schon die allgemeinste Kenntniß aus täglicher Erfahrung reicht hin, um zu wissen, daß der Mensch nicht von selbst den Ideen gemäß denkt und will und handelt; daß also ein persönlicher Werth und Unwerth desselben zu unterscheiden ist, und daß unzählige Abweichungen vom richtigen Handeln unaufhörlich neuen Anlaß geben, ihn auf den rechten Weg zurückzurufen. Hieraus entsteht, als Anfang des zweyten Haupttheils der Wissenschaft, einerseits die Betrachtung des moralischen Bewußtseyns gehaltener oder nicht gehaltener Vorsätze, welchem die Tugend (199.) als Ideal vorschwebt; andrerseits der Begriff der Pflicht, aber zwiefach unter den wenig passenden Namen der

*) Man würde sehr irren, wenn man in diesem Capitel einen Auszug aus einem andern Buche erwartete. Das unter dem Titel: praktische Philosophie, geschriebene Buch will selbst gelesen und studirt seyn; es kann und soll nicht durch ein andres ersetzt werden.

vollkommenen und unvollkommenen, worüber wir zuvörderst eine kurze Bemerkung einschalten.

Ursprünglich drücken die praktischen Ideen nichts andres aus, als ästhetische Urtheile über irgend einen Willen. Es ist gar nicht nöthig, daß dieser Wille gerade der eigne Wille der urtheilenden Person sey. Kinder, die nach außen schauen, beurtheilen oft mit ungemeiner Schärfe die Handlungen andrer Menschen, ohne nur daran zu denken, daß solche Forderungen, wie sie gegen Andre aufstellen, auf sie selbst zurückfallen werden. Da sieht man das nackte ästhetische Urtheil, noch ohne moralische Gesinnung. Wer aber schon von Pflicht redet, der macht aus den praktischen Ideen eine Regel; er bleibt nicht mehr beym ästhetischen Urtheile stehn, welches sich auf gegenwärtige Bilder des Willens lobend oder tadelnd richtet; sondern er läßt Gegenwart und Vergangenheit hinter sich, um die zukünftigen Gesinnungen und Handlungen an Vorschriften zu binden. Die Zukunft findet ihren Ausdruck in dem Worte Sollen. Und schon diese einzige Zeitbestimmung kann hinreichen, damit die oft verwechselten Begriffe klar werden. Spricht Jemand von einer Handlung, die da hätte geschehen sollen oder nicht sollen: so versetzt er sich in die Vergangenheit, und betrachtet nun die Handlung als bevorstehend, so daß in Ansehung derselben dem Handelnden eine Vorschrift könne ertheilt werden. Das ist aber nicht die Stellung des Kenners vor einem Bilde. Damit der Kenner sein Urtheil spreche, muß das Bild gerade jetzt gegenwärtig vor ihm stehn; und diese Stellung in der Gegenwart war die erste, die ursprüngliche, des eigentlichen Lobes oder Tadels, das heißt, des ästhetischen Urtheils. Hingegen damit Jemand etwas solle, und Pflichten habe, muß sich ein Wille erheben, der sich den Zweck setze, das Löbliche zur Ausführung zu bringen, und sich dem Tadelnswerthen zu widersetzen. Ist nun der, welcher die Pflichten auferlegt, und das Sollen ausspricht, eine andre Person, als der, welcher soll; so fragt dieser zweyte den ersten: was hast Du mir zu befehlen? Ist hingegen der befehlende Wille in der eignen Person

des Sollenden, so kann diese Frage nicht mehr im Ernste erhoben werden; vielmehr hat nun der Sollende sich verpflichtet, er hat die Pflicht anerkannt.

Jetzt aber betrachtet er sich als verantwortlich, und zwar auf verschiedene Weise, gemäß der verschiedenen Natur der Ideen. Verantwortlich überhaupt ist er demjenigen, der ihn zur Rede stellen kann; denn die Antwort richtet sich nothwendig dorthin, woher die Frage kommt. Er hatte nun sich selbst versprochen, den Ideen gemäß zu leben, um rein zu bleiben von Flecken. Im Gegenfalle liegt der Ankläger in ihm selbst; er hat Unrecht erlitten, indem seine Reinheit befleckt wurde; ihm ist das gegebene Wort gebrochen worden; freylich von keinem Andern, sondern von ihm selbst. Dieses innere Verhältniß, dessen Grund in dem früher anerkannten, die Zukunft vorausbestimmenden Sollen klar vor Augen liegt, hat eine eben so offenbare Analogie mit dem Rechtsverhältniß zwischen zwey Personen. Wird ein Recht verletzt: so klagt der Verletzte; und man ist wegen der Antwort verlegen. Diese Verlegenheit ist Bewußtseyn der Schuld. Man weiß, daß man Unrecht that. Der Aufrichtige legt nun das vollkommene Bekenntniß dem Andern laut ab. Unvollkommen aber bleibt die Sprache derjenigen Bekenntnisse, welche bloß im Innern abgelegt werden, weil nur die eigne Reinheit, und keine zweyte Person, um deren Klage man sich zu bekümmern braucht, verletzt wurde.

Hieraus ergiebt sich nun nicht bloß der Unterschied der sogenannten vollkommenen und unvollkommenen Pflichten, sondern auch die Verstärkung der Moral durch die Religion tritt ins Licht; indem dadurch eine neue und starke Verantwortlichkeit entsteht.

Alles dies aber sind Worte ohne Sinn, wofern nicht die praktischen Ideen schon als bekannt vorausgesetzt werden. Hat man nicht dorthin zuerst seine Aufmerksamkeit gerichtet: so ist nichts Klares gegeben, daß oder weshalb man sich zu verantworten hätte; mithin verlieren die Verhältnisse zwischen den Personen, welche Verantwortung fordern und ab-

legen, ihr Licht; und sie können in Verdacht gerathen, überall nichts zu bedeuten. Das ist die Folge; man möge nun die Vernunft oder den Staat oder Gott als den Gebieter darstellen, von wo die Pflicht ausgehe. Mit dem Befehlen, mit dem Imperative darf man nicht anfangen, wenn nicht die ganze Sitten- und Rechts-Lehre ihre Haltung verlieren soll. Glücklicherweise warten die praktischen Ideen nicht auf die Schulen, sondern erzeugen sich unaufhörlich von selbst in jeder menschlichen Brust.

208. Hieraus ist zu ersehen, was es bedeutet, wenn der Begriffe von Tugend, Pflicht, und Gütern schon in der Einleitung zur praktischen Philosophie Erwähnung geschieht. Abgehandelt werden können sie dort nicht; ihr Platz ist erst im Vordergrunde des zweyten Theils der Wissenschaft, wo sie sammt ihren mancherley Gegentheilen erörtert werden müssen. Aber die Einleitung knüpft an beym gemeinen Verstande. Unter den Namen Tugend und Pflicht verstecken sich die ästhetischen Urtheile, deren abstracte Aufstellung zwar der Schule anzumuthen ist, aber für's tägliche Leben nie eine gebräuchliche Form werden kann. Die ästhetischen Urtheile sind die wahre Substanz der Sittenlehre; aber Substanzen pflegen sich als Kräfte zu äußern; und dieses Gleichniß paßt hier vollkommen. Denn es ist die Kraft des Gewissens, worin jene Urtheile, verschmolzen mit dem Ich (143.) sich ankündigen; und damit vermischt der psychologische Mechanismus noch die Verantwortung, in welche der Mensch gegen Staat und Kirche verfällt, die zu den Ermahnungen selbst Drohungen hinzufügen. So vermengt findet der Sittenlehrer die moralischen Vorstellungen; und es kostet nicht wenig Mühe, das Gewirre, worin alle Unterscheidung der einzelnen Ideen völlig untergegangen ist, so zu ersetzen, daß klare Begriffe herausgefunden werden mögen.

Statt dessen verwickeln sich die Systeme in die Frage nach dem Princip der Sittenlehre; und da sie keins finden können, (denn es giebt keine Monarchie der Ideen, sondern nur

eine Aristokratie,) so bleiben Philosophen, Juristen und Theologen getrennt, indem sie an die Personen, gegen welche man wegen der Pflicht verantwortlich ist, also an die eigne Vernunft, an den Staat und an Gott, sich wenden, um von dort her sich den ersten Befehl zu hohlen, den man befolgen solle. Daß vor allem Befehlen, vor allem Sollen, dasjenige schon veststehn muß, was dem Gebote seine Würde, dem Gehorsam seine Achtbarkeit, der Tugend ihren Ruhm, der Pflicht ihre Verbindlichkeit ertheilt, und den Vorwurf des Despotismus und der Knechtschaft abwehrt, — das pflegen sie nicht zu bemerken. Sie streiten demnach unter einander auf eine Weise, wobey sie alle gleichviel Recht und gleichviel Unrecht haben. Denn weiß man nur erst den Inhalt der Gebote, so versteht sich freylich von selbst, daß, wenn man dreyfach, durch die Vernunft, durch den Staat, und durch die Gottheit, daran gemahnt wird, man auch die dreyfache Züchtigung des Gewissens, der zeitlichen und der ewigen Strafe erwarten möge, und daß es nichts helfen könne, die Verantwortlichkeit in irgend einem dieser Puncte ablehnen zu wollen. Die Wahrheit der Ermahnung ist die Hauptsache, und wenn ein Höherer die Wahrheit ausspricht, so kann man ihm nicht widerstreiten. Aber der weite Raum, worin Jemand seinen Befehl kann erschallen lassen, giebt dem Imperativ keine Würde. Der Umfang des Gebots ist nicht sein Inhalt.

209. Leider! Hier ist der Punct, wo alle möglichen Irrthümer ihren Sammelplatz haben, während die Wahrheit, die ihnen gegenüber steht, keinesweges neu und verborgen ist. Die fünf praktischen Ideen machen den Inhalt des Gebots. Zwar nicht mit der gebührenden Genauigkeit (153.), aber doch mit einer verständigen Popularität, ist, wie früher bemerkt, die wahre Ideenlehre in den meisten ihrer Hauptpuncte schon in dem allbekannten Buche des Cicero von den Pflichten aller Welt gepredigt worden. Dennoch hat Kant, sich verlierend von dem Gebote zum Gebieter, von dem Lobe und Tadel zur leeren Logik, die bloße Hülfe der Allgemeinheit als das

Werk der praktischen Vernunft angepriesen. Und es fehlte nicht an solchen, welche meinten, sie besäßen nun das Schwerdt, weil man ihnen die Scheide in die Hand gab. Noch nicht genug! Statt wahrer Menschenkenntniß, wahrer Psychologie, und wahrer Metaphysik, welche, ausgehend von der Stellung des Menschen in der Mitte seiner Beschäfftigungen, seiner Dienst- und Familien- und Gesinnungs-Verhältnisse (7.), fortschreitend durch genaue Untersuchung seines Ich und seiner Persönlichkeit (143—146.), die Begriffe von Tugend und Laster mit den ursprünglichen sowohl als den hievon sorgfältig zu unterscheidenden psychologischen Causalbegriffen (186.) in die gehörige Verbindung setzen, hiebey aber die leeren Abstractionen von Grund und Folge überhaupt (174.) ganz vermeiden mußte: verwickelte sich Kant in den unlautersten aller Causalbegriffe, der an der Zeitlichkeit vestklebt; und um diesem zu entkommen, ersann er, als ein Nothmittel in der äußersten Bedrängniß, seine transscendentale Freyheit. Aber nicht als ob er wisse, es gebe eine solche, — so arg konnte der scharfsinnige Mann sich nicht täuschen; sondern mit allen Zeichen ängstlicher Verlegenheit windet und dreht er sich mit Sophismen, die kaum im Stande sind ihn selbst zu überreden, in der Kritik der reinen Vernunft hin und her, um nur soviel zu erzwingen, daß für die transscendentale Freyheit, die freylich kein möglicher Gedanke ist, doch die Glaublichkeit eines Glaubens-Artikels erlangt werde. Was geschah? Die Nachfolger begriffen bald nichts mehr von der Verlegenheit eines Kant. Anstatt ihr abzuhelfen, wie es durch Metaphysik und Psychologie hätte geschehen müssen, nahmen sie das enge Plätzchen eines Glaubensartikels für den sehr weiten Raum eines eingebildeten Wissens. Ein Leichtsinn, ähnlich dem, welcher den Staat für bloßes Werk eines Vertrags nimmt, wie wenn das Werk der Nothwendigkeit und der Pflicht sich nach der Willkühr (gleichviel ob eines Despoten oder eines souverainen Volks) bequemen könne und dürfe, setzte sich über die Frage hinweg: wie denn wohl die vom Zeitverhältnisse entbundene transscenden-

tale Freyheit es machen solle, im Laufe der Zeit irgend Eins — gleichviel welches — von den Hülfsmitteln zur Besserung, von den Heilmitteln des Jrrthums und der Sünde sich anzueignen?

Das ist die Frage! Die erste und wichtigste aller Fragen, welche der Mensch für sich, für Andre, für den Staat, für die Erziehung, für die Welt, ja sogar in Beziehung auf Vorsehung und Erlösung aufwerfen kann, ist die Frage nach der Möglichkeit des Besserwerdens.

Und das offenbarste aller Hindernisse ist die Unzugänglichkeit der Gemüther für das Bessere.

Und das Unzugänglichste wäre jene Freyheit, wenn sie nämlich überhaupt wäre.

Ohne das zu merken, kommen die rationalistischen Theologen mit ihrer gratia Dei resistibilis. Denn die Möglichkeit des Widerstandes liegt ja in der Freyheit! Aber während sie von einem ehrlichen Pelagianismus reden, kommt von der andern Seite jetzt Augustin wiederum zur Herrschaft. Statt der Erbsünde hatte ja schon Kant das radicale Böse; es drang sich ihm auf, daß er durch eine reine, ungefärbte Freyheit den Menschen, wie er uns Allen in der Erfahrung vor Augen steht, nicht beschreiben könne. Die Freyheit würde sich weder hierhin noch dorthin vorzugsweise neigen; sie würde aller Wahrscheinlichkeit gemäß gerade so oft, und, was die Hauptsache ist, — gerade so leicht, — die eine als die andre Richtung zeigen. Aber die Erfahrung widerspricht der falschen Theorie; sie lehrt unwidersprechlich, daß dem Menschen das Gute schwer wird.

Allein damit das hier Gesagte nicht dergestalt misdeutet werde, als wollte der Verfasser, der nicht gelehrter Theologe ist, sich in theologische Partheykämpfe mischen, muß für diejenigen Rationalisten, die mehr und besser sind als Partheymänner, noch eine nähere Erläuterung über den philosophischen Gegenstand hinzugefügt werden, den sie nicht genug zu kennen scheinen. Bey gehöriger Ueberlegung können sie sich leicht in Kenntniß von der schlüpfrigen Stelle setzen, bey der

sie Gefahr laufen auszugleiten. Nur das Nöthigste über die Berührung der Metaphysik und der praktischen Philosophie soll hier gesagt werden. Vielleicht finden beide theologische Partheyen darin Stoff zum Nachdenken, und zur Erwägung der Vortheile und Nachtheile, worin sie sich gegenseitig gesetzt haben.

210. Kein Theologe wird läugnen, daß die Bibel zur Erbauung dient. Die transscendentale Freyheit aber, wenn es eine solche gäbe, würde keiner Erbauung bedürfen. Noch mehr, sie würde davon ganz unberührt bleiben. Daß sie der Gnade Gottes widerstehen könne, wäre eine unpassende Rede; denn wo keine Berührung, da ist auch kein Widerstand. Die Bibel redet zwar vom Ewigen; aber sie selbst ist in der Zeit irgend einmal geschrieben; und sie erzählt Begebenheiten, die sich zugetragen haben. Dabey hat sie einer frühern Zeit sich angepaßt, und ihre Wirkung geht in die Zukunft. Die Menschen waren schlechter; sie sollen besser werden. Und, was die Hauptsache ist: nachdem sie gebessert sind, sollen sie auch gebessert bleiben. Ein Wechsel also soll vor sich gehn. Dieser Forderung widerstreitet es, wenn die Freyheit in die Substanz der Seele hineingesetzt wird; denn kein Wechsel ist möglich im Beharrlichen. Aber später, nachdem das Geforderte geschehen, soll ein von jetzt an vorhandener Zustand, nämlich die gewonnene Besserung, ein Gewinn für immer seyn; er soll beharren. Dieser Forderung widerstreitet es, wenn die Freyheit in ein ewiges Gesetz des Werdens, oder gar des Lebens, hineinversetzt wird; denn kein Beharren ist möglich im Wechsel; er reißt den Gewinn mit sich fort, er bringt zwar Blüthen und Früchte, aber auch den Tod.

Die Theologen mögen sich also hüten vor zwey Klippen.

Erstlich: vor dem metaphysischen Begriffe des Seyn. Dieser leistet ihnen gar wenig. Er ist starr, und von allem Lobe und Tadel völlig leer. Zeitlich darf man ihn gar nicht fassen. Zu ihm paßt unmittelbar kein Begriff vom Schlech-

tern, welches war, und vollends keiner vom Bessern, welches seyn werde.

Zweytens: vor dem pantheistischen Begriffe des Werden. Dieser taugt den Theologen nur scheinbar, indem er ihnen ein beständiges, gleichförmig fortgehendes Besserwerden vorspiegelt. Denn Besserwerden ist eine Zusammensetzung aus Besser und Werden, das heißt, aus einem ethischen und einem metaphysischen Begriffe. Aber der metaphysische Theil besteht für sich, und giebt keine Bürgschaft für den andern, in ihn hineingepflanzten Theil. Läge das Besser schon im Werden: so brauchten sie, die Theologen, sich gar nicht zu bemühen; es würde dann ohne ihr Zuthun von selbst besser.

Nun mögen sie drittens überlegen, was sie mit der Freyheit eigentlich meinen und wollen. Sie meinen aber, daß sie durch ihre Lehren das Leben der Menschen von Grund aus bessern wollen. Der Mensch, sagen sie, ist ohne uns auf schlechtem Wege. Der Mensch lebt aber, und Leben ist Werden. Dieses Werden hat eine Richtung; darin geht es, sich selbst überlassen, immer fort. Jetzt soll es eine andre Richtung bekommen. Soll es sich etwa diese andre Richtung von selbst geben? Warum nicht? Der Mensch ist ja frey! — Wozu denn die Religionslehre? Lasse man die Freyheit doch machen! — Nein, sprechen sie, der Mensch ist ein Sünder.

Und an dieser Stelle hilft ihnen Kant. Die Freyheit, spricht er, ist übersinnlich, das heißt, unzeitlich. Nicht erst heute oder gestern wurde der Mensch ein Sünder, sondern er ist es von jeher. Er hat sich dazu gemacht; nicht irgend einmal, sondern absolut, das heißt zeitlos, und gleichbedeutend für alle Zeit. — Wann denn soll der Mensch sich bessern? Wann denn durch Besserung sich die Erlösung zueignen?

Diese Frage wird in alle Ewigkeit keine Freyheitslehre beantworten. Nach ihr ist alle Zeit schon besetzt. Denn für alle Zeit hat der Mensch sich frey, das heißt, ohne Unterschied der Zeit, zum Sünder gemacht. Lehre und Erlösung ist hier gleich unnütz.

Aber, sprechen sie, jeden Augenblick ist der Mensch frey; also eben jetzt kann er sich bessern.

Da sind sie von der kantischen, transscendentalen Freyheit abgesprungen. Sie haben die Freyheit in die Zeit versetzt.

Unsre biblische Lehre, sprechen sie, soll ihn bessern.

Da sind sie abermals von Kant abgesprungen. Denn sie setzen ein Causalverhältniß zwischen sich und dem Menschen. Die transscendentale Freyheit soll aber, ihrem wesentlichsten Grundmerkmale nach, außerhalb des Bereichs aller Causalität liegen.

Mögen sie nun dies wenigstens einräumen und festhalten, daß sie im Puncte der Freyheit nicht Kantianer seyn können und dürfen. Jetzt aber mögen sie sich hüten, nicht in neue Fehler zu verfallen.

Sie haben die Freyheit in die Zeit versetzt. Nicht als ob die Freyheit erst in diesem Augenblicke entstanden wäre; auch nicht als ob sie im nächsten Momente schon aufhören sollte. Denn, der Mensch, sprechen sie, ist immer frey, immer zugänglich für unsre guten Lehren.

Also wenn er heute drauf hört, so kann er morgen schon das Heutige wieder vergessen haben! Darauf, in der That, rechnen sie stark; denn sie predigen heute und morgen und alle Tage. Sie wundern sich, wenn Einer von der Lehre einmal voll wird, und eben deshalb nicht weiter hören kann, was er sich jeden Augenblick selbst sagt.

Gleichwohl kann ihr Lehren keinen andern Zweck haben, als eben den, eine so heilsame Sättigung hervorzubringen. Denn es gebührt sich, daß der Mensch einen moralischen Charakter habe. Aus dem zuvor Beweglichen ist alsdann ein Beharrliches geworden.*) Dieses gewordene Beharrliche

*) Gerade bey diesem höchst wichtigen, alle Metaphysik überschreitenden, aber durch die Causalbegriffe der mathematischen Psychologie in volles Licht gesetzten Gegenstande möchte man populär schreiben; aber es hilft nichts, wo das mathematische Geschick fehlt.

ist sehr weit verschieden von jeder Substanz, dem an sich und ursprünglich Beharrlichen. Die Substanz beharrt schlechthin; das Erworbene, der Charakter, ist nicht schlechthin zuverlässig; sondern der Mensch behält immer nur zuviel Grund, in sich selbst Mistrauen zu setzen. Dennoch ist die erworbene Beharrlichkeit in praktischer Hinsicht unendlich viel wichtiger als die ursprüngliche, welche den Gegenstand der metaphysischen Betrachtung ausmacht. Nichts Unglücklicheres aber kann begegnen, als wenn die eine mit der andern verwechselt wird; das heißt, wenn Metaphysik schon für sich allein als die Quelle der Ethik angesehn wird. Schon darum wollen wir uns nicht wundern, daß die Religionslehrer uns immer von neuem auffordern, auf sie zu hören. Sie haben im Ganzen recht, wenn auch einzelne Uebertreibungen nicht vermieden werden.

211. Um nun kurz zu seyn, (denn wir gedenken den Leser nicht mehr lange aufzuhalten,) überschlagen wir die, an diesem Orte sehr wichtige, Unterscheidung des Charakters überhaupt vom moralischen Charakter; ferner die höchst nöthige Sonderung des objectiven und subjectiven Theils, in welche beide Theile der Charakter nach Analogie des Begriffs vom Ich muß zerlegt werden, damit der natürliche Wille von den hinzukommenden Vorsätzen, die ihn zu beherrschen unternehmen, getrennt, zur Untersuchung komme. Alle Hauptbegriffe hierüber sind schon vor langen Jahren am gehörigen Orte geliefert worden.*) Wir übergehen endlich die nähern Bestimmungen, welche aus der Psychologie sich schöpfen lassen, sobald man begreift, daß der natürliche Wille und die hinzugekommenen Vorsätze nicht etwa bloß in zwey, zusammen oder wider einander wirkenden,

*) Pädagogik, im Anfange des dritten Buchs. Nicht eher, als bis diese pädagogischen Begriffe auf's genaueste mit der mathematischen Psychologie verglichen werden, kann über die allerdringendsten Angelegenheiten des Menschen ein gründliches Nachdenken Statt finden, während sie jetzt dem gröbsten Empirismus anheim fallen.

Vorstellungsmassen ihren Sitz und ihre Kraft haben, sondern daß es solcher Massen sehr viele, und mit großen Unterschieden der Menge und der Beschaffenheit, in verschiedenen Individuen giebt; daher das moralische Leben der Menschen sich äußerst vielförmig zeigt, und eben so verschiedene Behandlung erfordert, nicht bloß in der Erziehung der Kinder, sondern auch in der Selbstbildung und Selbst-Beaufsichtigung des reifen Mannes. Wollten wir in dies weite, ja unübersehliche Feld der schwersten praktischen Untersuchungen tiefer hineinschreiten: wo fänden wir das Ende? Und für wen würden wir uns bemühen? Von allen Seiten würden die Ungeduldigen und Ermüdeten, die alle Untersuchung scheuen, uns alles Protestirens ungeachtet immer wieder das eine Wort: Freyheit! Freyheit! zurufen. Denn dazu gerade scheint das Wort erfunden, daß man sich von der Mühe des Nachdenkens über die allerwichtigsten Angelegenheiten des sittlichen Lebens befreyen und lossagen könne. Daß dies Wort nichts als eine Negation aussagt, daß die Allermeisten, wenn man sie im äußern Leben frey hinstellt, nichts mit ihrer Freyheit anzufangen wissen, daß sie sich sogleich in alle Unfreyheit der Thorheit und des Lasters zu stürzen pflegen: das weiß zwar Jeder; aber die Warnung, die darin liegt, wird vergessen.

An die erste Haupt- und Grund-Frage: wie ist der moralische Charakter möglich? knüpft sich sogleich die zweyte Frage: genügt der Mensch sich selbst? Oder muß er außer sich Hülfe suchen?

Nun wird zwar schwerlich irgend ein heutiger Theologe mit Fichte sprechen: Mein ganzer Trieb geht auf absolute Unabhängigkeit und Selbstständigkeit.*) Aber die supranaturalistischen Theologen sind diejenigen, welche ihm entschieden und auf's lebhafteste widersprechen. Und die

*) Fichte's ganze Sittenlehre ist von diesem Satze voll und durchdrungen.

Wahrheit, welche in diesem Widersprechen liegt, dürfte wohl eine ihrer stärksten Stützen ausmachen.*)

Die Rationalisten aber mögen sich zuvörderst die historische Belehrung, was aus der kantischen transscendentalen Freyheit damals, da der eben so redliche als scharfsinnige Fichte sie bearbeitete, geworden ist, in des Letztern eigner Sittenlehre aufsuchen; auch dabey Fichte's spätere Schriften vergleichen, um die etwa vorgefallene, nachmalige Veränderung zu beobachten.

Alsdann ferner mögen sie das Buch der Lebens- und Amts-Erfahrungen aufschlagen. Haben sie dort etwa die eine und gleiche Freyheit des Willens, die sie allen Menschen beylegen, angetroffen? Oder hat sich ihnen die größte Mannigfaltigkeit im Empfangen des göttlichen Wortes, und in dessen Wirkung, aufgedrungen? Welche Individuen waren die Empfänglichsten? Etwa Diejenigen, die am meisten auf Freyheit drangen? Oder die Andern, welche den Mangel in sich selbst fühlten?

Und wie lauteten die Ermahnungen, etwa zum Genuß des heiligen Abendmahls, die sie selbst, die Geistlichen, aussprachen? Waren es Worte zum Ruhm der Willensfreyheit? — Gewiß! werden sie erwiedern, denn es waren keinesweges Ermahnungen zum knechtischen Gehorsam!

Jetzt mögen sie die Reihe der praktischen Ideen durchlaufen. Sind etwa diese tauglich, zum knechtischen Gehorsam zu ermahnen? Das wird Niemand zu behaupten wagen. Es sind ja Vorbilder des Willens, dem sie Lob oder Tadel weissagen, je nachdem er sich so oder anders wenden werde. Die Frage ist nur nach der Kraft des Motivs, welches davon ausgehn kann.

---

*) Großentheils ist der heutige supranaturalistische Eifer eine natürliche Reaction gegen den überhandnehmenden Spinozismus. Aber diese Reaction gebührt der Philosophie, welche jetzt das Versäumte nachhohlen muß.

Eine strenge und genaue Freyheitslehre setzt diese Kraft ganz bey Seite. Man glaube ja nicht, daß eine solche den Motiven die Ehre lassen würde, den Willen zu bestimmen. Dieser Punct war schon der Gegenstand des Streits zwischen Leibnitz und Clarke. Letzterer spricht:

„der ganze Irrthum rührt daher, daß man das Motiv mit „dem Princip des Handelns verwechselt; und daß man „meint, der Geist habe außer dem Motive kein Princip des „Handelns. Eine Wage kann bey gleichen Gewichten sich „nicht bewegen; aber ein freyes Wesen mag sich immerhin „zwey vollkommen gleich vernünftige Handlungsweisen vor„stellen, (when there appear two, or more, perfectly „alike reasonable ways of acting,) es hat dennoch in sich „selbst das Vermögen zu handeln; denn es besitzt das Ver„mögen, absolut anzufangen (by virtue of its Self-Motive „Principle)."

Diese Stelle ist aus Clarke's fünfter Gegenschrift; nachdem also Leibnitz, der weit größere Denker, nicht weniger als fünfmal, und zwar jedesmal stärker und ausführlicher geschrieben hatte; vergebens bemüht, seinen Gegner zu überzeugen! Auch heute noch droht man der mathematischen Psychologie im Namen der Freyheit mit „Strichen durch die Rech„nung"; die jedoch wohl nur Luftstreiche seyn dürften.

Denn von dem Vermögen, absolut anzufangen, gilt Alles, was von den Seelenvermögen überhaupt zu sagen ist. Und wenn alle Motive, welche nach den praktischen Ideen zu beurtheilen sind, hinweggenommen werden, so mag man zusehn, wieviel Werth die Handlungen aus jenem, von den Motiven vorgeblich unabhängigen Princip, noch besitzen mögen! Was wäre eine Tugend, die aus Liebe zur Freyheit sich weigern würde, das Gute um des Guten willen zu thun? Den Geist des Widerspruchs gegen jedes Sollen kennt man längst.

Die Extreme berühren sich. Augustins unbedingter Rathschluß legt der Gottheit eine Wahl ohne Motiv bey. Warum wollen Diejenigen, welche im Menschen jenes Princip zu

handeln, das von den Motiven frey seyn soll, unbedenklich finden, der Gottheit weniger einräumen?

Unstreitig sollen die praktischen Ideen die Motive des eigentlich moralischen Handelns seyn, welches Kant als ein Handeln nicht bloß der Pflicht gemäß, sondern aus Pflicht, ganz richtig und mit vieler Würde beschrieben hat. Aber zum Unglück hat der Mensch neben den moralischen Motiven, ohne sie gerade auszuschließen, noch andre Motive; und dazu kommt das zweyte Unglück, daß die Stärke und Wichtigkeit, womit ein Motiv im Nachdenken erscheint, weit verschieden ist von dem Gewicht und der Spannung, womit im Augenblick des Handelns die That geschieht. Wir brauchen kaum noch daran zu erinnern, daß im Nachdenken die Vorstellungsmassen auf eine Weise thätig sind, die ein ganz andres Verhältniß im Handeln anzunehmen pflegt. Aber hier kommt es darauf an, den psychologischen Mechanismus genauer zu studiren.*) Die gemeine Psychologie läßt ihre Seelenvermögen, die ein- für allemal eine geschlossene Gesellschaft bilden, und als eine solche bey einander sind und bleiben, eine gar schlechte Rolle spielen. Beym ruhigen Denken (sagt sie) ist die Vernunft thätig; aber im Augenblicke des Thuns wird von der Außenwelt die Sinnlichkeit gar zu mächtig aufgeregt; daher zieht die schwache menschliche Vernunft sich zurück, und so bleiben die besten Vorsätze unausgeführt. Aber diese schwache menschliche Vernunft ist nichts andres, als eine schwache menschliche Erfindung. Wären da wirklich zwey Seelenvermögen, genannt Vernunft und Sinnlichkeit, deren Natur es so mit sich brächte, daß sie im Handeln zusammenwirkten: so würde einerley Gelegenheit sie beide zugleich, und in gehörigem Verhältnisse, in Wirksamkeit setzen. Wie kommt's denn, daß bey der Gelegen-

*) Wir wollen hier das einzige Wort darüber sagen, daß beynahe (obgleich nicht ganz) wie die Substanz der Seele zu den in der Zeit erzeugten Vorstellungen, so die Vorstellungen sich zum Wollen verhalten; welches erst Vestigkeit erlangt in dem Maaße, wie die Verbindung der Vorstellungen sich bevestigt.

heit, wo die Sinnlichkeit sich hervorthut, die Vernunft weniger das Ihrige thut, daß sie sich zurückzieht? — Das, was sich da zurückzieht, und noch viel weiter wird zurückziehn müssen, ist kein wirkliches Ding, sondern eine grundfalsche Hypothese.

Man kennt nicht etwa den Menschen durch die gemeine Psychologie, sondern man verkennt ihn ganz und gar. Und wehe dem, der nach ihr sich richten würde, wo es darauf ankommt, Menschen zu behandeln! Damit sie nur nicht in den offenbarsten Widerstreit mit der Erfahrung sich versetze, hat man sie mit solchen Inconsequenzen belasten müssen, wie jene, daß von zwey Vermögen, denen zugleich Veranlassung gegeben wird, ihrer Natur gemäß zu wirken, das eine vortritt und das andre rückwärts geht. Vor lauter moralischem Bedauern merkt man den Fehler der Theorie nicht, der um desto ärger ist, wenn sogar die Freyheit, welche doch der schwachen Vernunft zum Succurs herbeyeilen sollte, sich in den meisten Fällen nicht regt noch rührt. Oder welche Rolle spielt diese Freyheit, deren der Mann sich rühmt, in dem gemeinen sinnlichen Menschen, in gewöhnlichen Kindern, und Frauen, und Greisen? Sie schläft! Denn das kostet der gemeinen Psychologie nichts, die Freyheit als schlafend, das heißt, als unfrey, zu denken. Der Mensch, sagen sie, hat Freyheit; es ist seine Schuld, wenn er sie nicht braucht. Also dieses Grundvermögen, welches alle andern Vermögen haben und brauchen sollte, wird selbst gehabt und gebraucht oder nicht gebraucht. Wer denn ist Derjenige, der es hat und braucht? Vermuthlich das Ich! Man löse erst die Widersprüche im Begriff des Ich; man verhehle sich nicht länger, daß in den Wissenschaften Derjenige zu kurz kommt, der einen gordischen Knoten mit dem Schwerdte wegschaffen, — oder, was dasselbe ist, ignoriren will.

212. Es ist im gelehrten Deutschland überhaupt nicht Sitte, daß ein Praktiker seine Studien auf das allernächste Bedürfniß der Praxis beschränke. Man darf also voraus-

setzen, daß die Theologen, Mediciner und Juristen hören werden, wenn man ihnen im Namen der Philosophie etwas zu sagen hat. Ihr Widerwille gegen neue Systeme wird sich mäßigen müssen, aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht im Stande sind, die Fortschritte der Philosophie zurückzuhalten, und ihnen das Zurückbleiben hinter den Fortschritten der Zeit unfehlbaren Nachtheil bringt. Es hilft ihnen nichts, daß sie etwa meinen, Hegel ignoriren zu dürfen, weil sie freylich das, was er ihnen darbietet, unmittelbar so wie es ist, wenig gebrauchen können. Durch Hegel ist ein Fortschritt geschehn, indem durch ihn die Widersprüche in den Erfahrungsformen, die schon die Alten zum Theil sehr deutlich sahen, der heutigen Zeit wieder kund geworden sind: ein Fortschritt, welcher freylich nicht der letzte seyn wird; denn mitten in Widersprüchen kann man nicht stehen bleiben. Der philosophische Apparat, dessen sich jene Facultäten zu bedienen gewohnt sind, muß jetzt verändert werden; er ist nicht bloß rostig, sondern vom Roste zerfressen, und man würde umsonst versuchen, ihn von neuem zu poliren.

Diesen philosophischen Apparat brauchen zwar die Theologen nicht auf der Kanzel, die Juristen nicht im Gerichtshofe, die Mediciner nicht am Krankenbette. Aber der Theologe ist auch nicht bloß Kanzelredner, der Jurist nicht bloß Richter, der Mediciner nicht bloß Arzt. Sie sind sämmtlich Gelehrte, und führen gelehrte Streitigkeiten; sie theilen sich in Partheyen. Welche Parthey nun in der Philosophie zurückbleibt, diese wird gar bald neben sich eine andre Parthey erblicken, deren Anfälle ihr unbegreiflich vorkommen, daher sie dieselben anfangs gering achtet, während sie doch mehr und mehr von jener bedrängt wird, je leichter sie mit abgenutzten Formeln Alles gethan und abgethan zu haben meint. Dabey kommen die offenbarsten Misgriffe vor. Zufällig bietet sich eine ganz neue Probe dieser Art dar, welche beyspielsweise hier mag angeführt werden. Eine theologische Recension beginnt so:

„Wenn die Empiriker in der Philosophie die Frage aufstell-
„ten: ob auch die Idealisten für Philosophen zu halten
„seyen, was würde man sagen?

Der Ungenannte, welcher so schreibt, weiß ohne Zweifel, was Idealismus ist. Kurz darauf redet er weiter:

„Unbegreiflich ist es, wie man die Vernunft (die doch etwas
„Anderes ist, als der abstrahirende Verstand,) zurückweisen
„will; deren Forschung nothwendig ist, um Gewißheit zu
„erlangen, welches die Aussprüche der göttlichen — und
„nicht Wahngebilde der menschlichen, durch Sinnlichkeit
„getrübten — Vernunft seyen."

Was wird nun der Gegner sagen? Er wird sich nicht lange besinnen; die Antwort ist ihm in den Mund gelegt. Ihr räumt ein, (wird er sagen,) die menschliche Vernunft sey durch Sinnlichkeit getrübt, also seyd ihr gefangen. Denn mit Eurer getrübten Vernunft könnt ihr die ungetrübte nicht erkennen; und Eure Vertheidigung ist nichts als ein Bekenntniß, daß ihr vom Idealismus redet, ohne ihn zu verstehn. Schlagt Fichte's Schriften nach; seht zu, ob dort noch Vernunft und Verstand und Sinnlichkeit an derselben Stelle stehn, wie Eure Reminiscenzen aus Wolf und Kant es Euch vorspiegeln.

Wollten wir nach ähnlichen Probestücken suchen*), wir würden sie zu hunderten in Büchern und Zeitschriften antreffen. Allein weshalb sollten wir suchen? Die Religion leidet nicht bey den Redensarten des gemeinen Lebens, zu dessen Angelegenheiten sie ohnehin sich herablassen muß; es ist nur der Gelehrte, welcher leidet, wenn er unter Gelehrten eine Sprache führt, die zur Sache nicht paßt. Was jener Gelehrte eigentlich sagen wollte, der die Vernunft wie ein getrüb-

*) Daß nach dem vorstehenden nicht erst gesucht ist, wird man leicht glauben; denn es steht ganz nahe neben der meisterhaften Recension der Metaphysik, wodurch Herr Professor Drobisch sich ein neues Verdienst um den Verfasser erworben hat. (Jen. A. L. Z. August 1830.)

tes Glas beschrieb, das konnte auch ungetrübt durch falsche Psychologie, ja es konnte ohne alle Psychologie gesagt werden; und er hat es wirklich gesagt, indem er von dem Unterschiede der innern und äußern Beweise für das Christenthum redet. Wollte er indessen mit Bestimmtheit die Anerkennung der innern Beweise beschreiben, so gehörte auch mehr dazu, als folgende Fortsetzung jener Rede:

„Der Streit dreht sich um die Frage: ob in Sachen der Re„ligion, besonders einer positiven, von der Vernunft bloß „ein formaler oder auch ein materialer, halber oder „ganzer Gebrauch zu machen sey."

Hiebey entsteht sogleich die Frage, Wer denn Derjenige sey, der die Vernunft, wie ein Werkzeug, gebrauchen solle? Der Mensch vermuthlich. Wer ist denn dieser Mensch? Ist er Leib oder Seele? Der Leib kann die Vernunft nicht gebrauchen; die Seele ist eine unbekannte Substanz, an welche der Befehl, irgend etwas zu gebrauchen, auf keinem bekannten Wege kann abgesendet werden. Es wird also wohl, damit doch irgend Jemand die Botschaft dieses Befehls in Empfang nehmen möge, das Ich hervortreten müssen; wie in dem Ausdrucke, Du sollst Deine Vernunft gebrauchen, vorausgesetzt wird. Wer nun vom Idealismus redet, der sollte wissen, in welche Widersprüche das Ich gerade durch den Idealismus, der darauf bauen wollte, ist verwickelt worden. Aber auch abgesehen hievon: was war denn die eigentliche Absicht der Rede? Doch wohl dies, daß man in sich nichts anders über die Vernunft stellen könne, daß es keinen Herrn gebe, welchem die Vernunft zum beliebigen Gebrauch diene, sondern daß sie selbst, überall wo von ihr gesprochen wird, als das Active gedacht wird, welches braucht, nicht aber als das Passive, welches sich brauchen läßt. Jene Rede lautet ferner also:

„Wenn der Stifter des Christenthums von einem Inne„werden, von einer Gnosis seiner Lehre spricht, wenn „er kühn Jeden auffordert, ihm einen Irrthum nachzu„weisen; wenn er Glauben fordert, darum weil er die

„Wahrheit rede: so fordert er ja offenbar Vernunft-Er„kenntniß, und behauptet, daß Jedermanns Vernunft mit „der seinigen übereinstimmen, daß Jeder in seiner Vernunft „dasselbe finden werde, was er in der seinigen. Wir über„zeugen uns aber nur dann von einer Lehre, wann wir fin„den, daß die Aussprüche der Vernunft eines Andern auch „Aussprüche unserer Vernunft, daß beide identisch, mithin „Aussprüche der Vernunft überhaupt sind."

Man wird hier wohl nicht veranlaßt, die Vernunft überhaupt in einem pantheistischen Sinne zu nehmen; obgleich schon in diesem Puncte die Rede hätte vorsichtiger lauten können. Aber jenes Innewerden, jene Gnosis, der Vernunft beyzulegen, ist wiederum eine Blöße, die man den Gegnern giebt. Wer wird das Innewerden bezweifeln? Ohne Zweifel soll die Religion (werden sie sagen) nicht draußen bleiben, sondern hineindringen. Damit ist aber keineswegs zugestanden, daß Jeder in seiner Vernunft die Religion finden werde, als ob sie schon darin gewesen wäre, und nur noch mit dem, was sich von außen darbietet, brauchte verglichen und als identisch anerkannt zu werden. Solche Sprache verwirrt bloß den Streit, statt ihn aufzuklären. Man zeige zuerst die Vernunft, deren Aussprüche man rühmt. Was ist sie? Welche Einheit des vorgeblichen materialen und formalen Gebrauchs derselben kann man nachweisen? Erschlichen ist diese Einheit; und der Begriff derselben ist nichts weiter, als eine grobe Analogie mit den Dingen der Sinnenwelt, an denen man ganze Summen von disparaten Merkmalen aufzählt, welche beym ersten metaphysischen Blick von der Substanz müssen verneint werden, anstatt daß dieselbe durch ihre vorgeblichen Attribute sollte bekannt geworden seyn. Nichts als Empirismus konnte einen Begriff der Vernunft erzeugen, der nicht die erste aller metaphysischen Proben bestehen kann.

Anders kommt theilweise die Sache zu stehen, wenn die praktischen Ideen zu Hülfe gerufen werden. Diese sind und waren vorhanden, noch ehe die Lehren der Religion hinzu-

kommen. Nicht ohne Absicht haben wir oben des Cicero, das heißt, der Stoiker, Erwähnung gethan, die wiederum auf Platonische Quellen zurückweisen. Wer die praktischen Ideen mit den Eigenschaften der Gottheit vergleicht, der hat allerdings zweyerley, dessen Identität sich leicht darthun läßt (199.).

Es ist aber Vernachlässigung der Genauigkeit, die man so wichtigen Gegenständen schuldig ist, wenn die praktischen Ideen der Vernunft beygelegt werden. Wir haben gezeigt, daß sie aus ästhetischen Urtheilen entspringen (45.). Auf diesen beruht das, was an dem oben gerühmten Innewerden wahr ist. Von dort bis zur Vernunft ist noch eine weite Strecke zurückzulegen. Die ästhetischen Urtheile sind oftmals bey Kindern völlig wach und klar; daher sie alsdann auch sehr leicht der Religion inne werden. Vernunft aber ist nicht der Ruhm des kindlichen Alters; dazu gehört mehr. Vernunft ist reife Ueberlegung, in welcher die praktischen Ideen aus der Vermengung mit andern ästhetischen Producten, und überdies mit den sämmtlichen andern Triebfedern des Willens, herausgehoben werden. Vernunft ist die Mutter der Moralität, welche durch die bloßen Ideen noch gar nicht gegeben war. Nicht in der Vernunft wird Etwas (es sey was es wolle) gefunden, sondern sie selbst muß als diejenige bezeichnet werden, welche findet, ordnet, und dadurch herrscht.

Hinwiederum schafft dieselbe keine vollständige Erkenntniß. Der Glaube, den sie hervorbringt, würde gar sehr schwanken, wenn nichts von außen hinzukäme. Darum haben wir oben der Proben gedacht, welche die Natur darbietet, um den Glauben zu bestätigen (200.).

Die Fehler, welche durch den beständigen Fortgebrauch der alten Psychologie entstehen, wären minder auffallend, wenn die philosophische Untersuchung sich erst neuerlich ihrem verführerischen Einflusse zu entziehen angefangen hätte. Aber, wie vorhin bemerkt, der Idealismus Fichte's störte schon das Reich der Seelenvermögen. Die vorgebliche Receptivität

der Sinnlichkeit verschwand schon vor der Annahme einer productiven Einbildungskraft; und was mehr ist, Fichte's ganze Methode, unrichtig wie sie war, konnte doch zur Entwöhnung von den alten Vorurtheilen dienen. Aber der Starrsinn, welcher durchaus nichts Neues an sich kommen läßt, ist so groß gewesen, daß nach allem Wechsel der Systeme selbst das an sich Unhaltbarste noch auf der alten Stelle steht. Was meinen denn Hegels Gegner, die von den Widersprüchen in seinem Systeme den baldigen Untergang desselben erwarten? Meinen sie, die zum materialen und formalen Gebrauche eingerichtete Vernunft sey überzeugender, als Hegels Zusammensetzung des Seyn und des Nichts? Was sie bey ihren Worten denken, mag Wahrheit enthalten; bleibt man aber bey den Begriffen, welche zunächst durch die Worte bezeichnet werden, so findet man jene Vernunft so unhaltbar, wie diese Zusammensetzung; nur diese scharfsinniger, jene platter. So erscheint der Unterschied. In den härtesten Widersprüchen kann sich großer Scharfsinn zeigen, aber freylich nur, wenn sie mit Besonnenheit aufgestellt und behandelt werden. Wer das nicht glauben will, der frage die Mathematiker. Was aber das Reich der alten Vorurtheile anlangt: so scheint unser Zeitalter eben nicht sehr gelaunt, es noch lange zu dulden. Nicht bloß die politische, sondern auch die literarische Welt hat ihre Erfahrungen; wenn man nämlich darauf wartet, anstatt zur rechten Zeit zuvorzukommen.

Vom Rationalismus der Theologen ist, in Betreff seines philosophischen Ausdrucks, Einiges gesagt worden; man könnte sich nun veranlaßt finden, von dem der Juristen und der Mediciner zu fragen, ob er glänzender sey vertheidigt worden, (im philosophischen Sinne.) als jener theologische. Es scheint nicht; denn wir sehen da und dort den Empirismus zum Uebergewichte gelangt. Was nun die Juristen anlangt: so darf man sich zuvörderst nicht wundern, daß jenes Naturrecht, welches über die positiven Rechte hinaus sich eine Auctorität anmaßen wollte, (ungefähr wie wenn ein alter Wald, auf einmal umgehauen, durch lauter junge Bäume könnte ersetzt werden,)

bey ihnen in übeln Ruf gekommen ist. Die Juristen sind zunächst verpflichtet, das Bestehende zu erhalten, so wie es besteht. Wahre Rechtsphilosophie ist die Freundin des Bestehenden, in so fern die gegenwärtige Generation der Menschen einmal darauf eingegangen ist. Es ist nur schlimm, daß immer eine Generation nach der andern zum Vorschein kommt, und daß, wenn für die Zufriedenheit der neuen nicht im Voraus die möglichste Sorge getragen wurde, alsdann Explosionen zu erfolgen pflegen, gegen welche die gesammte Jurisprudenz nicht mehr vermag, als Processionen gegen einen brennenden Vulcan. Aber die Gesetzgebung, wird man sagen, hat diese Sorge zu tragen! In der That, wohl uns, daß sie es thut! Auch ist, wenn man bloß die abstracten Begriffe erwägt, nichts einzuwenden gegen Unterscheidung und Absonderung der Jurisprudenz von der Gesetzgebung und von der Staatsgewalt überhaupt. Die Gerichtshöfe, sammt allem, was ihnen anhängt, haben nur eine bedingte Existenz. Sie sollen das Gesetz nicht machen, sondern das gegebene, dessen Schutz ihnen anvertraut wurde, in Anwendung bringen. Kämen neue Gesetze: sie würden nach den neuen Gesetzen Recht sprechen, wie jetzt nach den alten! Warum denn aber steht die historische Jurisprudenz in so hohen Ehren? Es scheint doch, die Juristen seyen sich eines Einflusses bewußt, den sie, wenn nicht für Neuerungen, alsdann desto mehr wider dieselben in Anwendung zu bringen gedächten.

Das ist ihnen nun gar nicht zu verdenken. Sie wissen wohl, daß ein weiser Herrscher guten Rath gern hört, und daß neue Gesetze niemals ohne vorgängige Rücksprache mit den Sachkundigen zu erscheinen pflegen.

Aber noch mehr! Die Jünglinge, welche Jurisprudenz studiren, haben nicht bloß den engbeschränkten Wirkungskreis des eigentlichen Sachwalters und Richters im Auge. Sie wissen wohl, daß aus ihrer Mitte gerade die einflußreichsten Staatsämter sollen besetzt werden. Sie wissen, daß mit solchen Stellen im Staate noch etwas Mehr, als eine bloß amtliche Wirksamkeit verbunden ist. Das Amt giebt Ansehn; und

der Angesehene findet am leichtesten Gehör. Die öffentliche Meinung, wiewohl keinem einzelnen Stande dienstbar, hängt dennoch vorzugsweise ab von dem Reden und Thun derer, die an der Spitze stehn. Sie läßt sich von ihnen gewinnen oder zurückstoßen.

Und Diejenigen, welche in den höhern Staatsämtern stehen, wornach bilden sie ihre Meinung von dem, was besteht, und was sich ändert? Wenn nicht nach der Philosophie, um welche sie sich nicht viel kümmern, dann vielleicht nach der Geschichte. Aber das Buch der Geschichte ist noch viel weitläuftiger und schwerer zu verstehen, als die Bibel; es wird weit weniger sorgfältig gelesen als diese, und noch weit mannigfaltiger interpretirt. Auch hat in jedem Augenblicke die Geschichte eine starke Nebenbuhlerin an der neuesten Zeitung, und an den Gesprächen, welche dadurch veranlaßt werden.

Mag nun die Jurisprudenz die Vorzeit loben, mag sie in der Geschichte studiren; — die Juristen sind nicht immer die Freunde des Bestehenden; man will Beyspiele haben, daß gerade sie, wenigstens ihrer Meinung nach, die Geschicktesten gewesen seyen, mit dem Strome der Zeit zu schwimmen, ja selbst ihn zu lenken.

Daß nun in solchen Fällen zuweilen die Metaphysik die Ehre gehabt hat, citirt zu werden von Leuten, die nicht die ersten Anfangsgründe der Metaphysik kennen, ist kein Wunder. Unbesonnene Neuerer plaudern gerade am liebsten von dem, was sie nicht verstehn. Inhärenz, Veränderung, Materie, Ichheit, — wenn man will, Raum und Zeit, und überhaupt Continuität: das sind die Gegenstände der Metaphysik. Sie sind keiner Behörde behülflich oder gefährlich. Das Problem der Veränderung möchte man allenfalls in Verdacht haben; allein selbst hier hat die Metaphysik nur das Geschäfft, das Bestehende gegen alle vermeinte innere Revolution zu vertheidigen. Darin liegt jedoch kein Verdienst um den Staat; denn, die Wahrheit zu sagen, die Metaphysik denkt gar nicht an den Staat, sondern an die Natur.

Sehr viel passender wäre, hier auf die Psychologie das Augenmerk zu richten. Diese betrachtet allerdings den Staat als ein Phänomen, in welchem die Gesetze des psychologischen Mechanismus sich auf's klärste spiegeln; so daß man, um dieselben dem Unkundigen ohne Rechnung begreiflich zu machen, wirklich nichts Besseres thun kann, als ihn auf das vom Staate stets dargebotene Schauspiel verweisen. Auch ist wahre Interpretation der Geschichte nicht möglich ohne Psychologie.*)

Allein das dringendste philosophische Bedürfniß des Juristen geht auf die praktische Philosophie. So lange von den verschiedenen praktischen Ideen auch nur Eine im Dunkeln bleibt, schwanken immerfort die gangbaren Vorstellungen über Moral und Naturrecht, wo man Gränzen gezogen hat, die weder moralisch noch rechtlich sind. Doch hierüber wollen wir nicht jetzt, noch am Ende dieses Buchs, den Streit eröffnen, der im Vorhergehenden sorgfältig ist vermieden worden, in der Hoffnung, ihn durch unmittelbare Darlegung des wahren Verhältnisses der Ideen (wie sie theils hier, theils längst in der praktischen Philosophie gegeben ist,) vielleicht unnöthig zu machen.

An Diejenigen sind noch einige Worte zu richten, welche mehr Gewalt über Leben und Tod besitzen, als selbst die Juristen. Schon oben (21.) haben wir bereitwillig anerkannt, daß den Aerzten in Ansehung des Ernstes, den sie den philosophischen Studien (wenn sie einmal darauf eingehn) zuzuwenden pflegen, der Vorzug gebührt.**) Sie wissen am besten,

*) Aber was soll man von solchen Juristen denken, die da meinen, man wolle ihnen durch Psychologie das Schwerdt der Gerechtigkeit aus der Hand winden? Vermuthlich sind sie bey solchen Philosophen in der Schule gewesen, die theoretische und praktische Philosophie aus Einem Princip hervorwachsen lassen. Dann freylich ist die Verwirrung nicht zu vermeiden. Principiis obsta!

**) Daß hiemit nicht den gewöhnlichen Ansichten der Aerzte, als sey etwa Seele und Leib die doppelte Erscheinungsform Eines Princips — das Wort geredet wird, versteht sich von

wieviel ihnen fehlt, und suchen am sorgfältigsten nach allen Hülfsmitteln, wodurch ihr schweres Studium kann erleichtert, ihre schwere Verantwortung wegen der gefährlichen Praxis gemildert werden. Mit ihnen nun dürfte man nicht bloß von praktischer Philosophie und Psychologie, sondern auch von Metaphysik reden. Scheuen sie das Wort: so liegt die Schuld an jener Naturphilosophie, die aus dem Schooße des Idealismus emporzusteigen gedachte, anstatt dessen Vorurtheile von sich zu werfen. Damals verwirrte sich die ganze Kunstsprache der Philosophie; und man bildete sich ein, die Metaphysik sey nicht mehr nöthig, während nichts weiter geschehn war, als daß sich der vierte Theil dieser Wissenschaft (die Eidolologie) von hinten, wohin er gehört, nach vorn gekehrt hatte. Jene Zeit des philosophischen Tumults ist vorüber; mit der Logik hat auch die Metaphysik ihren alten Platz wieder eingenommen. So nothwendig aber schon deshalb die Metaphysik den Aerzten ist, weil in ihr der Grundbegriff der Materie vestgestellt wird (135.): so haben wir doch die Betrachtung des Lebens, worauf unmittelbar der Blick des Arztes gerichtet ist, vorangehn lassen, um ihn an die Begriffe von der geistigen Regsamkeit, welche der Psychologie gehören, anknüpfen zu können. Darin liegt die Andeutung, daß Metaphysik für sich allein, ohne Psychologie, dem Arzte so wenig als dem Juristen und Mediciner, wird nützen können. Das Leben ist das Mittelglied zwischen Materie und Geist. Es muß als verminderter Geist in einer, über ihre chemische Constitution erhobenen Materie gedacht werden. Die Verminderung liegt, wie sich von selbst versteht, nur in dem Laufe unseres Denkens, indem wir von den psychologischen Begriffen, die uns vorher klar seyn müssen, zu den physiologischen übergehen; jedoch in der Voraussetzung, man wisse nun schon, was Materie sey, oder man sey doch auf dem Puncte, es zu erfahren; denn Leben ohne Materie ist

---

selbst. In den Meinungen der Aerzte spiegelt sich die Zeitphilosophie. Ihnen kann man nicht zumuthen, daß sie dieselben verbessern, und schärfer als die Philosophen untersuchen sollten.

ein uneigentlicher Ausdruck, so sehr üblich er auch geworden ist. Uebrigens sollen die, in diesem Buche gegebenen Notizen von der Metaphysik (welche Wissenschaft dem praktischen Interesse am wenigsten zusagt) keinen Anspruch auf besondere Aufmerksamkeit der Aerzte begründen; eine bloß encyklopädische Darstellung würde ihnen, selbst wenn sie beträchtlich weitläufiger wäre, nicht genügen können.

Endlich mögen alle drey obern Facultäten sich selbst sagen, daß die Philosophie keiner von ihnen, einzeln genommen, angehören kann, sondern ihnen allen zugleich vorarbeiten muß. Und während jene sämmtlich der Praxis zugewendet sind, für welche sie ihre Lehrlinge bilden sollen, hat die Philosophie noch andere, theoretische Angelegenheiten. Sie muß sich mit den Mathematikern und Naturforschern in Gemeinschaft setzen. Dem Philosophen fiel das schwere Loos, nach allen Richtungen schauen zu müssen, während jeder andre Gelehrte seinen Kreis so eng, als ihm bequem dünkt, um sich zusammenzieht.

Neuntes Capitel.

Rückblicke, und Bemerkungen über die Form der Philosophie.

213. Für das praktische Interesse ist dies Buch mit dem vorigen Capitel völlig geschlossen; und wollte man sich denken, die Schrift sey verwandelt in mündliche Rede, die einzelnen Capitel in eben so viele Vorlesungen vor einer gemischten Versammlung: so ließe sich annehmen, die Mehrzahl der Zuhörer habe sich nun entfernt; ein kleines Häuflein aber sey etwa noch zurückgeblieben, um sich mit kritischen Bemerkungen zu unterhalten, welche natürlich bey so leichten Vorträgen mehr die Form als die Sache betreffen, und in Vergleichungen mit anderwärts beliebten Formen übergehn würden.

Daß nun der Verfasser zurückkehrt, um sich bey diesen Herren noch von neuem Gehör zu erbitten, hat seinen Grund zunächst in dem Worte Encyklopädie. Eine solche, nach theoretischen Gesichtspuncten entworfen, würde ganz anders aussehn, als dieses Buch; sie würde aber dennoch von den üblich gewordenen Formen weit abweichen, und zwar deswegen, weil überall in der Philosophie die Form dem Gegenstande dienen, und niemals über ihn herrschen soll.

Gehn wir dagegen zurück in den Anfang der neuern Systeme, — das heißt, ins Jahr 1795, oder noch etwas früher: so finden wir dort Schellings erste Schrift: über die Möglichkeit einer Form der Philosophie. Darin wird gleich Anfangs eine, allen einzelnen Formen zum Grunde liegende Urform, und ein nothwendiger Zusammenhang derselben mit den einzelnen, von ihr abhängigen Formen, ohne Weiteres

vorausgesetzt. Die Voraussetzung ist seitdem ein mächtiges Vorurtheil geworden. Jenes Ich, welches gesetzt ist, weil es selbst das Setzende ist, sollte die Forderung erfüllen, daß in dem Einen, obersten Grundsatze Form und Inhalt sich wechselseitig begründen; „die Form (sagt Schelling) kann durch nichts anderes, als durch das Ich, und das Ich selbst nur durch die Form gegeben seyn." Eben dieses idealistische Ich, welches zu seiner Zeit das von Reinhold angeregte Streben nach einer bessern Form der Kantischen Philosophie (deren Inhalt dadurch nur bestätigt und bekräftigt werden sollte) und nach dem obersten, herrschenden Grundsatze aller philosophischen Disciplinen, zu befriedigen bestimmt war: dieses Ich hat sich späterhin nicht nur in Schellings Absolutes und in Hegels Idee verwandelt, sondern überall seinen Einfluß in den Systemen geäußert, und Ansprüche an eine Systematik erzeugt, die, wie ein Irrlicht, Jedem vorschwebt und sich von Niemandem erreichen läßt.

Solche, von Einem Puncte ausgehende, mit drey oder vier Strahlen sich verbreitende, und aus jedem Strahle wiederum baumähnlich fortwachsende Systematik ist nun weder in dieser, noch in irgend einer von den Schriften des Verfassers auch nur versuchsweise zu finden; und zwar deswegen, weil sie zugleich mit dem idealistischen Ich in die Verbannung muß geschickt werden.

Alles Reden von der Möglichkeit einer Form, bevor man den Inhalt kennt und reiflich erwogen hat, ist bloß eine Vorbereitung, um Luftschlösser zu bauen. Die Philosophie ist dadurch nicht erbaut, sondern in allen ihren Disciplinen von Grund aus erschüttert worden. Das sollte man nun endlich aus dem Erfolge gelernt haben, wenn man es nicht voraus gesehen hatte.

214. Der rein theoretische Vortrag, welcher jetzt noch soll nach allgemeinen Gesichtspuncten über das Verfahren in der Philosophie, und über die daraus entstehende Form, — also über philosophische Kunst, — gehalten werden, muß, wie

überall in diesem Buche, vom Leichtern anfangen, und zum Schwerern fortschreiten; dabey aber auf frühere Schriften verweisen. Es wird scheinen, als ob wir von hinten anfingen.

Aus der Logik*) soll die Lehre von den Classificationen bekannt seyn. Sie setzt voraus, es seyen mehrere Reihen von Begriffen gegeben. Wenn eine Menge von Gegenständen vorliegt, deren Classification man sucht: so finden sich allemal die Begriffsreihen, indem die Merkmale der Gegenstände geordnet werden. Der Botaniker findet sie in den Pflanzen, der Mineralog in den Fossilien, der Grammatiker in den Sprachformen, u. s. w. Das Geschäft des Classificirens beginnt da, wo die Reihen der Merkmale, welche durch Abstraction gesondert waren, nunmehr durch Determination wieder verbunden werden sollen. Hier entsteht gewöhnlich die Einseitigkeit, daß nur einige wenige von den Formen, welche die Determination annehmen kann, bemerkt, und wohl gar streitend einander gegenüber gestellt werden; während das Geschäfft seiner Natur nach combinatorisch ist, und, wenn es ganz vollzogen wird, eine große Menge möglicher Classificationen zur Auswahl darbietet.

Will man die angewandten Theile der Philosophie bis ins Einzelne durchführen: so giebt es auch in ihnen mancherley Begriffsreihen, die combinatorisch in einander greifen. Das ausgeführteste Beyspiel dieser Art findet sich in der Pädagogik, wo die Hauptklassen des Interesse, welche oben (83.) angeführt sind, mit den formalen Grundbestimmungen der Lehrkunst verbunden werden.**) Man könnte sich hier ein Beyspiel schaffen, wenn man die Reihe der praktischen Ideen (27.) mit den Principien des Rückgangs und Fortgangs (7 und 151.) in Verbindung setzen wollte. Dabey würden aber noch andre Reihen mit einzuflechten seyn. Die Andeu-

*) Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie, §. 48.

**) Pädagogik, im fünften Capitel des zweyten Buchs.

tung davon findet man in den letzten Capiteln der praktischen Philosophie *), deren Form nothwendig auf dieser Methode beruht.

Der Vortrag nach dem combinatorischen Schema wird aber allemal beschwerlich. Die Systematik soll hier nicht etwa ihre Schwingen glanzvoll aus einander breiten; sondern sie soll dem Schriftsteller einerseits, dem Leser andrerseits zur Leitung dienen, um im Stillen alle Verbindungen zu überschauen, und die wichtigsten auszuheben, falsche Formen der Untersuchung aber, die sich ohne sie leicht einschleichen würden, zu verhüten.

215. Wie nun hier die Logik auf gleiche Weise die Reihen der Begriffe verbinden lehrt, gleichviel ob von empirischen, oder ethischen, oder metaphysischen Begriffen die Rede sey: so gleichgültig ist sie überhaupt gegen den Ursprung und gegen den Werth der Begriffe.

Sie selbst, die Logik, hat ihren Sitz nicht im Ich, nicht im Absoluten, nicht in irgend einer Idee; sondern sie wird Bedürfniß, wo man über Begriffe streitet, und erzeugt sich aus den dabey entstehenden Bemerkungen über das Verhältniß und die mögliche Verbindung der Begriffe. Nun streitet man aber nicht etwa bloß und allein in den Schulen der Philosophen, sondern man streitet auch in den Gerichtshöfen, und bey allen öffentlichen Verhandlungen. Man stritt in Athen, in Rom; man streitet in London, in Paris. Dort braucht man bestimmte Begriffe; dort fällt man Urtheile; dort zieht man Schlüsse. Daß manches in diesen Geschäfften besser gelingen würde, wenn man Ethik und Metaphysik dazu mitbrächte, mag seyn; aber noch weit gewisser ist's, daß es ungleich besser gehn würde, wenn die empirische Kenntniß der Dinge, die man behandelt, vollständig vorläge. Daraus wird aber Niemand schließen, die Logik hänge von der Erfahrung ab. Eben so wenig nun gründet sie sich auf Ethik oder Metaphysik; und es ist lediglich ein Misgriff falscher Syste-

*) Praktische Philosophie, im achten, neunten, zehnten und eilften Capitel des zweyten Buchs.

matik, die Logik, die seit zweytausend Jahren da ist, an Streitpuncte heutiger Schulen knüpfen zu wollen, um welche die Mathematiker sich so wenig kümmern, als die Staatsmänner. Die Reflexion des Logikers irrt von ihrem Gegenstande ab, wenn sie, statt des Begriffs, den Begreifenden ins Auge faßt, dessen Person und Ursprung sie in keinem möglichen Sinne etwas angeht, sondern den sie gerade bey Seite setzen soll.

216. Die nähere Betrachtung der logischen Formen wird uns nun zuerst auf den Unterschied des philosophischen und des mathematischen Forschens führen, womit die Foderung einer anschauenden, statt einer discursiven Erkenntniß, die man oft gemacht, aber schlecht entwickelt hat, auf's engste verbunden ist.

Die Trennung der kategorischen von den hypothetischen Urtheilen war ein Grundirrthum der Logik, welcher zuerst fortgeschafft werden mußte, wenn über den erwähnten Unterschied ein Licht aufgehn sollte.

Alle, der Sprachform nach kategorischen Urtheile, sind ihrer logischen Natur nach hypothetisch. Der Satz: A ist B, heißt nichts anders, als: wenn der Begriff A gedacht wird, so kommt ihm das Prädicat B zu.*)

Hiebey versteht sich von selbst, daß auch der disjunctive Satz: A ist entweder B oder C, nichts anderes heißt, als: Wenn A gedacht wird, so kommt ihm B zu, wenn nicht C, und C, wenn nicht B.

Dies vorausgesetzt: so sieht man, daß allen Lehren, denen die Urtheilsform wesentlich ist, eine hypothetische Natur anklebt; und daß umgekehrt diejenigen Forschungen, welche die hypothetische Beschaffenheit nicht ertragen, auch nicht ursprünglich auf Urtheile gerichtet werden dürfen.

Nun ist aber die ganze reine Mathematik ihrem Wesen nach hypothetisch. Wenn eine gewisse Construction A (Kreis,

*) Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie, §. 53.

Dreyeck, Gleichung, Differential, u. dgl. m.) gemacht ist: so kommt ihr das Merkmal B zu. Wenn ein rechtwinklichtes Dreyeck gedacht wird, so gilt der Pythagoräische Lehrsatz. Wenn eine kubische Gleichung aufgesetzt wird, so hat sie entweder eine oder drey mögliche Wurzeln, u. s. w.

Die Construction selbst ist hier niemals eine Erkenntniß, sondern nur das Urtheil ist eine solche.

In der ältern Metaphysik der Schulen wurde diese Form von Begriffen, die man definirte, als ob man sie gleich den mathematischen beliebig construirt hätte, und von Urtheilen, als ob es nur nöthig wäre, der Construction einige neue Bestimmungen zu geben, den Mathematikern nachgeahmt. Das war in formaler Hinsicht der Grund ihres Verderbens.

Aber es war eben so verkehrt, als man in neuerer Zeit, um diesen Fehler zu vermeiden, statt der discursiven Erkenntniß durch Urtheile und Syllogismen, eine anschauende forderte. Anschauungen können wir nicht machen. Dagegen haben wir Anschauungen; und diese Anschauungen würden, bloß theoretisch betrachtet, uns genügen, wenn die Begriffe, worin sie nach Beyseitsetzung der zufälligen Zeitlichkeit des Empfindens und Reproducirens sich verwandeln, als Begriffe genügen könnten. Dies verhindern die Widersprüche, die in ihnen liegen (177.). Und aus diesem einzigen Grunde giebt es eine Metaphysik als theoretische Wissenschaft. Die Forschungen, wodurch sie zu Stande kommt, richten sich weder auf Urtheile, noch auf Anschauungen, sondern auf verbesserte Begriffe, als auf ihren Zielpunct.

Was die praktische Philosophie anlangt: so ist sie zwar der Metaphysik im höchsten Grade unähnlich; schon deshalb, weil sie nicht von der Erfahrung ausgeht, sondern in Vorschriften für eine künftige Erfahrung durch den Begriff des Sollens übergeht. Dennoch trifft sie, was die logische Form ihrer ersten Hauptgegenstände anlangt, einigermaßen mit der Metaphysik zusammen. Sie sucht zwar Urtheile; aber nicht durch Schlüsse. Sie sucht ästhetische Urtheile über den Willen. Das heißt, zu den Prädicaten löblich und schändlich

sucht sie die Subjecte; nämlich Bilder des Willens, worin er gelobt oder getadelt werde. Diese Subjecte, bloß für sich, und theoretisch betrachtet, sind Begriffe. Erst das ästhetische Urtheil erhebt sie zu Ideen. Aber das ästhetische Urtheil wird nicht gesucht, sondern es kommt ganz von selbst, sobald man seine Gegenstände gefunden hat. Die Technik des methodischen Verfahrens, wovon (153.) gesprochen worden, bezieht sich bloß auf das Finden der Reihe von Verhältnissen, worin der Wille gedacht werden muß, um Gegenstand des ästhetischen Urtheils zu seyn. Die Begriffe dieser Verhältnisse sind das Gesuchte. Also auch hier ist die discursive Erkenntniß und Forschungsweise des Mathematikers weit entfernt.

Daß nun dennoch der Vortrag in der Form von Sätzen, also von Urtheilen, fortschreitet, ist die Wirkung der Sprache, welche beständig den Gedanken Gewalt anthut, sobald man sie mittheilen will. Eben so verwandelt sich die Anschauung eines Zeugen in Beschreibung; aber die logische Form der Beschreibung ist nicht die Form des Bildes, welches ihm von den beobachteten Dingen und Ereignissen innerlich vorschwebt. Der Leser eines philosophischen Buches ist niemals eher mit dem Buche fertig, als bis er die Sprachform vergessen hat; so wie mit Beschreibungen der Leser nicht eher fertig ist, als bis er das Bild des beschriebenen Gegenstandes innerlich anschaut.

Sowohl die verbesserten metaphysischen Begriffe mit ihren mannigfaltigen Beziehungen, als die praktischen Ideen, schweben dem Denker, indem er sie anhaltend betrachtet, so vor, als wären sie anschauliche Gegenstände. Diese Aehnlichkeit der Contemplation mit der Anschauung gereicht Denen, welche im Ernste Anschauung in der Philosophie forderten, zu einiger Entschuldigung ihres Irrthums, den sie freylich hätten sorgfältiger vermeiden sollen.

217. Wir haben bisher von den Begriffen, als von den vorhandenen oder gesuchten oder gefundenen Gegenständen

des philosophischen Denkens gesprochen. Wie aber verhält es sich mit dem Suchen und Finden? Diese Frage zerfällt in drey sehr verschiedene Fragen. Erstlich: wie sucht und findet man die Erklärung solcher Begriffe, die längst im Umlauf sind, und deren Sinn man nicht verändern will? Zweytens: wie findet man die richtige Bestimmung solcher Begriffe, die zwar im Gebrauche sind, aber aus praktischen Gründen von diesem Gebrauche nicht abhängen dürfen? Drittens: wie macht man es, neue Begriffe zu erzeugen, wo die alten nicht ausreichen?

Der erste Fall ist der einer bloßen logischen Analyse. Der zweyte bezieht sich auf die praktischen Ideen, und deren Anwendung. Der dritte kommt bey den metaphysischen Begriffen vor. Im ersten Falle wendet man sich an den Sprachgebrauch, im zweyten zunächst an das ästhetische Urtheil, im dritten an die Motive des fortschreitenden Denkens.

218. Zum ersten Falle gehören ein paar wichtige Beyspiele aus der praktischen Philosophie und der Psychologie.

In der praktischen Philosophie findet sich nothwendig ein einziges, rein theoretisches Capitel.*) Es ist das über den Begriff des Staats. Diesen Begriff liefert die Geschichte. Und da man sie als ein Gegebenes auffassen muß: so ist es *in so fern* auch nicht erlaubt ihn zu verändern, als er eben das Gegebene darstellen soll. Zwey Merkmale nun ragen hervor: Gesellschaft, und Macht. An dieselben knüpfen sich die Untersuchungen: wie ist Gesellschaft möglich? Und worauf beruht die Natur der Macht? Beide Fragen lassen sich aufwerfen, ohne daß man im geringsten eine praktische Bestimmung dessen was seyn solle, drein mische. Und sie müssen untersucht werden, damit man nur erst den Gegenstand habe, an welchen die praktischen Bestimmungen anzubringen sind. Denn mit einem bloßen Gedankendinge sich zu beschäfftigen, nützt der Staatslehre zu nichts. Verbindungen von Men-

*) Praktische Philosophie, fünftes Capitel des zweyten Buchs.

schen sind gegeben, die man von jeher Staaten genannt hat. Freylich standen nicht alle Staaten vest; und es mag wohl seyn, daß eine gewisse Gebrechlichkeit in ihnen lag, die man schon im bloßen Begriffe des Staats würde erkannt haben, wenn man das Verhältniß der Macht zur Gesellschaft gehörig erwogen hätte. Diese Erwägung sieht einer metaphysischen (noch immer rein theoretischen) Untersuchung ähnlich; und sie geht allerdings aus von einem Widerspruche im Begriffe des Staats.*) Allein es ist nicht einerley Geschäfft, diesen Widerspruch zu behandeln, und jene logische Frage, was heißt Staat? zu beantworten, welches nothwendig das erste seyn muß. Von beiden wiederum völlig verschieden ist die praktische Bestimmung des Staats nach allen Ideen zugleich. Aus der Vermengung dieser Fragen und Untersuchungen ist in der Staatslehre das gewöhnliche Unheil aller Vermengung entstanden, daß man nämlich keine einzige derselben mit der gebührenden Genauigkeit behandelt hat, sondern sich aus dem Begriff in die Idee verliert (wie Rousseau), und wiederum aus bloß idealen Constructionen (wie bey Platon und Fichte) die wirkliche Natur eines so schwer zu behandelnden Dinges, wie der Staat ist, zu erkennen gemeint hat. Lauter Verirrungen von sehr gefährlicher Art!**)

Das zweyte Beyspiel giebt der Unterschied zwischen Verstand und Vernunft. Wir wollen hier nicht fragen, ob solche Seelenvermögen vorhanden sind, sondern nur: was heißt beides, und warum gebraucht man nicht beide Worte als gleichbedeutend? Was nun bey Kant und Wolf Verstand und Vernunft heiße, mag man in ihren Schriften nachsehn; wir aber fragen die allgemein übliche Sprache, welche vom Verstehen, von verständigen Männern, von unverständigen Träumen redet; desgleichen von vernünftigen Handlungen,

*) Praktische Philosophie, am Ende des sechsten Capitels im zweyten Buche.

**) Für dies Beyspiel sowohl als für das folgende vergleiche man die Einleitung zum zweyten Bande der Psychologie.

Entschließungen, Urtheilen, von unvernünftigen Thieren. Dabey ist nicht gemeint, welche Begriffe der Verstand, und welche Ideen die Vernunft habe; obgleich hintennach die Philosophen ihre Begriffe in den Verstand, und ihre Ideen in die Vernunft hineinsetzen, weil sie eben keinen andern Ort dafür wissen. Der Umstand, daß Einer in seinem Verfahren sehr verständig, und doch dies Verfahren selbst unvernünftig seyn kann, zeigt deutlich den Verstand als ein gelingendes Denken innerhalb einer gewissen Sphäre; die Vernunft aber als ein Hinzukommendes. Jenes mislingt dagegen im Traume; diese fehlt im Thiere. Beide aber, Verstand und Vernunft, kommen nach allgemeiner Behauptung erst mit den Jahren, — lange nachdem die sogenannten Kategorien, und die Ideen sammt der Religion, im Bewußtseyn gerade so vollständig entwickelt sind, als sie bey den verständigsten und vernünftigsten Menschen, die nur nicht in eine philosophische Schule gehn, im Laufe des ganzen Lebens überhaupt zur Entwickelung zu gelangen pflegen. Hier nun, wo es auf Wortbestimmungen ankommt, soll man sich an den Sprachgebrauch halten; und eben deswegen nicht den Kindern und Jünglingen, so lange sie unmündig sind, weil man ihnen keine Reife des Verstandes und der Vernunft zutraut, darum auch Klarheit der Kategorien und Ideen und der Religion absprechen; welches offenbar nach den Erklärungen, welche die meisten Philosophen von Verstand und Vernunft geben, unvermeidlich seyn würde. Das Weitere hievon suche man am gehörigen Orte.

219. Im zweyten und dritten Falle (217.) sucht man neue Begriffe, oder doch neue Bestimmungen und Bevestigungen derselben.

Wir können nicht umhin, uns hier der doppelten Art von Systematik zu erinnern, die wir vorfinden. Die eine legt die Begriffe neben einander, die andre hinter einander. Jene hat Alles, auch das was ihr fehlt; diese findet Alles, auch das was man längst hat. Jene breitet ihre Schätze aus, diese übt ihre Kraft an Allem was vorkommt. Von besondern

Entdeckungen, welche die eine oder die andre gemacht hätten, wird eben nichts Bedeutendes aufzuzeigen seyn; die Entdeckung, selbst die Erzeugung des Irrthums, pflegt nicht nach allgemein vorgeschriebenen Regeln zu geschehen. Bey jenen beiden getrennten Arten von Systematik, deren eine nur den linken Fuß, die andre nur den rechten zu besitzen scheint, ist das natürlich; denn auf Einem Fuße kann man nicht gehen; zum Entdecken aber gehört freye Bewegung nach allen Richtungen.

Beyspiele würden in den Lehrbüchern zweyer entgegengesetzten Schulen anzutreffen seyn; wir begnügen uns, an die Kategorientafel zu erinnern, deren viereckige Gestalt

Quantität

Qualität Relation

Modalität

in die linare Reihe: Qualität, Quantität, Modalität, und Relation, zu bringen, uns fast verdacht worden ist; vielleicht mit Recht, denn an der Kategorientafel, man mag sie psychologisch oder metaphysisch betrachten, ist jede Verbesserung verschwendet. Soll aber doch einmal das alte Vorurtheil einer geschlossenen Reihe von allgemeinen Hauptbegriffen fortbestehn, als hätten Metaphysik und Psychologie keine neuen Begriffe, die außerhalb der Kategorientafel liegen, zu erzeugen nöthig gehabt, — so wäre es doch das Mindeste, was man verlangen könnte, daß den Quantitätsbegriffen des Mehr und Minder die sogenannte Qualität des Positiven und Negativen vorausgehe; denn alle Welt nennt die Plusgrößen positiv, die Minusgrößen aber negativ; ferner daß Möglichkeit, Wirklichkeit, und Nothwendigkeit, so lange dieser Klimax des gemeinen Verstandes noch einen Platz in der Wissenschaft behält, unmittelbar auf die Quantitätsbegriffe folge, damit doch das Bekenntniß des Klimax, nach welchem die Wirklichkeit eine Steigerung des Möglichen, und das Nothwendige noch vornehmer als das Wirkliche seyn soll, deutlich

hervortrete*); — und endlich, wenn man einmal keinen andern Begriff von der Substanz hat, als daß Attribute in ihr wirklich, und Accidenzen in ihr möglich sind, — desgleichen die Accidenzen durch Kräfte aus der Möglichkeit nothwendig zur Wirklichkeit emporsteigen, — dann sollte man so aufrichtig seyn, diese Voraussetzung der Modalitäts-Begriffe bey der Substanz und Ursache auch in der That voranzusetzen, und sich des Ausdrucks nicht zu schämen, wenn man nicht lernen will, behutsamer zu Werke zu gehn.

Es ist gar nicht gleichgültig, in welcher Ordnung eine Reihe von Begriffen aufgestellt wird. Die Bedeutung erhellet aus der Stellung; und hier gerade liegt die Beantwortung der Frage unseres zweyten Falles. Will man die Bedeutung eines schwankenden Begriffes veststellen, — und liegt der Fehler nicht etwa (wie bey Substanz und Ursache) an innern Widersprüchen, (in welchem Falle man nicht anders als durch Erzeugung neuer Begriffe fertig wird,) — so erlangt man seinen Zweck dadurch, daß man die Nachbarn im Gebiete der Begriffe zu Hülfe ruft, welche den schwankenden gehörig begränzen werden.

Nur beyspielsweise wollen wir hier des schwersten Puncts in der ganzen praktischen Philosophie erwähnen, nämlich der Bestimmung des Rechtsbegriffs, der durch Occupation und Formation, durch Sachenrechte und Urrechte, durch abwechselnde Berufung auf die Natur und auf den Staat, so weit aus seiner eigentlichen und ersten Bedeutung herausgetrieben wird, daß man bey der Wichtigkeit des Gegenstandes wohl Ursache hätte, davor zu erschrecken. Aber das schwankende Schiff liegt vest an zwey Ankern, sobald man rechts den Begriff der Billigkeit, und links den Begriff des Wohlwollens daneben stellt. Die Abgränzung durch beide, und die Nothwendigkeit, die Rechtslehre von der Verurtheilung des Streits

*) Der erste Band der Metaphysik ist voll von Proben und Formen des alten Unsinns, der aus diesem Klimax zu entstehen pflegt, und den selbst Kant nicht ganz vermieden hat.

zu beginnen, tritt alsdann so deutlich hervor, daß man weiterhin sich nur der natürlichen Fortbewegung der Wissenschaft von den einfachsten zu den mehr und mehr zusammengesetzten Verhältnissen zu überlassen braucht, um die Verwirrung zu lösen.

220. Die Betrachtung des zweyten Falles läßt sich füglich dergestalt erweitern, daß sie bis zu dem wichtigen Verhältnisse zwischen der Synthese und Analyse fortlaufe, und zugleich das, was über den dritten Fall zu sagen ist, vorbereite.

Zurückblickend auf die beiden vorhin erwähnten Manieren der Systematik, wollen wir zuvörderst anerkennen, daß die Bemühung, schon vorhandene Begriffe von neuem zu finden, um sie bey der Gelegenheit in ihrem ursprünglichen Sinn zu bestimmen, immer noch den Vorzug verdient, vor der Steifheit, welche selbst das, was nur im fortschreitenden Denken entstehen kann, — was nur als ein Werk desselben seine Bedeutung hat, gleich Anfangs wie ein Fertiges hinstellt, und sich des Monstrirens rühmt, um die Arbeit des Demonstrirens zu sparen. Freylich begegnet es jener Manier oft genug, bekannte Worte zum Gefäß zu brauchen, wohinein das Gefundene passen soll, wenn es auch mit dem Inhalte, den das Gefäß schon hatte, nicht richtig zusammentrifft. Aber die Gedanken sind doch in Bewegung; und Bewegung läßt sich eher verbessern, als Trägheit.

Damit jedoch der eben erwähnte Fehler, den Worten einen Sinn aufzudringen, den sie nicht annehmen können, vermieden werde, muß zu der Synthesis, die den alten Begriff neu finden und erzeugen wollte, das analytische Geschäfft hinzukommen, welches von dem alten Begriffe ausgeht, indem es ihn in der Sprache, oder, wenn von Naturgegenständen die Rede ist, in der Erfahrung aufsucht. Paßt nun nicht genau das Alte zum Neuen, so bedarf die Synthesis entweder einer Revision, oder auch einer Fortsetzung, bis sie genau die bekannte Stelle trifft. Letzteres kann sehr oft der Fall seyn, wo Unkundige voreilig Fehler zu entdecken glauben, weil sie nicht

die leichtesten Schritte, die man ihnen vielleicht in gutem Vertrauen überließ, selbst zu machen verstehn.

Zu den vergeblichen Ermahnungen aber, die man zuweilen zu hören bekommt, gehört auch die, man solle von der Analyse, die für sicherer gehalten wird, anfangen, und die Synthese lieber darauf folgen lassen. Oder noch lieber, (fahren wir fort,) die Synthese ganz weglassen! Das ist das wahre und probate Mittel, um gar nicht von der Stelle zu kommen, im alten Meinungskreise stecken zu bleiben, und höchstens zu wissen, daß man nichts weiß, und nichts zu finden vermag. Für Leute, die ihre Ruhe lieben, wäre das der allerbeste Rath. Die regressiven Tendenzen des Zeitalters befinden sich wohl dabey.

Es ist übrigens nicht wahr, daß die Analyse sicherer ist. Ihr drohen alle Gefahren der Erschleichung. Und diese lassen sich selbst in der empirischen Physik nicht ohne Mühe, nicht ohne Zusammenwirkung vieler geübten Forscher vermeiden. Wieviel schwerer in der Mitte philosophischer Partheyen! Jede Parthey sieht, was sie sehen will. Die Synthesis aber, besonders wenn sie Rechnung zu Hülfe nimmt, sieht, was herauskommt, und wird dadurch aus dem Kreise bloßer Einbildungen herausgetrieben; statt daß der analytische Spiegel den Einbildungen ihr eignes Bild zurückstrahlt, und die Verführung der Selbstbejahungen veranlaßt.

221. Die Synthesis gehört dem dritten Falle; denn sie ist es, welche neue Begriffe erzeugt. Hier können wir uns nicht mit Beyspielen begnügen, sondern müssen geradezu die Hauptpuncte anzeigen, nämlich die Begriffe von der Causalität und vom Raume.

Dem Widerspruche im Begriffe der Veränderung (178.) schafft der gemeine Verstand eine vorläufige Hülfe, indem er die Schuld, sich selbst ungetreu zu seyn, von dem veränderten Dinge abwälzt, und behauptet, etwas Anderes müsse dem Dinge die Veränderung angethan haben. Hier ist, psychologisch betrachtet, der Sitz des Causalbegriffs mit der ihm an-

hängenden Nothwendigkeit, wobey der Weg des Denkens nicht von der Ursache zur Wirkung, sondern von der Wirkung zur Ursache geht. *)

Einfach, wie der Begriff der Veränderung, erscheint nun auch der Causalbegriff. Und als wäre er in der That einfach, so ist er von Hume und Kant behandelt, diese Behandlung aber, obgleich sie von Fehlern strotzt, von den Spätern gepriesen worden. Falsche Systematik hat diese wichtigste aller metaphysischen Untersuchungen in Grund und Boden verdorben. Schon als Leibnitz sein principium rationis sufficientis in dreyfacher Bedeutung als Axiom aussprach, war das Verderben im vollen Gange.

In der Anmerkung zum Capitel von der Psychologie (206.) haben wir ganz kurz den Begriff der Selbsterhaltung erwähnt, dessen Deduction in der Metaphysik muß nachgesehn werden. Dieser sagt nicht, daß ein Ding als Ursache thätig, ein andres leidend sey, und von jenem eine Veränderung annehme; sondern er sagt, daß jede Substanz bleibt was sie ist. Es ist also darin nicht der gemeine Causalbegriff zu finden, und das darf auch nicht seyn, weil im Thun und Leiden sowohl Thätiges als Leidendes aus sich herausgehn, sich in ihrer wahren Natur umkehren, und den Vorwurf der Untreue gegen sich selbst nicht vermeiden würden.

Ebendaselbst ist ferner der psychischen Causalität erwähnt, welche nicht unmittelbar zwischen einem Dinge und einem andern, wohl aber zwischen entgegengesetzten innern Zuständen einer und der nämlichen Substanz vorkommt. Der Erfolg dieser Causalität wird uns in der innern Erfahrung zunächst durch die Verdunkelung unsrer Vorstellungen gegeben.

Endlich ist daselbst von der Anstrengung gesprochen, welche wir mit dem Bewußtseyn des Kraftgefühls innerlich vornehmen; dergestalt, daß der gemeine Verstand veranlaßt wird zu glauben, den Dingen, die Gewalt gegen

*) Psychologie II. §. 142.

andre Dinge üben, müsse ungefähr so zu Muthe seyn, wie uns, wenn wir uns anstrengen.

Nun füge man zu diesen drey ganz verschiedenen Causalbegriffen noch die ganz oder doch theilweise räumlichen Naturkräfte der Attraction und Repulsion, der Arzneyen und Gifte, und wie sie weiter heißen: so wird man sich bald in einem solchen Walde von allerley Causalitäten befinden, daß der allgemeine Gattungsbegriff: Causalität, sich in seiner wahren Natur bey der mindesten Ueberlegung verrathen muß. Er ist für die Wissenschaft nichts weiter als eine leere Abstraction; gerade wie der allgemeine Begriff des Grundes und der Folge (174.), der noch eine Stufe über jenem einnimmt, nämlich im Gebiete der leeren Begriffe, an denen gar Mancher die Mühe seines Denkens verliert.

Gesetzt, es wollte ein Systematiker, wie sie wohl gewöhnlich nach bloßer Logik, ohne genaue Erwägung der Eigenheit des Gegenstandes, zu verfahren pflegen, unsre Darstellung verbessern: so würde er uns etwa folgendermaßen belehren:

„Nach logischer Regel gebührt sich's, das Allgemeinste an „die Spitze zu stellen; es zu definiren, und alsdann einzu„theilen. Setzet also den allgemeinen Begriff des Grundes „obenan, mit gehöriger Erklärung. Ordnet ihm die spe„cies, welche man Ursache nennt, unter; und alsdann, „wiederum untergeordnet, laßt Eure mancherley Causali„täten, wie sie nun eben seyn mögen, folgen; diese aber „müssen coordinirt werden. So wird man eure Lehre über„sehen können; daß ihr aber in der Metaphysik von den „Selbsterhaltungen, in der Psychologie von den Hemmungen „und den Anstrengungen, und alsdann gar wiederum in „der Metaphysik von den Attractionen und Repulsionen, — „endlich aber in diesem Buche von der Freyheit redet, die „doch ein negativer Causalbegriff ist, mithin auch der allge„meinen Abhandlung von der Causalität zugehört: das ist „arge Unordnung, die euch schwerfällig und dunkel „macht."

Was darauf zu antworten ist, beurtheile man aus dem Folgenden.

222. Erstlich: alle abstracten Begriffe werden unbrauchbar, sobald man die Abstraction so weit getrieben hat, daß die Merkmale, worauf es bey der Untersuchung ankommt, verschwunden sind. Das ist bey der Causalität der Fall, sobald man nicht mehr weiß, ob man sie zwischen mehrern Substanzen, oder zwischen den mehrern innern Zuständen eines und des nämlichen Wesens suchen soll; und im ersten Falle, ob dabey die Erscheinung im Raume in Betracht kommt, oder nicht; im zweyten, ob die innern Zustände vermöge der gegenseitigen Hemmung, oder vermöge der Verbindung, oder durch beides zugleich auf einander zu wirken bestimmt sind.

Zweytens: die verschiedenen Causalitäten als coordinirt in eine Reihe zu legen, mag in einer Encyklopädie, für die willkührliche Reflexion, allenfalls erträglich seyn. Man sieht dann wenigstens den Unterschied, daß Substanzen in Wechselwirkung *bestehen* als das was sie sind, innere Zustände hingegen sich *hemmen* und dadurch in ein Streben verwandeln, welches Streben nur, wenn die Hemmung *ganz* entwiche, eine *völlige* Reproduction des Zustandes, wie er war, ergeben würde. In solcher Vergleichung mag man von den innern Zuständen sagen, *ihr Streben zur Reproduction sey eine Art von Surrogat, wodurch sie mit dem Bestehen der Substanzen eine entfernte Aehnlichkeit erreichen.*

Drittens: im systematischen Vortrage die verschiedenen Causalbegriffe zu coordiniren, kann Niemandem einfallen, der von der Art, wie die Begriffe derselben erzeugt und gefunden werden, nur einige Kenntniß hat. An das übliche Ausgehn von Einem Princip ist dabey gar nicht zu denken. Die Selbsterhaltung der Substanzen wird gefunden aus den Problemen der Inhärenz und der Veränderung. Die Hemmung der innern Zustände würde man daraus nur problematisch und schwankend ableiten; aber sie ergiebt sich mit großer Be-

stimmtheit aus der Untersuchung des Ich. Faßt man endlich die beiden Untersuchungen zusammen: so tritt jene voran; denn es zeigt sich nun, daß erst die Substanzen in Wechselwirkung bestehen, ehe die innern Zustände da sind, die sich unter einander theils hemmen, theils verbinden. Die räumlich erscheinenden Causalitäten einerseits, die innern Anstrengungen andrerseits, sind vollends entfernte Folgen; jene vom Bestehen der Substanzen, diese vom Streben und von den Verbindungen innerer Zustände.

Im Systeme hat jeder Begriff, den man neu erzeugen mußte, seine Stelle da, wo er gefunden wird. Die willkührliche Reflexion, die wir uns hier erlaubten, um einmal zur Vergleichung das Entlegenste zusammenzurücken, würde dort zu den weit ausschweifenden Digressionen gehören; während selbst näher sich darbietende Digressionen zuweilen schon die Klage veranlassen, man störe den Leser, indem man ihm eine Hülfe leisten wollte. Hierüber noch folgende Bemerkung.

223. Wäre die Philosophie nicht genöthigt, sich aus dem Irrthum zur Wahrheit hervorzuarbeiten; bezeugte nicht ihre Geschichte, daß der Reiz, eigne Meinungen zu haben, jeden Augenblick durch mancherley mögliche Vorstellungsarten kann befriedigt werden, in welche der Leser nur auszuweichen braucht, um sich der Führung zu entziehen, die ihm angeboten wird: so wäre nicht nöthig, ihn beständig an dies und jenes zu erinnern, was er theils berücksichtigen, theils vermeiden solle. Aber in der Philosophie gilt es, nicht bloß durch den Wald zu gehen, sondern stets die Augen rechts und links zu haben, um auch die Orte zu sehen, wohin man nicht gehen kann, ohne den vesten Boden und die Richtung des Weges zu verlieren. Hierauf bezieht sich die Kunst der Darstellung, welche zu der systematischen, im eignen Denken nöthigen Kunst, beym Vortrage hinzukommen muß.

Der philosophische Vortrag macht nur zu oft, und zu natürlich, den Eindruck problematischer Meinung, ungeachtet der strengen Nothwendigkeit, die in den Motiven des fortschrei-

tenden Denkens liegt. Jeder nimmt sich gern Zeit, erst einmal zu versuchen, ob er nicht auch noch andre Wege finden könne? Er will den Sumpf, gegen den man ihn warnt, aus eigner Erfahrung kennen lernen. Die Gefahr, zu ertrinken, ist ja nicht dringend! Haben es doch Andre vor uns eben so gemacht, und sind nicht davon gestorben! Haben doch die Behutsamsten lieber alle Bewegung des Denkens vermieden, und sind berühmte Männer dabey geworden! Mit Einem Munde sprechen die Juristen und die Physiker, und wer weiß wie viele sonst: — diejenigen, welche nicht philosophiren, schreiben die gelehrtesten Bücher, voll von Citaten und von Beobachtungen. Also muß man den Motiven des fortschreitenden Denkens ja nicht nachgeben! In der That: die Anstrengung, die es kostet, sich diesen Motiven zu widersetzen, ist unter allen möglichen Anstrengungen für die Mehrzahl der Menschen die kleinste.

Die Philosophen nun, welche wissen, wie schwer es hält, Gehör zu erlangen, pflegen das Praktische mit dem Theoretischen so innig als möglich zu verbinden, um ihren Worten Gewicht zu geben. Das stört aber wirklich die Untersuchung, und darf in systematischen Schriften über Psychologie, vollends über Metaphysik, nur selten vorkommen.

Umgekehrt, wo das praktische Interesse vorherrschen soll, da können die theoretischen Gegenstände nur wie in einer perspectivischen Verkürzung erscheinen. So ist's in diesem Buche, auf dessen Gang wir jetzt zurückblicken wollen.

224. Dem strengen Idealismus (171.), und nur ihm allein, können wir verzeihen, wenn er dem täuschenden Bilde einer Urform und Einheit alles Wissens (213.) nachgeht, und dem gemäß seine systematische Architektonik einrichtet. Von dieser Architektonik des idealistischen Zeitalters kann aber jetzt gar Nichts übrig bleiben. Darum haben wir gleich Anfangs die sämmtliche Bearbeitung der Begriffe, das heißt, alle Philosophie, als dreyfach verschieden anerkannt. Denn verschieden ist die bloße Anordnung und Verknüpfung unserer Be-

griffe, das heißt, unseres Gedachten, da, wo sie ohne Zusatz und ohne Hinderniß, mithin bloß logisch geschieht, von den beiden Arbeiten, denen eine aus hinzutretenden ästhetischen Urtheilen, das heißt, Werthbestimmungen ohne Willkühr, die andre aber aus metaphysischen Schwierigkeiten, welche die Hoffnung des Erkennens zu vereiteln drohen, hervorgeht. Von der Logik haben wir nun überhaupt nur als von einem bekannten Hülfsmittel dieser beiden großen Arbeiten reden können; denn ihr eignes theoretisches Interesse ist an sich schwach, und dem praktischen völlig fremd. Daß aber das praktische Interesse uns unmittelbar auf das ästhetische Gebiet versetze, durfte Anfangs im Dunkeln bleiben. Dem praktischen Menschen schweben die Gegenstände vor, die er bearbeitet, und die Umstände, die er berücksichtigt; und dabey sondert sich das praktische Urtheil noch nicht genau ab vom theoretischen Auffassen und Beurtheilen. Auch in den allgemeinen Begriffen und gangbaren Lehren der Moral, worin Pflichten und mittelbare Tugenden die Hauptrolle spielen, liegt das gewöhnliche menschliche Leben, wie es ist, vor Augen; und selbst Ideale steigern nur das Gemeine zum Ungemeinen, ohne die Art der Betrachtung zu ändern. Diesen Blick auf Gegenstände, ohne alle Form des Systems, eine Zeitlang zu unterhalten, war uns wichtig, um über die Form nicht streiten zu müssen. Aber die gebieterische Nothwendigkeit, worin bloße Gegenstände durch ihre Natur den Menschen zu versetzen scheinen, mußte gelüftet werden, und so kamen nun allmählig Tugend und Religion, mit beiden aber ästhetische Urtheile zur Sprache. Von ihnen die theoretische Auffassung scharf zu scheiden, und zwischen beiden die Stellung des moralischen Urtheils richtig zu erkennen, darf nicht für leicht gehalten werden, da es vielen Denkern des ersten Ranges bald mehr bald weniger mislungen ist. Es war eine Hauptrücksicht, die unsere Darstellungen leitete, Betrachtungen des Staats, der Kunst, und der Erziehung so zu benutzen, daß in voller Besinnung an diese bekannten Gegenstände diejenigen Fehler möchten leicht vermieden werden, welche sonst

an den Abstractionen zu kleben, und mit ihnen sich einzuschleichen pflegen. Allein solche Bemühung gelingt jedem Buche nur in so fern, als sein Leser nachhilft, oder vielmehr in eigner Anstrengung den gegebenen Reiz in sich aufnimmt und wirken läßt.

Die aufgeregte politische und pädagogische Besinnung wurde nun ferner dazu benutzt, den Leser in die Psychologie zu versetzen. Freylich nicht gleich zu den metaphysischen Fragen nach der Seele und dem Ich. Diese schwierigen Gegenstände kennt der Staatsmann und Erzieher viel zu wenig, um darüber urtheilen zu dürfen. Aber er kennt die geistige Regsamkeit besser, als die gemeine empirische Psychologie, die sich alle Mühe giebt, sie recht systematisch zu verkennen. Dies ist ein Punct, worin der Verfasser keineswegs gesonnen ist, mit seinen Gegnern Friede zu machen; und wenn die Kriegslist, aus der Politik und Pädagogik in die Psychologie mit Einem Schritte hinüberzutreten, hier nicht vollständiger ausgeführt ist, so liegt der Grund zum Theil an der Kürze dieses Buchs, anderntheils aber an dem schon zuvor bezeichnenden Umstande. Alle solche Wendungen nämlich helfen nur dem Leser, der sie benutzt; das heißt hier dem, welcher die ganze, zuvor angeregte Thätigkeit seines im Leben selbst vorgeübten, praktischen Verstandes beybehält, und sie zu den schwierigern Gegenständen mitbringt. Die sehr interessanten Erfahrungsgegenstände, welche sich der geistigen Regsamkeit zunächst anreihen, das Leben und die Materie, haben uns fast umsonst den schönsten Stoff dargeboten, um naturphilosophische Untersuchungen auf eine populäre Weise zu besprechen, die jetzt in den Winkeln der Metaphysik vergraben bleiben werden. Ausführlichkeit in solchen Dingen drängt eine Encyklopädie zu sehr aus einander, und verhindert ihren Endzweck, der in der Zusammenfassung besteht. Die Metaphysik durfte überhaupt unserer Elementarlehre nur wenige Beyträge liefern; denn ihre Gegenstände liegen für den praktischen Menschen nicht hell genug am Tage. Hatten wir das sinnliche Ding, die Materie, einmal genannt, so mußte freylich auch das ganz unsinnliche, die Seele, schon deshalb genannt werden, damit

ihr nicht, wie zu geschehen pflegt, das Ich untergeschoben werde. Denn in diesem Puncte ist eine seltsame Eintracht und Verbrüderung zwischen Idealismus und Empirismus; der eine empfiehlt das Ich als Urquelle alles Wissens; der andre nimmt die Empfehlung an, zwar nicht in ihrer ganzen Ausdehnung, aber doch, um die ihm lästige Substanz der Seele los zu werden.

Bey Gelegenheit der Materie und des Lebens wurde nun zwar von zusammengehörigen innern und äußern Zuständen gesprochen; es wurde erwähnt, daß die Wechselwirkung unter mehrern Substanzen nichts anderes ist, als eine gegenseitige Bestimmung ihrer innern Zustände; und daß danach die äußere Lage sich richten muß. Auch war die Hemmung und Verbindung der mehrern innern Zustände Einer Substanz schon bey der Betrachtung der geistigen Regsamkeit nicht bloß berührt, sondern so, wie sie in einer populären Psychologie müßte ausführlich beschrieben werden, mit einigen Grundstrichen bezeichnet worden. Allein hiebey ist absichtlich von aller systematischen Form abgewichen. Freye Bewegung im vesten Systeme — diese war zu zeigen, in Folge der gleich Anfangs angegebenen Zwecke. Angenommen nun, der Leser wolle nicht bloß die Gegenstände der Philosophie besehen, sondern auch von deren regelmäßiger Untersuchung etwas hören: so kam die wissenschaftliche Form an die Reihe. Daher trat die Methodenlehre ein. Nicht aber, um Grundrisse von Lehrgebäuden zu zeigen, die man als äußere Gegenstände anzuschauen liebt, wenn sie auch nur Hirngespinnste sind; sondern um von dem Verfahren zu reden, durch welches etwa ein Lehrgebäude entstehen könne. Hier mußte zwar von vorn angefangen werden, jedoch nicht in schwer verständlichen Abstractionen, sondern mit Anknüpfung an das Vorhergegangene; demnach so, daß nunmehr fast gleichzeitig sowohl vom Aufbau der theoretischen als der praktischen Philosophie die Frage war; weil man schon mit beiden sich zuvor beschäfftigt hatte. Allmählig mußte sogar die Metaphysik in den Vordergrund treten, weil sie in den philosophischen Schulen die stärkste und vorherrschende Geschäfftigkeit veranlaßt, wenn

auch unter andern, oft gewechselten Benennungen. Wer nun etwa erwartete, der Verfasser würde jetzt wenigstens die systematischen Umrisse seiner eignen Metaphysik in ein helles Licht stellen, der wird sich wenig befriedigt gefunden haben. Es ist von außen wenig daran zu sehn; auch im Innern ist kein Schmuck zum Vorzeigen. Eher hätte die Psychologie einige Versuchung erregen können, von ihr eine ausführliche Beschreibung zu machen. Allein das kleine Lehrbuch ist vorhanden für Diejenigen, denen das größere Werk zu schwerfällig seyn möchte. Selbst die Zusammenstellung der Psychologie und Naturphilosophie ist schon im Lehrbuche zur Einleitung in die Philosophie zu finden.

225. Wiewohl es scheinen möchte, daß hiemit Alles Nöthige gesagt wäre: so kann es doch Leser geben, welche sich befremdet finden, daß die Encyklopädie der Philosophie andre Umrisse zeige, als die Philosophie selbst; und welche klagen, sie hätten noch immer nicht die Wissenschaft gleichsam mit ihren Augen angeschaut. Dieses nun halten sie wohl für leichter als es ist; verführt durch allerley Ansichten, denen keine wahre Untersuchungen zum Grunde liegen, denn solche lose Waare ist heutiges Tages häufig auf dem Markte. Jedoch, um die Resultate der ganzen Betrachtung kenntlicher vor sich hinzustellen, können sie nochmals die verschiedenen philosophischen Wissenschaften ganz kurz durchmustern.

Zuerst kommt Alles darauf an, ob sie sich überzeugt haben, daß praktische Philosophie und Metaphysik zwey völlig disparate Wissenschaften sind? Haben sie daran noch den geringsten Zweifel: so bleibt nichts übrig, als auf die beiden, unter jenen Namen vorhandenen, frühern Schriften zu verweisen, welche so lange verglichen werden müssen, bis der Unterschied unmittelbar ins Auge springt.*)

Ist dies gesichert: so überlege man die Stellung, welche zunächst die Logik dadurch bekommt, daß sie für jene beiden

*) Insbesondere vergleiche man Metaphysik I. §. 124. und das dort Vorhergehende.

disparaten Disciplinen, und für jeden andern Zweig der Gelehrsamkeit die gemeinsame Vorschule seyn muß. Das Gemeinsame kann sich auf die Unterscheidungsmerkmale seines Untergeordneten nicht einlassen. Daher gehört Nichts von Allem, was die Methoden betrifft, nach denen hier ästhetische und dort widersprechende Begriffe müssen behandelt werden, in die Logik. Alle Versuche, die Logik in einem ausgedehnteren Sinne, als bisher, zur Methodenlehre zu erheben, müssen aufgegeben werden. Jede besondere Methode gehört dahin, wo ihre Probleme vorkommen. Die Sphäre ihrer Anwendbarkeit aber reicht so weit, als man mit mehr oder weniger Sicherheit die Bedingungen wiederfindet, die sie voraussetzt.*)

*) Daher gehört die Methode der Beziehungen in die Metaphysik; denn dort liegen die Probleme, durch welche sie gefordert wird; nämlich gegebene Widersprüche, die dennoch Erkenntnißbegriffe eines Realen sind. Wendet man die Methode anderwärts an: so geschieht dies, weil in die Stelle der eigentlichen Realität eine factische Wirklichkeit tritt, und zwar eine solche, die ein Merkmal an sich trägt, dessen Nothwendigkeit nicht gleich einleuchtet. Das leichteste Beyspiel hievon giebt das ästhetische Urtheil, welches objectiv ist, d. h. einen theoretisch erkennbaren Gegenstand hat, während die Gefühle des Angenehmen rein subjectiv sind. Zugleich sieht man ohne Mühe, daß solche Gegenstände Verhältnisse in sich tragen; als da sind Verhältnisse des Umrisses an der Bildsäule, der Charaktere im Drama, der Töne in den Accorden der Musik. Nun fragt sich: ist es nothwendig, ist es allgemein, daß jedes ästhetische Urtheil auf den Verhältnissen seines Gegenstandes beruhen muß? Dies weiß man nicht. Die Nothwendigkeit läßt sich nur durch die Unmöglichkeit des Gegentheils beweisen. Das heißt: wenn der ästhetische Gegenstand keine Verhältnisse in sich trüge, so wäre im Begriffe desselben ein Widerspruch. Und so ist es. Denn zu der theoretischen Auffassung muß etwas hinzukommen, damit sie übergehe in eine ästhetische. Zu dem Gegenstande soll aber nichts hinzukommen; sondern er muß so wie er ist, ohne Weiteres, unmittelbar, (nicht etwa vermöge eines Beweises,) gefallen oder misfallen. Also wäre die unmittelbare Auffassung des Gegenstandes zugleich theoretisch und ästhetisch. Aber das widerspricht sich. Die theoretischa (etwa des Geometers, der die Bildsäule als einen bloßen raumerfüllenden und bestimmt gestalteten Körper betrachtet,) ist gleichgültig, d. h. nicht ästhe-

Die sogenannte transscendentale Logik aber, welche vorgiebt, ursprünglich eingeborne Begriffe oder Erkenntnißformen des Verstandes nachzuweisen, ist nichts Anderes, als ein mishandeltes Capitel der Psychologie; und auf diese allein muß deshalb verwiesen werden.

Jetzt wenden wir uns zur praktischen Philosophie. Was von dieser nicht in seinen mannigfaltigen Einzelnheiten konnte vor Augen gelegt werden, das ist der Kreis von Rechtsbegriffen, welche man Naturrecht nennt. Es hätte zu nichts geholfen, wenn wir darauf hier eingetreten wären; denn der Zusammenhang unter den Haupttheilen der Philosophie hängt nicht davon ab. Nur der Hauptpunct, daß nämlich der Grundbegriff des Rechts unter den praktischen Ideen die vierte Stelle einnimmt, mußte gezeigt werden; und dies ist geschehen (153.). Auch die Nachweisung, daß in größern geselligen Verhältnissen sich Recht und Billigkeit stets beysammen finden müssen, ist nicht übergangen worden (154.); woraus folgt, daß beide sehr leicht verwechselt werden; und dies ist in so hohem Grade der Fall gewesen, daß der Name Billigkeit, (obgleich ihn schon das Sprichwort: was dem Einen

tisch. Die nämliche, stets unmittelbare Auffassung des Gegenstandes wäre also ästhetisch und nicht ästhetisch zugleich, ohne irgend einen Grund des Unterschiedes. Nun sind gleichwohl die ästhetischen Gegenstände factisch vorhanden; und dies Factum erträgt keinen Widerspruch in sich selbst. Wendet man die Methode der Beziehungen an: so erfährt man das, was man schon wußte; nämlich: man soll nach ihr den Gegenstand nicht einfach, sondern vielfach setzen; und in der Vielfachheit, im Zusammen des Vielen, soll das Gefallende und Misfallende liegen, das heißt: in den Verhältnissen. Dieses eben wußte man; aber man wußte nicht, es müsse nothwendig so seyn. Die Nothwendigkeit lehrt die Methode. Und das ist in der praktischen Philosophie, nachdem schon bekannt war, dem moralischen Urtheil liege ein ästhetisches zum Grunde (45.), der Fingerzeig geworden, welchem gemäß die ganze Reihe der Verhältnisse gesucht wurde, in denen der Wille Gegenstand des Lobes oder Tadels werden kann. Vor mehr als zwanzig Jahren sind diese Dinge in der praktischen Philosophie gelehrt worden.

recht, ist dem Andern billig, in seiner Bedeutung vest-stellen konnte,) seinen wahren Sinn beynahe verloren hat, wodurch nun auch die wahre Natur des Rechts, das jenen durchaus heterogenen Begriff mit in sich aufnehmen sollte, im hohen Grade verdunkelt wurde. In praktischer Hinsicht das Wichtigste aber ist, daß auf bloße Begriffe des Rechts durchaus keine brauchbare Staatslehre kann gegründet werden; welche vielmehr dereinst ihrem größten Theile nach auf Psychologie, unter Beyhülfe der Geschichte, wird zurückzuführen seyn (50, und 89—101.).

Da die ästhetische Grundlage des moralischen Urtheils hier als bekannt vorausgesetzt wird: so bleibt in systematischer Hinsicht für Denjenigen, der die Umrisse der philosophischen Disciplin richtig aufzufassen und zu vergleichen wünscht, nach allem Vorhergehenden *) eigentlich nur eine Vorsicht zu empfehlen übrig; diese nämlich, daß man die Bewegung des Denkens, welche in der systematischen Form gleichsam starr wird, ja nicht für gleichartig in der praktischen Philosophie und in der Metaphysik halte, und sich hier vor übereilten Analogien sorgfältig hüte. Liegt einmal das Fundament der praktischen Philosophie gehörig vest, nämlich die praktischen Ideen: so kann zwar die alsdann folgende Anwendung auf den Menschen und seine Verhältnisse, im Einzelnen noch Schwierigkeiten machen, die meistens von mangelhafter Psychologie herrühren werden; allein im Allgemeinen ist doch eine solche Anwendung den gewöhnlichen logischen Regeln unterworfen, wovon oben (§. 214.) das Nöthige gesagt worden. Die Geschichte der Philosophie giebt dies deutlich zu erkennen. Man hat von jeher weit mehr über die Begründung der Ethik, als über die Ausführung gestritten. Das absichtliche Verkennen der ästhetischen Grundlage, (weil man zu Imperativen forteilte, um mit der Kirche und dem Staate gleiche

*) Insbesondre nach dem, was oben über Vernunftkritik, Fundamentalphilosophie, und über ein vergebliches allgemeines System ist gesagt worden, denn das soll hier unvergessen seyn.

Sprache zu führen,) war Schuld an aller Verwirrung; und das Wesentlichste der Systematik besteht hier in derjenigen Heuristik, die vom Begriffe der Pflicht ausgehend (29.), auf ästhetische Urtheile hingewiesen, mit Hülfe des Satzes: daß solche Urtheile nur auf Verhältnisse gehen können, den Willen in allen seinen Verhältnissen betrachtet, und die Reihe derselben vollständig darstellt.

Hiebey entsteht nun die Frage: ob die andern Theile der Aesthetik nach dem Vorbilde der praktischen Philosophie können gezeichnet werden? welche Frage muß verneint werden. Denn in ihnen, wenn sie auch von den Eigenheiten der Apperception (70.) sorgfältig rein gehalten werden, überwiegt doch das successive Schöne (nach Art der Melodie) bey weitem das simultane (die Harmonie), und die aus Raum und Zeit entspringenden Verhältnisse sind von ganz andrer Art, als diejenigen, in welchen der Wille sich dem sittlichen Urtheile darstellt. In dem Capitel von der schönen Kunst ist soviel, als hier Platz fand, darüber gesagt worden. Besonders achte man auf die Absonderung dessen, was nicht streng zum objectiven Schönen gehört (nach 76.). Die mühsamste Arbeit aber ist hier analytisch; und die Bewegung des Denkens, indem sie Verschiedenartiges trennt, den Aehnlichkeiten aber nachfolgt (46.), geht weit mehr in die Breite, als in die Tiefe.

Ganz anders verhält sich's mit der Metaphysik. Wer in dieser das Princip absolut setzen will, der macht die ganze Wissenschaft zum Hirngespinnst. Ihr Grund und Boden ist das Gegebene. Aber wer da meint, Gegebenes und Vorgefundenes nur bloß gleich Mauersteinen an einander fügen und auf einander legen, oder gar den gegebenen Gründen andre Begründungen unterschieben zu dürfen: der hat vom System der Metaphysik nicht den geringsten Begriff. Die Bewegung des Denkens muß hier, nachdem sie durch unzählige Schwierigkeiten auf den Satz: Alles Gegebene ist nur Erscheinung! zurückgedrängt wurde, von dem sogleich folgenden Satze: Aller Schein deutet aufs Seyn, wieder vordringend, jeden Begriff von vorn an schaffen; dazu

aber müssen die Motive des fortschreitenden Denkens in voller Kraft wirksam seyn; das heißt: die Widersprüche in den Begriffen der Inhärenz, der Veränderung, der Materie, und des Ich, müssen klar vor Augen liegen. So lange man sich dieselben nicht gestehen wollte, war Metaphysik so viel werth, als sie dem Publicum galt, daß heißt: Nichts. Je mehr man von Ontologie redete, desto deutlicher kam zu Tage, daß man das wahre Seyn vor dem zerstörenden Wechseln und Scheinen nicht zu retten wußte.

Die Logik schafft zwar auch in der Metaphysik bedeutende Erleichterungen, aber diese sind noch immer nicht leicht, und überdies sind sie nicht das Wesentliche.

So hat man die Methode der Beziehungen in abstracto schwierig gefunden. Was ist aber diese Methode? Nichts als der Ausdruck für diejenige Richtung des Denkens, welche durch gegebene Widersprüche nothwendig wird. Hätte nun Heraklit unter den Alten, hätte Fichte unter den Neuern, diesen Ausdruck gekannt: so wäre wenigstens ihr Denken vor seiner falschen Wendung gewarnt worden. Sie hätten alsdann eine unsägliche Mühe sparen können. Der logisch allgemeine Ausdruck, welcher anzeigt, was bey Widersprüchen, die Realität prätendiren, zunächst zu thun sey, ist eine sehr große Erleichterung desjenigen Nachdenkens, was sonst in jedem einzelnen Falle von vorn an beginnen müßte, und gewöhnlich ganz verfehlt wird. Gleichwohl wäre es zuviel behauptet, wenn man sagen wollte, die Methode der Beziehungen sey durchaus unentbehrlich. Man nehme sie hinweg: die Metaphysik wird noch immer die nämlichen Resultate liefern, vorausgesetzt, daß man das Problem der Inhärenz, der Veränderung, und des Ich, jedes einzeln genommen richtig zu behandeln verstehe. Möglich ist das; denn jedes dieser Probleme enthält das Motiv des fortschreitenden Denkens vollständig in sich selbst. Aber hier wäre ein Fehler in der Systematik, wofern versäumt wäre, durch die Methode der Beziehungen dasjenige zuvörderst im allgemeinen Ausdrucke voran-

zuschicken, was in der nothwendigen Behandlung eines jeden von jenen drey Problemen als das Gemeinsame vorkommt.

Uebrigens werden Diejenigen, welche die Methode der Beziehungen schwer finden vollständig zu verstehen, doch bekennen müssen, daß sich soviel davon, als wir für gut fanden hier darüber zu sagen (185.), sehr leicht begreifen läßt. Es kommt nur darauf an, daß man sich der fruchtlosen Hartnäckigkeit begebe, mit welcher Manche es lieben, in Widersprüchen stecken zu bleiben, und dieselben entweder mit Hegel offenherzig zu beichten, oder aber sie, was weit schlimmer und tadelnswerther ist, künstlich zu läugnen und zu verschleyern, während es frey stand, zur offenen Thür hinaus zu gehen. Der Hauptgedanke: daß ein zusammengefaßtes Vieles Aufschlüsse darbieten kann, die ein für einfach Gehaltenes nimmermehr würde errathen lassen, ist ganz leicht. Es fragt sich nur noch, ob man ihn zu brauchen wisse?

Und hier hätten die zufälligen Ansichten, welche in der Mathematik aus Beyspielen bekannt sind, einigen großen Denkern wohl zu Hülfe kommen können, wenn sie sich am rechten Orte darauf besonnen hätten.

Allein wir haben in diesem Buche nicht nöthig gehabt, Metaphysik eigentlich zu lehren. Daß allgemeine Metaphysik, ehemals Ontologie genannt, der Psychologie, Naturphilosophie und Religionslehre vorausgehn muß, ist eben so wahr, als längst bekannt. Daß zur allgemeinen Metaphysik, außer der Methodologie, noch drey Theile gehören, nämlich eigentliche Ontologie, Synechologie, und Eidolologie, haben wir angezeigt (190.). Was nun der Leser vermissen wird, ist die Beschreibung des systematischen Zusammenhangs dieser Theile. Darüber läßt sich freylich negativ leicht soviel sagen, daß die Gegenstände derselben, Substanz und Ursache, Raum und Zeit, Subject und Object, keinesweges also neben einander auftreten, wie etwa die Capitel in der Vorkantischen Metaphysik, die davon handeln; oder wie die Formen der Sinnlichkeit, des Verstandes, und der Vernunft, in Kants Kritiken; oder wie

bey uns die fünf praktischen Ideen. Auch das könnte Jeder nach dem Vorhergehenden sich selbst sagen, daß an Ausstrahlung aus Einem Princip dabey nicht zu denken ist.

Wir haben am gehörigen Orte versucht, dem Leser aus der Metaphysik etwas zu erzählen. Diese Erzählung lautet zwar wie eine positive Nachricht; aber damit hat man noch keineswegs einen Begriff von dem worauf es ankommt: nämlich von der Bewegung des Denkens in jedem Puncte der Metaphysik. Sie aber ganz allein ist hier das Wesen der Systematik. Aus ihr nur läßt sich erkennen, daß die vier Theile der Wissenschaft nicht dürfen in eine andre Stellung und Folge gebracht, vielweniger durch einander gemengt oder auf ein einziges Princip reducirt werden, wie man so oft versucht hat; daß sie vielmehr gerade so stehn bleiben müssen, wie sie stehn, ohne mögliche Gefälligkeit gegen irgend ein Meinen, Wünschen, Seufzen oder Zürnen, wie wir dergleichen oft genug vernommen haben und noch jetzt vernehmen. Hierüber Denjenigen näher zu belehren, der nicht die Metaphysik selbst zur Hand nehmen will, darauf müssen wir Verzicht thun; wohl wissend, daß Jeder so lange Skeptiker seyn und bleiben wird, wie lange er nicht durch eigne Anstrengung sich durchgearbeitet hat.

Den einzigen Vortheil hat die Metaphysik, — nämlich die allgemeine, welche eine geschlossene Wissenschaft ist, ohne mögliche Erweiterung ihres Umfangs,*) — vor der Psychologie voraus, daß sie, gerade ihres Dunkels wegen, nicht mit so vielem falschen Lichte leuchtet, wie die letzt genannte, die gar Manche anlockt, und bald zu Wagstücken verleitet, bald durch Plattheiten scheinbar befriedigt.

Es ist unmöglich, in der Psychologie die Bewegung des Denkens so streng vorzuschreiben, wie in der praktischen Philosophie und Metaphysik. Daher wird noch lange die systematische Form der Wissenschaft schwanken, und mancherley

*) Geschlossen? Wenn die Principien nur ein zufälliges Aggregat (157.) bilden? So wird der aufmerksame Leser fragen. Es wird ihm auch nicht zugemuthet, daß er die Geschlossenheit voraussehe. Er studire die Metaphysik, so wird er sie finden!

fruchtlose Versuche veranlassen. Sondert man den empirischen, mathematischen, und metaphysischen Theil streng von einander: so ist keiner von ihnen für sich allein zu gebrauchen. Verbindet man sie, wenn auch durch die gewählteste Verknüpfung, so leidet doch am Ende die logische Deutlichkeit. Daher muß hier die Form des Vortrags vom System unterschieden werden. Darf man indessen gebildete Männer voraussetzen, denen schon Menschenkenntniß und geübte Selbstbeobachtung eigen ist, so behält das System der Psychologie diejenige Form, welche oben bezeichnet wurde. Der mathematische Theil, welcher synthetisch von den einfachsten denkbaren Annahmen ausgeht, und an Aufschlüssen, die sich nicht errathen lassen, am reichsten ist, tritt voran; entweder an die Eidolologie der Metaphysik geknüpft, oder, falls man es für sicherer hält, zuerst bloß hypothetisch. Der empirische Theil in seinen Hauptumrissen folgt nach, um Analysen darzubieten, die sich mit jener Synthesis vereinigen und sie bestätigen. Aber keiner von beiden Theilen läßt sich vest begränzen; sowohl die Synthesis als die Analysis sind immer noch der Erweiterung fähig. Dazu kommt, daß die Psychologie als ein Vorrath von Kenntnissen mannigfaltig benutzt werden muß; bald für die Metaphysik in Form der Vernunftkritik, bald für die sämmtlichen Theile der praktischen Philosophie und der gesammten Aesthetik. Hier brechen wir ab; da sich die Naturphilosophie in diesem Buche ganz im Hintergrunde halten mußte.

226. Sind nun hiemit die vesten Hauptumrisse der Philosophie verzeichnet: warum denn sind nicht eben sie zugleich die Umrisse des Buchs? Warum ist nicht der Raum desselben unter Logik, Ethik, Aesthetik, Metaphysik, Psychologie, Naturphilosophie, und Religionslehre gleichmäßig vertheilt? Warum ist nicht die Gestalt jeder Wissenschaft in verjüngtem Maaßstabe beybehalten worden?

Es mag etwas mislich seyn, die Beantwortung zu übernehmen. Bericht über die Philosophie war versprochen. Wer

Berichte annimmt, behält sich vor, nach eignem Gutfinden darauf zu verfügen, oder doch sie beliebig zu benutzen. Das dazu nöthige richtige Urtheil traut man sich zu. Wird man geneigt seyn anzuhören, daß in Ansehung der Philosophie das eigne, selbstvertrauende Urtheil leicht täuschen könne? Und doch muß diese Antwort gegeben werden.

Dem Leser wurde soviel Ueberzeugung gewünscht, als eine Encyklopädie gewähren kann. Von derjenigen vollständigen Ueberzeugung, welche nur aus einem beharrlichen Studium der Philosophie entspringt, darf hier nicht die Rede seyn. Oberflächlich angesehen aber schaffen die kunstgerechten Formen der Wissenschaft gar keine Ueberzeugung; so wenig als etwa ein physikalischer Apparat, dessen man sich nicht zum Experimentiren bedient. Sie befremden nur! Lange genug ist die Philosophie als eine Summe paradoxer Meinungen betrachtet worden, nur dazu tauglich, unnützen Streitigkeiten stets frische Nahrung zu geben.

Ueberzeugung muß haften an den geselligen Lebensverhältnissen, und an demjenigen Nachdenken, welches dadurch schon längst in Bewegung gesetzt, längst in täglichen Gebrauch gekommen war. Von diesen Lebensverhältnissen, diesem Nachdenken gingen wir aus. Die Vestigkeit der Anknüpfung eines langen Gedankenfadens an den Punct des Ausgehens läßt sich freylich nicht verbürgen; manches früher Angeregte mag wieder hinweggedrängt seyn durch den nachfolgenden Vortrag. Dann aber wird desto eher eine Warnung Platz finden, man möge die Aneignung der Philosophie nicht für leicht abgethan halten. Sie erfordert ganz andre Uebungen, als die Uebung im Schnelllesen und im Geltenmachen eigner Meinung gegen das gelesene Buch. Häufig zu den Hauptpuncten zurückkehrendes Denken, wobey sich neue und wieder neue Seiten und Verknüpfungen der Gegenstände entdecken, — wobey die Anfangs loseren Verbindungen sich allmählig bevestigen, — während das Entgegenstehende mehr und entschiedener sich trennt, — dies hebt am bequemsten die Abstraction von Stufe und Stufe, und gewährt dabey das Bewußtseyn, daß man

stets vesten Boden, ja sogar eine breite Basis behalte. Jedoch dazu gehört Geduld, die es nicht übel empfindet, daß manchmal Schwierigkeiten, die Anfangs absichtlich vertheilt waren, späterhin näher zusammenrücken und eine vermehrte Anstrengung erheischen.

Uebrigens wird wohl jeder Schriftsteller, der öfter misdeutet wurde, endlich dahin kommen, einen Unterschied zu machen zwischen den Formen und Hülfsmitteln, deren er für sich zum Erfinden und Prüfen bedarf, und andern Formen, die mehr zur Mittheilung passend scheinen.

Man erwartet vielleicht, daß am Ende dieses Buchs noch etwas über die Geschichte der Philosophie gesagt werde. Wenige Worte müssen genügen. Für Diejenigen, welche Metaphysik gründlich studiren wollen, ist Geschichte der Philosophie ein nothwendiges Uebel. Sie müssen den Umfang des Irrthums kennen lernen, aus dessen Mitte die Wahrheit als nothwendig hervortritt. Sie werden finden, daß die Motive des fortschreitenden Denkens, welche in den gegebenen Formen der Erfahrung liegen, sich schon längst, schon in sehr alter Zeit geregt haben; aber ohne durchzudringen, weil es bald an Entschlossenheit, bald an Fleiß, bald an unbefangener Wahrheitsliebe, bald — und in der Vorzeit durchgehends, — an den nöthigen Hülfsmitteln fehlte. So lange die höhere Mathematik nicht zum bequemen Gebrauche ausgebildet war, konnte die Psychologie nicht gedeihen; so lange die Psychologie nicht in den rechten Gang der Untersuchung kam, lag sie der Metaphysik im Wege; ja sie stellte sich ihr recht absichtlich in den Weg! So ist es dahin gekommen, daß noch heute Metaphysik mit Naturlehre des menschlichen Erkennens verwechselt wird; welches nicht klüger ist, als ob Einer Ostindien und Westindien verwechselte. Zu solchem Irrthum würde Kant, dem die Verehrung aller Zeiten gewiß ist, keine Veranlassung gegeben haben, wenn ihm die rechten Hülfsmittel zu Gebote gestanden hätten. Ihm fehlte sogar theilweise das, wovon wir reden; die Geschichte der Philosophie, die erst nach ihm, und in Folge der von ihm gegebenen Aufregung des gesamm-

ten philosophischen Studiums, mit Geist und Geschmack, und in ihrem gehörigen Umfange bearbeitet wurde. Das ist ein Hauptgrund, weshalb heutiges Tages die Rückkehr zu Kant nicht möglich ist.

Wäre in diesem Buche Metaphysik die Hauptsache gewesen: so müßten wir allerdings auf Geschichte der Philosophie uns einlassen. Da jenes nicht der Fall war, so ist auch dies nicht nöthig; sondern es reicht hin, auf den ersten, historisch-kritischen Theil der Metaphysik zu verweisen, worin der Verfasser für die Mehrzahl der heutigen Philosophen dasjenige niedergelegt hat, was sie am wenigsten hören wollen.

Bloße Liebhaber der Philosophie müssen gegen das Studium der Geschichte derselben eher gewarnt als dazu ermuntert werden. Sie laufen Gefahr, die Wissenschaft aus den Augen zu verlieren über den Personen, die man Philosophen nennt. Zwar wird jede gutgeschriebene Geschichte sie dagegen zu schützen suchen; aber der Eindruck von Verwirrung, welchen die Systeme machen, die als eben so viele streitende Personen auftreten, läßt sich durch keine Schreibart vermeiden. Daß die großen Denker der frühern Jahrhunderte schon oft sehr nahe daran waren, das Rechte zu treffen; daß eine kleine Erinnerung, wäre sie im Augenblicke der Meditation dargeboten worden, gar vielem späterhin lang ausgesponnenem Irrthum hätte vorbeugen können; daß überhaupt der metaphysische Irrthum mehr vielgestaltig als mannigfaltig ist, weil Metaphysik im engern Sinne (allgemeine Metaphysik) nur einen kleinen Kreis von Begriffen hat, in welchem sie alle möglichen Bewegungen versucht, bevor sie gerade aus gehen lernt: dieses, und so vieles Andre, was man wissen muß, um zu begreifen, woran es lag, daß auf Fortschritte wieder Rückschritte folgten, kann man dem bloßen Liebhaber, der zum anhaltenden Studium die nöthige Muße nicht hat, unmöglich ins gehörige Licht stellen.

Ihm ist höchst nöthig zu bemerken, daß Philosophie nicht Geschichte ist. Wer viel umherhorcht, was Andre gesagt haben oder noch sagen, wer darauf wartet was sie wohl sagen

werden: der wird zwar Mancherley zu hören bekommen, aber philosophische Einsicht kann er auf diese Weise nicht erhorchen. Diese beruhet auf der Deutlichkeit der Begriffe, und auf der Arbeitsamkeit, womit man die von ihnen geforderte Bewegung des Denkens vollführt. Geschichte aber läßt sich als Auctorität für alle mögliche Meinungen gebrauchen; sie giebt der Wahrheit Licht, aber auch dem Irrthum, und läßt Denjenigen schwankend stehn, der nicht am Ende selbst zu entscheiden weiß.

Für praktische Gegenstände besitzt der praktisch gebildete Mensch hinreichendes Licht in sich selbst, um ohne lange geschichtliche Vorbereitung eine richtige Darstellung aufzufassen und sich anzueignen. Hat er die Hauptpuncte begriffen, so hat er hiemit auch den Maaßstab, wornach er die Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit dessen was man ihm sonst noch vorträgt, für seinen individualen Gebrauch bestimmen muß. Die Einsicht, die man bietet, muß ihm dienen; fördert sie ihn in seinem Thun und Denken, so ist sie gut für ihn; findet sich das Gegentheil, so muß er die Entscheidung schwieriger Puncte den geübtern Denkern anheimstellen.

Druckfehler.

(Die mit NB. bezeichneten bittet man vor dem Lesen zu verbessern.)

	Seite 29	Zeile 4	von oben	anstatt als Abstractum	lies	als ein Abstractum
NB.	— 43	— 5	von unten	st. Wunsch	l.	Muth
	— 45	— 2	v. o.	st. Hingegen	l.	Hiegegen
NB.	— 62	— 7	v. o.	st. Form	l.	Ferne
	— 69	— 6	v. o.	st. bloße	l.	bloß
	— 94	— 2	v. u.	st. erzeigt	l.	erzeugt
NB.	— 183	— 4	v. u.	st. auch ertragen	l.	umhertragen
	— 198	— 11	v. u.	st. die mindeste	l.	der mindesten
	— 206	— 12	v. u.	st. aber	l.	oder
	— 219	— 8	v. u.	st. Kohlenhoff	l.	Kohlenstoff
NB.	— 300	— 3	v. u.	st. habe	l.	hebe.
NB.	— 305	— 10	v. o.	st. Ausspruche	l.	Ansprüche
	— 352	— 5	v. u.	st. ersetzen	l.	zersetzen
	— 374	— 10	v. u.	st. Mediciner	l.	Theologen
	— 396	— 18	v. o.	st. bezeichnenden	l.	bezeichneten
	— 403	— 6	v. o.	st. daß	l.	das.

Halle,
gedruckt in der Gebauerschen Buchdruckerei.


UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 647 082 7

